DIE ARIER.

EIN BEITRAG

ZUR

HISTORISCHEN ANTHROPOLOGIE

VON

THEODOR POESCHE.

„Für die Bearbeitung der Geschichte vom culturhistorischen Standpunkte ist eine Specialdisciplin wie die historische Ethnographie ein Hauptmedium, ohne welches die Art und Weise des Eintritts culturfähiger Nationen in die Reihen der civilisirten nicht richtig erkannt und aufgefasst werden kann.“

Kunik, in Dorn's „*Ueber die Einfälle der alten Russen in Tabaristan*“.

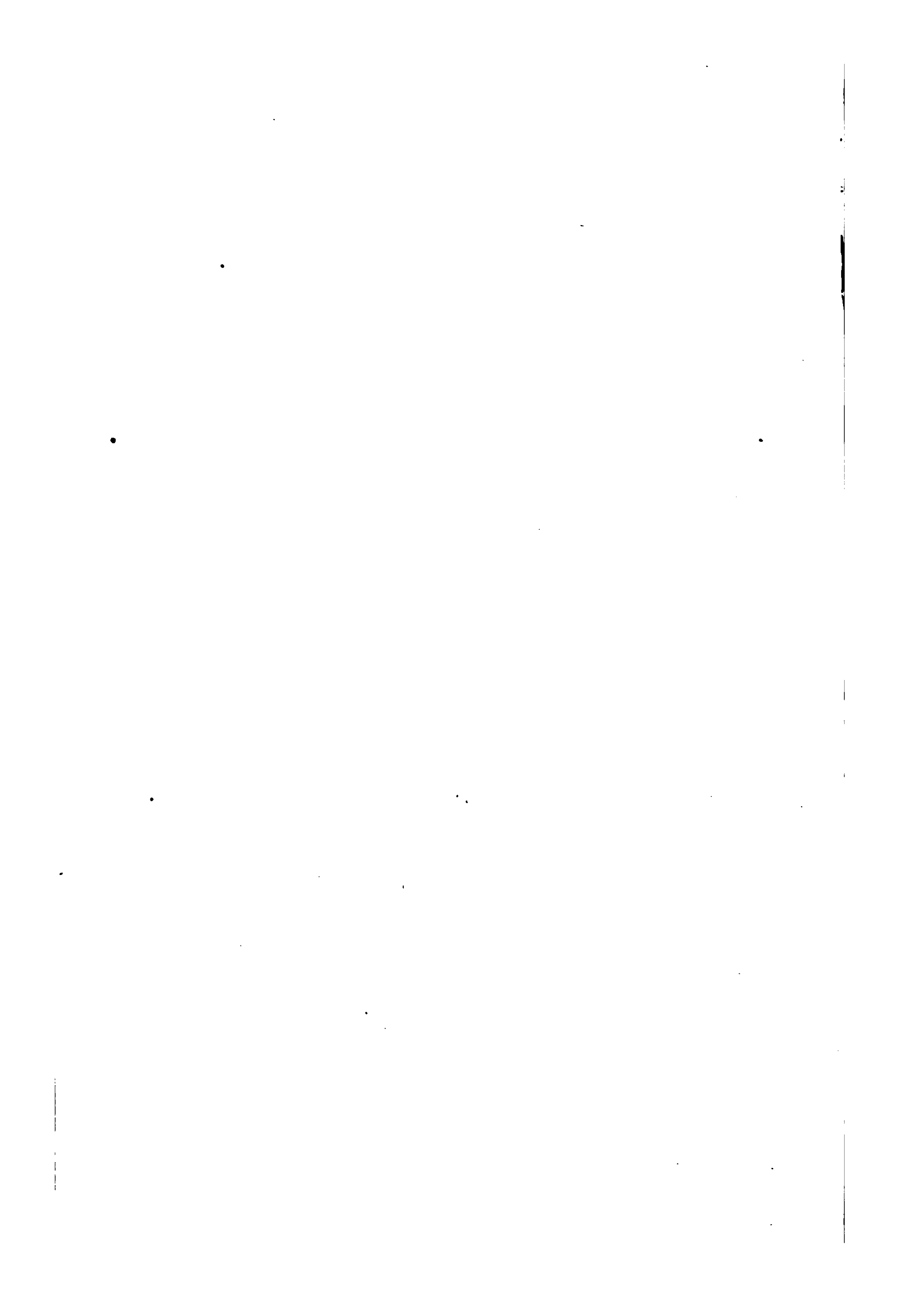
JENA,

HERMANN COSTENOBLE.

1878.

DIE ARIER.





Inhaltsverzeichniss.

Erstes Buch.

Die älteren Arier, bis zur Trennung.

Capitel I.

Die Menschenracen.

Voltaire nannte Geschichte une fable convenue. Vieles ist seit seiner Zeit anders und besser geworden; wir haben eine Schule von Geschichtsschreibern unter uns — die diplomatische könnte man sie nennen — welche mit Erfolg beflissen ist, eine diplomatisch beglaubigte und rationell erklärte Geschichte zu liefern.

Neben diesen Stubenhockern — man verzeihe den Ausdruck — ist eine Gruppe anderer Forscher entstanden, man könnte sie Feldflüchter nennen, die mit Grabscheit und Messkette, mit Teleskop und Mikroskop, mit Bleistift und Papierabdruck die hinterlassenen Spuren früherer Menschengeschlechter durchwühlt und untersucht haben. Waren diese nun Küchenabfälle oder Göttertempel, der gleiche Fleiss, die gleiche Ausdauer und Intelligenz wurden auf sie verwandt — humana sunt, nihil humani alienum a nobis putamus, lautete der Wahlspruch, und das Resultat dieser Arbeit der Tausende ist ein neues Fundament für die Menschengeschichte.

So bewährte sich der Rath Bär's und Ecker's (s. des Letztern Crania S. 10): „Es wäre an der Zeit, zur Entscheidung der uralten Controversen nach neuem Material zu suchen, statt immerdar die sagenhaften und verwirrten Zeugnisse der Schriftsteller wie Kartenblätter gegeneinander auszuspielen, wobei jeder Spieler seine Lieblingskarte als Trumpf behandelt.“

Kann man daran denken, den leichten, gleichsam in der Luft schwebenden Bau, den man jetzt Weltgeschichte nennt und der, aus dem verschiedensten Material und in den verschiedensten Stylen ausgeführt, nicht einmal mit sich selber übereinstimmt, auf das neue Fundament zu übertragen? Nichts wäre unmöglicher als ein solches Unternehmen; denn, um das gewählte Gleichniss beizubehalten, es würden hier lange Strecken der Unterlage ohne Oberbau zu bleiben haben, während dieser an andern Orten wie bisher ohne Fundament in die Luft ragen würde; jeder Windstoss wäre ihm Gefahr drohend und an nöthige Uebereinstimmung zwischen Fundament und Oberbau könnte nicht gedacht werden.

In dem vorliegenden Werke ist der Versuch gemacht worden, für einen Theil der mittleren Weltgeschichte die neuen Fundamente aufzusuchen, wie sie sich in den vortrefflichen Arbeiten der verschiedensten Zeitgenossen finden, und sodann eine Skizze des Oberbaus zu entwerfen, welcher nothwendig mit der Zeit diesem Fundament entwachsen muss. Ausführliche Vollständigkeit ist für eine solche Arbeit heute noch ausser Frage.

Ich beabsichtige, eine einzige Menschenrace hier zu behandeln, ihre Naturgeschichte und Culturgeschichte im Umriss zu geben. Da ist es denn vor Allem nöthig, mich darüber zu erklären, was ich unter Menschenracen verstehe.

Es giebt kaum eine wissenschaftliche Frage, in welcher die Ansichten so weit auseinander gehen wie in der Eintheilung des Menschengeschlechtes. Sollen physiologische oder linguistische Momente bei der Eintheilung entscheiden? Sind die unter sich verschiedenen Menschen Species oder Varietäten? Wie viele solcher Unterabtheilungen giebt es?

Blumenbach eröffnete vor jetzt gerade hundert Jahren den Reigen mit seinen fünf Menschenracen: der Kaukasier, Mongolen, Aethiopen, Amerikaner und Malayen. Cuvier nimmt nur drei Racen an: Kaukasier, Aethiopen und Mongolen. Andere wiederum, wie Desmoulins und Bory de Saint-Vincent, nehmen fünfzehn oder sechzehn Racen an.

Wir finden also eine kaukasische Race gleichmässig von Blumenbach und Cuvier hingestellt, wie auch neuerdings der Biolog Haeckel, der Philolog Friedrich Müller und der Ethnolog Peschel dieselbe unter dem Namen Mittelmeerrace aufstellen.

Hören wir nun aber zwei Proteste gegen die Annahme einer solchen Race, und zwar Proteste ausgehend, der eine von einem grossen Physiologen, der andere von einem grossen Historiker.

Bei Prichard heist es (Researches into the Physical History of Mankind, 3[d] Ed. p. 259): „It is equally „at variance with historical facts and with probabilty to „comprise, as in one Caucasian race, the nations of Europe „and of Mount Atlas, and of the chain of Himalaya. There „is no truth in the assertion that the traditions of all „these nations deduce their origin from the Caucasus, which „has been the immemorial seat of tribes proved by their „languages to be entirely distinct from the Indo-European „as well as from the Semitic nations.“

Der grosse Historiker Schaffarik (Slavische Alterthümer I, S. 25 und 26) sagt: „Es genügt weder die Blumenbach'sche noch die Cuvier'sche Eintheilung — — den Forderungen tüchtiger historischer und sprachlicher Forschung. — — Wer der Geschichte und der europäisch-asiatischen Sprachen in etwas kundig ist, wird gestehen müssen, dass die Eintheilung der kaukasischen Stämme, wonach Inder, Juden, Magyaren, Türken, Slaven, Lithauer, Finnen und Samojeden beinah in demselben von einander gleich weiten Grade der Verwandtschaft ständen, allen Ergebnissen der Geschichts- und Sprachforschung betreffs der Verwandtschaft der asiatisch-europäischen Völker schnurstracks entgegenläuft. Denn auf der einen Seite sind die sogenannten Semiten, d. h. Araber und Juden, und auf der andern die Finnen und Türken sprachlich so gewaltig von den Indoeuropäern verschieden, dass man sie unmöglich als Stämme derselben Race in einen gemeinsamen Kreis der Verwandtschaft aufnehmen kann.“

Ganz neuerdings hat sich der genaue Kenner des Kaukasus G. Radde über diese Frage, so weit sie den angeblichen Ursitz der betreffenden Race angeht, folgendermassen ausgesprochen (Ergänzungsheft No. 36 der Petermann'schen Mittheilungen S. 58): „Bevor ich Einiges mehr über die christlichen Bergvölker erzähle, will ich hier für kurze Zeit zurückgreifen und den Ausdruck „Kaukasische Race" etwas beleuchten. Wenn wir mit diesem Ausdrucke überhaupt nur das Ideal menschlicher Schönheit, unseren Begriffen gemäss, bezeichnen wollen, so bleibt es wahr, dass dieses Ideal speciell in der Uferregion des Südostwinkels des schwarzen Meeres wohnt. Wenn wir aber von Race im eigentlichen Sinne des Wortes sprechen wollen, d. h. von der unabänderlichen Wiederholung einer bestimmten Form der typischen Urart durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, so müssen wir in Hinsicht auf sehr bedeutende Variationen jener Völker den Ausdruck unhaltbar finden. Zunächst drängen sich jedem Beobachter, welcher sich die Kolchischen Völker ansieht, von vornherein zwei Grundtypen auf: der eine Typus blondhaarig, dabei aber schön weisshäutig und nicht selten mit gedrückter Kopfform und niedriger Stirn. — — Wenn man aber bedenkt, wie viele Völker seit den ältesten Zeiten durch die Kaukasusländer gezogen sind, und wie sehr sie die Schicksale der Stamminsassen dort beeinflussten, so giebt man die Idee einer ursprünglichen sich typisch erhaltenden (kaukasischen) Race auf."

Man sieht aus dem Angeführten zur Genüge, dass die kaukasische Race in physiologischer und linguistischer Beziehung ganz verschiedene Elemente enthält, die in eine Race zu vereinigen absolut unmöglich ist. Wie will man Lappen mit „kugelförmigen" Köpfen, und ausgesprochene „Langköpfe", z. B. Schweden, kleine zierliche Südaraber mit „blauschwarzem Haar" und nur einem Anflug von Bart, und riesige blonde Germanen mit langen Bärten in einer Race unterbringen?

Nicht besser ist man daran, wenn man die Sprache

allein als entscheidendes Moment der Eintheilung ansieht, wie es die Philologen unserer Zeit nur zu gern thun, die ohne weiteres von einer semitischen und einer indogermanischen Race sprechen. Denn in diesem Falle kommen semmelblonde Juden und dunkle Germanen und protestiren laut und vernehmlich. Max Müller meint freilich gelassen: für ihn sei ein griechisch sprechender in Athen geborener Türke ein Grieche, womit der Ethnologie aber schlecht gedient ist. Besser sagte der Orientalist Oppert auf dem Stockholmer anthro pologischen Congress: „Es giebt indoeuropäische Sprachen, aber keine indoeuropäische Race.“

Wie ist nun aus diesem Labyrinth herauszukommen? Wo ist der leitende Faden, der uns aus der Dunkelheit und Verwirrung zu Klarheit und Licht führt? Mit Umsicht und Geduld lässt sich doch wohl aus allen den aufgehäuften Schwierigkeiten herauskommen.

Es ist am Ende nur natürlich, dass die Menschen alles Andere zuvor richtig classificiren konnten, ehe sie die Menschheit richtig eintheilen lernten. Sie litten eben unter einem embarras des richesses; zu den gewöhnlichen Merkmalen der Thierwelt kam beim Menschen die Sprache als hochwichtiges, weil uraltes Moment der Unterscheidung und drängte sich wohl zu sehr in den Vordergrund. Es entstanden zweierlei Classificationen, die der Physiologen und die der Philologen, die beide sich nicht allzusehr um einander bekümmerten. Die brillante Entwickelung der vergleichenden Sprachwissenschaft in unserm Jahrhundert sicherte den Philologen einen gewaltigen Einfluss bei der Entscheidung der Fragen nach Eintheilung des Menschengeschlechts.

Hören wir aber den wohlberechtigten Protest, den Robert Hartmann (Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin VII, 6, S. 528) aus der physischen Schule laut werden lässt: „Diejenigen, welche uns nöthigen wollen, den Namen der Aryas als einen wohlbezeichnenden anzuerkennen, bedenken leider nicht, dass sie damit eine Menge von Völkerschaften zusammenwerfen, welche die physische

Anthropologie zu sondern genöthigt ist, Völker, bei denen eine häufig zu beobachtende Anwendung ähnlicher Idiome nicht im Einklange steht mit ihrer Abstammung und daher anderer Erklärung bedarf, als die dem Philologen nur zu leicht, dem Anthropologen nicht allein genügende Sprachverwandtschaft.“ Ganz ähnlich drückt sich Boyd Dawkins in seinem vortrefflichen Buch „Cave Hunting“ aus: „In „treating this difficult subject (of race) I have purposely „omitted to use the uncertain light of philology.“

Nach diesem Princip erscheinen natürlich Seligmann's „schwarzhaarige semitische Arier“ (Geographisches Jahrbuch. 1866) einfach als eine contradictio in adjecto, nicht um ein Haar besser wie hölzernes Eisen. Eben so wenig existirte je die „ario-semitische Menschheit“ A. v. Kremers, deren Wiege er in Centralasien sieht. (Ausland No. 1. 1875.)

Es ist mir angenehm, zu der langen Reihe in der Wissenschaft hochgeehrter Namen, welche gegen einseitige Berücksichtigung der Sprache in der Anthropologie sind, auch den Namen von Sir H. C. Rawlinson fügen zu können. Derselbe spricht sich am Schluss des schönen Aufsatzes über Seistan im Journal of the Royal Geographical Society for 1873 wie folgt aus: „The subject (nationality of the „Hazarehs, people of distinctly Tatar physiognomy, speaking „good old Persian.) however, is one of very great intricacy, „and is chiefly of interest in the warning which it holds „out to ethnologists, not to attach too much importance „to language, but merely to consider that as one of the „elements of inquiry in determining the ethnic relations of „a tribe or people.“

Hier haben wir in klaren, einfachen Worten von Rawlinson ausgesprochen, worauf dies ganze Capitel hinzielt: Sprache ist nur ein einzelnes Moment in der Zahl derjenigen, welche bei der Eintheilung des Menschengeschlechtes in Racen zu berücksichtigen sind.

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Falles in der Ornithologie: Professor Blasius, um eine certhia als

unterschiedene Species hinzustellen, behauptete unter anderen, auch der Lockton derselben sei specifisch verschieden. Dieselbe Berücksichtigung, und nicht mehr, muss die Sprache der Menschen bei Eintheilung derselben in Racen finden.

Soeben, beim Fertigmachen des Manuscriptes für den Druck, kommt mir noch der letzte Theil von Middendorf's sibirischem Reisewerke in die Hände, und ich finde B. IV, S. 1403 folgende Stelle. Middendorf, unter allen lebenden wissenschaftlichen Reisenden facile princeps, spricht sich darin so kräftig und deutlich über die hier abgehandelte Frage aus, dass ich ihm mit Freuden das Schlusswort in der Discussion derselben zuweise. „Ob die Resultate linguistischer Forschungen mit den Resultaten der Ethnographie als einer zoologisch-classificirenden Wissenschaft übereinstimmen oder nicht, darf den ethnographischen Forscher nicht irren, da wir mit Leichtigkeit Fälle aufweisen können, wo im Laufe der Zeit ein Volk seine Sprache mit einer neuen vertauschte. Je weniger die Civilisation des betreffenden Volkes vorgeschritten, je grösser das Missverhältniss, je überwiegender mithin die Bildung der verdrängenden Sprache an Begriff und Wort war, desto spurloser konnte die Sprache der Vorfahren verwischt werden. — — Die sprachliche Einheit zweier Völker beweist eben so wenig ihre natürliche Einheit, als umgekehrt die sprachliche Verschiedenheit ihre natürliche Verschiedenheit. Daraus folgt, dass man aus der sprachlichen Einheit oder Verschiedenheit noch nicht auf die natürliche zurückschliessen darf. Die Frage über die Stammgenossenschaft der Völker muss allendlich durch die Ethnographie entschieden werden und nur wo diese die Resultate der linguistischen Forschungen bestätigt, dürfen sie für gewiss und unzweifelhaft gelten."

Wenden wir uns nun zu der Frage: was sind die Menschenracen, Species oder Varietäten? Herrscht zwischen den verschiedenen Menschenracen derselbe Unterschied wie z. B. zwischen Esel, Pferd, Zebra, den verschiedenen Species des genus equus, oder sind sie nur Varietäten, wie z. B. die verschiedenen Arten unserer Pferde? Die Mehr-

zahl der jetzigen Forscher neigt sich offenbar zu der Ansicht, die Menschenracen als Varietäten aufzufassen. Nur Agassiz blieb bis zuletzt bei der Ansicht, in den Menschenracen gute Species zu sehen. Und mit Recht. Sehe man sich doch in irgend einem Zweige der Botanik und Zoologie um, und überall treten uns für „gut" geltende Species entgegen, die zehnmal weniger von einander verschieden sind als die Menschenracen.

Das Argument von der Fruchtbarkeit der Mischlinge verschiedener Menschenracen hergenommen, das entschieden stärkste für die Varietätstheorie, hat nicht mehr viel Gewicht. Denn erstens ist die Fruchtbarkeit dieser Mischlinge eine sehr geringe, wie z. B. die Statistik der Mulatten in den Vereinigten Staaten und der Verbindungen zwischen Maltesern und deutschen Weibern in Algier beweist. Meine vieljährigen Beobachtungen lassen mich bezweifeln, dass es ohne Beimischung frischen Blutes von einer der Urracen Mulatten in der dritten Generation giebt. Mit Zuführung frischen Blutes lässt sich jedenfalls eine Mischrace erhalten, nur mit dem „Halb- und Halbprincip" ist dieselbe unmöglich. Nun findet aber ganz genau dasselbe Verhältniss auch bei anerkannten Species statt, wie man ja z. B. in Belgien und Frankreich permanent fruchtbare Bastarde zwischen lepus timidus und lepus cuniculus, zwischen Hase und Kaninchen erzielt hat. Die Menschenracen müssen deshalb jedem Unbefangenen und nicht in voraus Eingenommenen für gute Species gelten.

Wenn ich in dieser Frage durchaus mit Agassiz übereinstimme, so folgt daraus aber durchaus nicht, dass ich mit ihm die Descendenztheorie verwerfe. Ich vermuthe, dass viele Anhänger dieser Theorie in der obigen Frage sich entscheiden, beeinflusst von der Idee, dass die Theorie, der sie anhängen, eine Entscheidung zu Gunsten der Varietät fordere. Ich wüsste wenigstens nicht anders die auffallende Thatsache zu erklären, dass, so viel ich weiss, alle sogenannten Darwinianer sich für Varietät entscheiden. Sie sollten nur an den Titel des Hauptbuchs des Meisters

denken, der ja lautet: On the origin of species, und worin Darwin die Entstehung der Species auf dem Wege der Varietät erklärt, wie es vor ihm alle grossen Denker des achtzehnten Jahrhunderts gethan haben, ein Linné, Kant, Göthe und Darwin's Grossvater; im neunzehnten Jahrhundert Lamarck, Reichenbach (in der Vorrede zur Naturgeschichte der Vögel Deutschlands 1829), und Julius Fröbel (in seinem Buche „Aus Amerika", erschienen im Jahre 1857).

Also die Anhänger der Descendenztheorie können sich unbeschadet derselben für die Ansicht entscheiden, dass die Menschenracen Species sind, während freilich die Gegner derselben sich nothgedrungen für Species entscheiden müssen. Die gesammten jüdischen, christlichen und mahomedanischen Theologen stimmen natürlich, eingedenk Adam's und Evens, für Varietät, wodurch wir in der That eine heitere Gruppirung erhalten: Vogt, Häckel und wie die Darwinianer alle heissen, sammt allen monotheistischen Theologen auf einer Seite; der gläubige Agassiz mit ein paar Gläubigen und ein paar Ungläubigen auf der andern!

Vermuthlich haben wir in dem Kampf zwischen Species und Varietät mehr als bisher die Thatsache der Ungleichwerthigkeit der Species in's Auge zu fassen. Wenn nach Darwin die Species eine fest etablirte Varietät ist, so kann man leicht einsehen, welcher Unterschied bei den Species schon aus ihrem verschiedenen Alter hervorgehen muss; abgesehen davon, dass wahrscheinlich jede Thier- und jede Pflanzenart Eigenthümlichkeiten besitzt, welche bei der Abänderung zum Vorschein kommen..

Die Menschenracen müssen deshalb jedem Unbefangenen und nicht in voraus Eingenommenen für gute Species gelten. Man kann doch nicht Lebensformen in einer Species vereinigen, welche nicht an demselben Ort gedeihen, von denen eine dort umkommt, wo die andere ihr Paradiesklima findet. Der Begriff der Species scheint doch zu fordern, dass die zu ihr gehörigen Individuen an demselben Ort gedeihen.

Capitel II.

Die blonde Race.

Die Menschenracen müssen also entschieden als Species des genus homo angesehen werden, und der alte Streit über dieselben hat in der Hauptsache eine Lösung durch die neuen Ansichten über Entstehung der Species gefunden. Monogenesis und Polygenesis sind nicht mehr die Schlachtrufe erhitzter Parteien, seit die Racen im Licht der Descendenztheorie als die mannichfachen Gebilde aus einheitlicher Wurzel angesehen werden. Anstatt der gewaltsam geformten drei, vier, fünf Racen wird es entsprechender sein, zwölf bis zwanzig wohldefinirte Racen, d. h. beständige Varietäten, Species des Menschengeschlechtes anzunehmen. Wir haben es in der gegenwärtigen Untersuchung nur mit einer einzigen Race zu thun, die so wohl definirt ist, dass über sie als selbstständige „gute“ Species kein Zweifel aufkommen kann. Alle Racen, nehme man so viele an als man will, haben, diese einzige ausgenommen, dunkle Augen und dunkles Haar. Die weisshäutigen, blauäugigen und blondhaarigen Menschen mit üppigem Bartwuchs und von vorn nach hinten länglichen Köpfen bilden daher für sich eine Race, und sie sind der Gegenstand dieses Buches. Wenn wir der anderen Racen hier erwähnen, so geschieht es nur insofern, als sie mit den Blonden in Berührung kommen.

Diese blonde Race, wie ich sie vorläufig der Kürze halber nennen will, ist so oft von den alten Schriftstellern beschrieben worden und so übereinstimmend, dass es hinreicht, hier nur einige Beschreibungen mitzutheilen. Tacitus (Germania IV) sagt von den Germanen: „Habitus corporum „quamquam in tanto honimum numero, idem omnibus: truces „et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora;“ d. h. sie

hatten blaue Augen, röthliche Haare, grosse Körper. Procopius, Bellum Gothicum IV, 5, beschreibt die Gothen und Vandalen folgendermassen: „*Λευκοὶ γὰρ ἅπαντες τὰ σώματά τέ εἰσι καὶ τὰς κόμας ξανθοί, εὐμήκεις τε καὶ ἀγαθοὶ τὰς ὄψεις,*“ d. h. sie hatten alle weisse Haut, blondes Haar, waren gross und von gutem Aussehen. Beide Schriftsteller zusammen geben das Bild der Race vollständig: jeder von ihnen beschreibt uns die grossen Körper, die hellen Haare; Tacitus fügt die blauen Augen hinzu, Procop die weisse Haut. Sehr bündig sagt ebenfalls Vitruv über die Blonden: „Sub septemtrionibus nutriunter gentes immanibus corporibus, candidis coloribus, directo capillo et rufo, caesiis oculis, sanguine multo.“

Zu den obigen vier Merkmalen muss als fünftes der üppige Bartwuchs und als sechstes der von vorn nach hinten längliche schmale Schädel gefügt werden, für den seit Retzius der Ausdruck dolichocephal, langköpfig, im Gegensatz zu brachycephal, kurzköpfig, gilt.

Wenn man den Durchmesser des Schädels von vorn nach hinten zu 100 annimmt, so giebt uns die Breite des Schädels, als Fraction von 100 ausgedrückt, den Breitenindex. Ist also die Breite drei Viertel der Länge, so sagt man, der Breitenindex sei 75. Die Breitenindices unter den Menschen laufen von 58 bis 98. Nach Welcker liegt der Breitenindex bei der Hälfte aller Menschen zwischen 74 und 78, und man nennt solche Menschen Mesocephalen, Mittelköpfe; ist der Breitenindex geringer als 74, so hat man Dolichocephalen, Langköpfe, ist er über 78, so hat man Brachycephalen, Kurzköpfe.

Blumenbach ist der Vater der Anthropologie dadurch geworden, dass er lehrte, den Schädelbau als unterscheidendes Merkmal der Menschenracen zu Grunde zu legen. Die neue Ansicht aber, welche der ganzen heutigen Anthropologie die Richtung angab, entsprang bei Retzius aus der Anschauung einer Anzahl von schwedischen und lappischen Schädeln, welche einen diametralen Gegensatz bilden, denn während die ersteren in hohem Grade dolichocephal sind,

sind die letzteren in eben so hohem Grade brachycephal. Ecker wies dann in seinem bahnbrechenden Werke Crania Germaniae meridionalis occidentalis nach, dass die alten Germanen reine Dolichocephalen waren. Er bewies dies aus den Schädeln der sogenannten Reihengräber Südwestdeutschlands, welche unzweifelhaft die Ueberreste allemannischer Krieger enthalten. Diese Ueberreste zeugten zugleich für die Richtigkeit der Beobachtung der alten Schriftsteller, welche den Germanen und Kelten eine bedeutende Körpergrösse zuschrieben; die meisten Skelette der Männer sind sechs Fuss lang, manche länger, so dass sogar Sidonius Apollinaris mit seinen septipedes Burgundiones Recht behält. Auch die Skelette der Frauen überragen weit die Grösse derselben bei anderen Racen, mit alleiniger Ausnahme der Patagonier.

In den letzten zwanzig Jahren sind so viele alte Gräber in Deutschland, Skandinavien, England, Frankreich, Spanien und der Schweiz geöffnet worden, welche so genau denselben Typus zeigen, dass wir mit vollem Rechte diesen Typus den Germanen und Kelten zuschreiben dürfen. Da diese beiden Völker uns nun übereinstimmend von den Alten als blond und blauäugig geschildert werden, so nehme ich den dolichocephalen Schädel der Reihengräber als den charakteristischen Schädel der Blonden in Anspruch.

Hier stehe die classische Beschreibung des Meisters (Ecker, Crania Germaniae meridionalis occidentalis S. 77): „Der Schädel ist langgestreckt und schmal, die Stirn ziemlich schmal und häufig niedrig, die arcus superciliares bei männlichen Schädeln in den meisten Fällen kräftig entwickelt; der Scheitel ist entweder mehr flach gewölbt oder er steigt von der Schläfenlinie zur Pfeilnaht allmälig dachförmig an. Die Scheitelhöcker sind in der Regel ganz verwischt. Besonders charakteristisch ist jedoch die starke Entwickelung des Hinterhauptes. Dasselbe ist lang vorstehend und vom Scheitel meist durch eine leichte, an der Stelle der kleinen Fontanelle befindliche Einsenkung etwas

abgesetzt. Was die Form des vorstehenden Hinterhauptes betrifft, so bildet dasselbe entweder einfach einen stumpf konischen Vorsprung, oder aber dieser hat die Gestalt einer vierseitigen Pyramide, mit oberer, unterer und zwei seitlichen Flächen, welche durch stumpfe Kanten getrennt sind. Die obern dieser Kanten laufen convergirend von der Gegend der Scheitelhöcker gegen den hervorragendsten Punkt des Hinterhauptes, welcher die Spitze der genannten Pyramide bildet. Dieser hervorragendste Punkt des Hinterhauptes ist aber nicht, wie bei den meisten unserer heutigen Schädel die protuberantia spina occipitis externa, sondern liegt über und hinter dieser. Die untere Fläche dieser Pyramide, vom bei weitem grössten Theil der Hinterhauptsschuppe gebildet, liegt daher ganz im Grunde des Schädels, in einer fast horizontalen Ebene. Es zeigt sich daher die mächtige Entwickelung des Hinterhauptes auch besonders gut bei der Ansicht von unten (norma basilaris)."

Ecker berechnet aus achtzehn Reihengräberschädeln den Breitenindex: maxim. 74. 8; minim. 66. 6; mittel 71. 3. Die von demselben Gelehrten untersuchten heutigen Schweden-Schädel zeigten genau den Typus der Reihengräberschädel; einer derselben hatte den Breitenindex 72. 2, der andere 69. 5.

Capitel III.

Entstehung der blonden Race.

Im vorigen Capitel sahen wir, dass die Hälfte aller Menschen Mesocephalen, Mittelköpfe sind. Es liegt daher nahe, diese Kopfform für die ursprüngliche aller Menschen zu halten, welche, wie alles Organische, nach beiden möglichen Richtungen variirte; d. h. nach der einen Richtung entstanden im Lauf der Jahrtausende durch allmälige Accumulation Langköpfe, nach der andern Richtung in eben

solcher Weise Kurzköpfe. Dass Absonderung im Raum, wie M. Wagner will, für einen solchen Process nothwendig ist, scheint unanfechtbar; jedenfalls wird dieselbe einen derartigen Process beschleunigen. Bei der Zerstreuung der Menschen von einem Mittelpunkte aus musste ja Absonderung weniger Familien oft eintreten.

Man vergesse jedoch nicht, für jene ältesten Zeiten ein anderes Moment in Anschlag zu bringen. Nicht alle Männer hinterliessen gleichmässig Nachkommenschaft: wenige Stärkste und Mächtigste waren die Väter der meisten Kinder eines Stammes. Nach Schmitz liessen vor wenigen Jahren noch die Apachenhäuptlinge der amerikanischen Gebirge diejenigen Mädchen des Stammes sich durch Bänder im Haar auszeichnen, von denen sie Nachkommenschaft zu erzielen wünschten. So konnten leicht die Eigenthümlichkeiten eines Einzigen oder Weniger sich über einen ganzen Stamm ausbreiten. Wie könnte man anders z. B. die Thatsache erklären, welche Retzius angiebt, dass an einem ganz unbedeutenden Merkmal sich jeder norwegische Schädel von einem schwedischen unterscheiden lässt.

Ganz ebenso wird die hohe Gestalt im Laufe der Zeiten erworben sein. Hier mögen verändertes Leben und ein kaltes Klima günstig gewirkt haben, wofür das Beispiel der Patagonier und vieler Thierarten spricht, u. a. der Hirsche, die von den Tropen nach der kalten Zone an Grösse zunehmen, wie der prachtvolle canadische Riesenhirsch, Cervus Alces, zeigt. Auf ein kaltes Klima als Urheimath der Blonden deutet aber der ganze Habitus derselben; ihr Körper erträgt die Kälte gut, die Wärme schlecht. Bei Tacitus Germ. IV heisst es: „Minime sitim „aestumque tolerare, frigora atque inediam coelo solove adsueverunt.“ Von den nach Italien einbrechenden Kelten wird ebenfalls erwähnt, dass sie die südliche Hitze nicht ertragen konnten. Sie werden mit einem Schneesturme verglichen, der von Norden heranbrausend schnell in der südlichen Hitze schmilzt.

Wir kommen nun zu einer andern Reihe von Merk-

malen der uns hier beschäftigenden Race, die unter sich eng zusammenhängen und aus derselben Quelle fliessen. Es ist dies die blonde Farbe der Haare, die blauen Augen, die weisse Haut. Alle diese charakteristischen Erscheinungen sind auf eine Ursache zurückzuführen, den Mangel an Pigment in den entsprechenden Theilen. Die Blonden sind Albinos oder, genauer gesprochen, Halbalbinos.

Blumenbach widmete dem Albinismus grosse Aufmerksamkeit; er giebt an, in Deutschland sechzehn Fälle davon beobachtet zu haben. Prichard in seinem grossen Werk: Researches into the Physical history of mankind, giebt die bis dahin vollständigste Darstellung dieser pathologischen Erscheinung und er ist, so viel ich sehen kann, der Erste, welcher in den Blonden eine Art Albinos sieht.

Die physiologische Erklärung des Albinismus in allen seinen Erscheinungsformen ist sehr einfach: Das in der Iris enthaltene Pigment lässt je nach seiner Masse die Farbe derselben dunkel oder hell erscheinen; die blaue Farbe der Iris wird durch Interferenz hervorgebracht. Wenn gar kein Pigment vorhanden, wie es beim Ganzalbino der Fall ist, erscheint die Iris roth, weil man das Blut der feinen Gefässe durch sieht.

Bei diesen blauäugigen Halbalbinos findet sich auch das flachsfarbene Haar, während die Ganzalbinos auch erwachsen schneeweisses haben. Bekanntlich werden alle Menschenkinder mit blauen Augen geboren (die Ganzalbinos ausgenommen), und es bedarf der Einwirkung des Lichtes zur Hervortretung des Pigmentes; gerade wie die Kinder der echten Blonden zuerst ganz weisses Haar haben, das sich durch Einwirkung des Lichtes allmälig dunkler färbt.

Albinismus ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung im Pflanzen- wie im Thierreich. Jedermann hat weisse Kaninchen, weisse Mäuse gesehen, von Schimmeln nicht zu

reden. Unsere weissen Schafe sind Albinos; die Stammrace derselben ist noch heute in Centralasien schwarzbraun; die in jeder Heerde vorkommenden schwarzbraunen Schafe sind ein Rückschlag zur Stammrace, Atavismus. Naumann in seiner grossen Naturgeschichte der Vögel Deutschlands führt fast bei jeder Species das Vorkommen von Albinos (varietas candida) und Halbalbinos (varietas pallida) an. Unsere zahmen Gänse haben alle blaue Augen und oft weisse Federn, während ihre wilden Vorfahren alle grau sind und dunkle Augen haben. Naumann a. a. O. sagt, dass diese Aenderung in der Augenfarbe sich bei den ersten zahmen Generationen neuerdings gefangener Wildgänse beobachten lässt, wie ja auch die weisse Farbe der Federn sich sehr bald bei ihnen einstellt. Die sogenannten persischen Katzen in England haben weisse Haare und blaue Augen. Geoffroy St. Hilaire, Jaeger, Doebner, Willemoes-Suhm u. A. haben zahlreiche Verzeichnisse von Albinos in den verschiedenen Thiergattungen veröffentlicht. H. W. Elliot beobachtete neuerdings Albinos unter den jungen Seelöwen (Report on Alaska p. 150): „I saw but three albino pups among the hundreds of „thousands of young fur seal. Their hair, in the first coat, „was all over a dull ocher, the flippers and muzzle were „of flesh tone, and the iris of the eye sky blue.“ Eben so häufig ist der Albinismus im Pflanzenreich: Nektarinen sind Albinopfirsiche; unsere weissblühenden Erbsen stammen von einer rothblühenden dunkeln Art, wie das stete Vorkommen einzelner rother Blüthen auf unseren Erbsenfeldern zeigt.

Genau so finden sich Albinos ziemlich häufig bei allen dunkeln Racen der Erde ohne Ausnahme. Ich will eine Anzahl meist neuerdings beobachteter Fälle anführen. Im 2. Band der Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris p. 49 giebt Herr de Rochas Auskunft über fünf Albinos, welche derselbe unter der Bevölkerung Neucaledoniens beobachtete. Diese Albinos waren nicht ganz des Pigments beraubt, ihr Haar war flachsfarben und feiner als das der andern; die Iris war schön blau, die Haut

matt weiss. Die in manchen Fällen grössere Feinheit des Haares giebt schon Prichard an; er sagt von europäischen Albinos: „ihr Haar ist manchmal so weiss wie das der Greise und in seiner Textur nicht von dem gewöhnlichen verschieden; manchmal ist es gelblich weiss und weich wie Seide.“ Wafer (bei Prichard a. a. O.) giebt an, dass auf dem Isthmus von Darien ein Albino oder Blafard sich unter jeden 2 oder 300 der Bevölkerung findet. Luigi d'Albertis beobachtete auf Neu-Guinea folgenden Fall (Petermanns Mittheilungen 1874. III. S. 111): „Der 25jährige Sohn des Häuptlings und seine 20jährige Tochter waren beide Albinos, mit hellem weissen Haar, blauen Augen und sehr weisser Haut. Auf S. 109 b. c. erwähnt derselbe einer Frau mit rothem Haar und sehr hellen Augen. Moresby sah unter den Malayen Neuguineas viele mit hellem Haar (Journ. R. G. Society 1875). Ebenso beobachtete der französische Schiffsarzt Vincent einen sehr interessanten Fall von Albinismus am Gaboon (Bull. de la Société d'Anthrop. Avril à Juni 1872 p. 516ff). Beide Eltern hatten keine Spur von Albinismus an sich. Bei neun Schwangerschaften hatte die Mutter zehn Kinder geboren, von denen das erste, vierte, siebente und zehnte Albinos waren. Die Haare dieser Albinos waren schwefelgelb, die Iris rosig blau, die Pupille rubinroth. Dieser Fall ist wie der vorhergehende von besonderer Wichtigkeit, weil er ein häufiges Auftreten von Albinos in derselben Familie beweist; im ersten Falle sehen wir zwei Geschwister, im andern vier, die Albinos sind. Es befand sich also im Organismus der Eltern eine permanente, wenngleich intermittirende, Ursache des Albinismus der Kinder. Da sich nun solche Anlagen, wie alle anderen vererben, so sehen wir ein, wie Albinismus unter Umständen in einem Stamm um sich greifen und permanent werden kann.

Das nach seinem Tode herausgegebene letzte Werk Livingstone's führt an, dass derselbe bei einem Stamme viele Albinos sah. St. Vincent Erskine sah unter den

Tongas in Südafrika eine ausserordentlich grosse Anzahl Albinos (Journal of London Geographical Society. 1875. S. 89).

Catlin erzählt Folgendes in seinen Illustrations on the manners etc. of the North American Indians. V. I. p. 93. 94. 10 Ed.: „There are a great many of these people „(Mandans on the Upper Missouri) whose complexions „appear as light as half breeds; and amongst the women „particularly, there are many whose skins are almost white, „with the most pleasing symmetry and proportions of fea- „tures; with hazel grey and blue eyes. No traditions exist „of white people among them in such numbers, as to explain „the phenomenon. The diversity in the colour of hair is „also equally as great as that in the complexion; for in „a numerous group of these people there may be seen „every shade and colour of hair that can be seen in our „own country, with the exception of red and auburn, which „is not to be found. — — There are very many of both „sexes, and of every age, from infancy to manhood and old „age, with hair of a bright silvery grey, and in some in- „stances almost perfectly white. About 1 in 10 or 12 has „these cheveux gris, the women often in incredible profusion „as low as the knee. Such hair is coarse and harsh as a „horses mane, differing materially from the hair of other „colours which amongst the Mandans is generally as fine „and as soft as silk.“ Jedenfalls ist die letztere Erscheinung das „Urphänomen“, um mit Goethe zu reden. Leider hat Catlin die Augenfarbe dieser Albinos nicht angegeben. Wahrscheinlich war dieselbe roth oder ein grelles Blau. Durch Vermischung dieser „hochgrädigen“ Albinos mit den normal gefärbten Gliedern des Stammes mögen die Zwischenformen entstanden sein, welche er beschreibt. Diese Mandans sind jetzt ausgerottet, aber die Gegenwart zeigt uns bei anderen Indianern permanente Albinos. Ein Brief in dem Baltimore Sun vom 22. Januar 1876, aus San Franzisko datirt, erzählt: Living among the swarthy Zunis in one village in Arizona is a tribe of Albinos whose complexion is light, whith white hair and pink tinted

eyes. They are treated as inferiors and no Zuni intermarries with them. Their eyes unfit them for outside exposure and their duties are chiefly household. They have features much like the others."

Es ist interessant hier einen Grund für die Erhaltung dieser Race von Vollblutalbinos zu sehen: sie werden als Parias behandelt, müssen ausschliesslich unter sich heirathen; die Sitte sondert sie ab, was Wagner's räumliche Absonderung vollsändig ersetzt. Oskar Loew (Geogr. Mittheilungen. 1876. S. 209) fand neuerdings in Neumexiko Albinos, worüber er, wie folgt, berichtet: „In beiden Pueblos fand ich echte Albinos vor, die bei den Indianern durchaus keine Seltenheit sind, denn sie wurden auch schon von den ersten Spaniern bemerkt."

Ebenso beobachtete Schweinfurth zahlreiche Albinos bei zwei Stämmen in Centralafrika. Derselbe schreibt in einem Briefe an Petermanns Mittheilungen (Januarheft 1871) vom weissen Nil, ungefähr 6° nördlich vom Aequator: „Die Monbuttu Abanga sind durch hellere Hautfarbe vor den Niam Niam ausgezeichnet, sehr häufig unter ihnen und bei ihnen nicht im geringsten auffallend sind solche, deren Hautfarbe an die Bewohner Mittelägyptens erinnert, indess haben dieselben hier stets ein blondes, wergfarbenes Haar, nie das schwarze der Aegypter in Verbindung mit allen Anzeichen einer Tendenz zum Albinismus, röthlich schimmernder Pupille und willenloser Unruhe der Augen. Der Haarwuchs auf dem Haupte sowohl, wie an den Backen und Kinn ist auffallend üppig, aber dicht gekräuselt, lange Bärte sind keine Seltenheit." In dem unterdessen erschienenen Werk giebt Schweinfurth die Anzahl der Albinos unter diesen zwei Stämmen zu 5 Procent der ganzen Bevölkerung an. Hier haben wir bei zwei Stämmen weit verbreiteten Albinismus, ohne räumliche oder in der Sitte begründete Absonderung. Es mus also die Tendenz zum Albinismus entweder sehr stark auftreten, um das Hinderniss des sich einmischenden alten Typus überwinden zu können, oder — es giebt noch eine dritte Art Absonderung, die freiwillige der Varietät.

In der Merinoherde zu Meauchamp gebar ein Mutterschaf nach einander Lämmer mit seidenweichem Vliess. Durch Inzucht konnte man diese Varietät erhalten, die aber auf derselben Weide mit der Mutterherde sich constant von dieser fern hielt. Es entwickelte sich ein esprit de corps, der offenbar günstig für Fixirung der neuen Race wirkte. Ganz gleiche Erfahrungen hat Herr v. Fischer in Gotha gemacht, der wohl mehr Kreuzungen von Thieren dirigirt hat, als je ein Anderer vor ihm. Er schreibt in No. 10 des „Zoologischen Gartens" von 1874 S. 362: „Manchmal weigern sich verschiedene Farbenvarietäten von Mäusen, sich mit einander zu paaren." Also derselbe esprit de variété bei den Mäusen wie oben bei den Schafen, warum nicht bei Menschenalbinos? Wir könnten so uns leichter den Process der Entstehung der blonden Race vorstellen.

Im engen Zusammenhange mit dem Mangel an Pigment, welcher die Ursache der blonden Haare, der blauen Augen und der weissen Hautfarbe ist, steht nun noch höchst wahrscheinlich ein anderes charakteristisches Merkmal unserer Race: der üppige Haarwuchs. Derselbe wird gleichmässig von Catlin bei den Mandans wie von Schweinfurth bei den afrikanischen Albinos hervorgehoben. Dazu kommt nun noch eine Beobachtung v. Middendorf's, die kaum Zweifel an dem Zusammenhange beider Thatsachen zulässt. Er sagt B. IV. S. 1267 der sibirischen Reise: „Die grossen und kleinen weissen Flecke auf dem Grunde der Hauptfarbe (der friesischen Rinder) tragen alle doppelt so langes Haar als die schwarzgefärbten Körpertheile derselben Thiere."

Fragt man nun, ob noch irgendwo ein hochgewachsenes, dunkles dolichocephales Volk existirt, dem die Blonden einst entsprangen, so ist zu antworten: nein, sie sind vollständig von der Varietät absorbirt worden. Ich werde später ein Argument beibringen, welches diese Behauptung, wie ich glaube, ausser allen Zweifel stellt.

In einer fernen Zeit lebte also irgendwo ein Volk,

ganz homogen in sich, wie wir heute noch die wilden Völker treffen, das folgende charakteristische Merkmale besass: es war hochgewachsen, dolichocephal mit niederer, schlecht entwickelter Stirn, vorspringendem Hinterhaupt, dessen Rand ein Fünfeck bildet, blond, blauäugig, mit weisser Haut und üppigem Haarwuchs.

Capitel IV.

Die geographische Verbreitung der blonden Race.

Sehen wir uns nun um, wo wir die soeben beschriebene Race finden. Da uns jetzt bei weitem noch nicht genug Schädelmessungen zu Gebote stehen, müssen wir als Merkmale bei der Aufsuchung derselben die Farbe der Augen und Haare benutzen. Da ist zunächst Schweden, dessen Volk in der überwiegenden Mehrheit blond und blauäugig ist, jedoch so, dass diese Eigenschaften nach Norden zu abnehmen.

Man kennt Thäler im fernen Norden, in denen der lappische Typus beinah rein auftritt, obgleich Sprache und Lebensweise die der schwedischen Bauern sind. Unter den Lappen selbst findet man einzelne Blonde nicht gar selten. Genau parallel sind die Verhältnisse in Norwegen; die weitaus grösste Zahl der Norweger sind blond und blauäugig, wie auch die von ihnen abstammenden Isländer.

In Dänemark ist die Bevölkerung vorwiegend blond, doch finden sich auf manchen Inseln zahlreiche Dunkle. Grönland zeigt uns unter den Eskimos ganz blonde Individuen, und manche Schädel von dort zeigen ganz den dolichocephalen Typus der normalen Blonden. Die alten Preussen werden von Petrus Olaus als homines caerulei, facie rubra et criniti beschrieben.

Norddeutschland hat sehr viele ausgezeichnet Blonde; Süddeutschland weniger, wie die Zählungen in den Schulen nachweisen.

Nach Virchow's Vortrag auf der Jenaer Anthropologenversammlung ergiebt sich aus den vorgenommenen Zählungen in den Schulen das höchst wichtige Resultat, dass in Deutschland, gerade wie in Frankreich, die Blonden, Blauäugigen, Weisshäutigen nach Süden und Westen zu abnehmen. Schleswig-Holstein steht in der Liste obenan mit 43,35 %; es folgen Pommern mit 42,64 %, Hannover mit 41,00 %; die preussischen Rheinlande haben nur 29,64 %, und Bayern schliesst die Liste mit 20,36 %.

Holland, England, Schottland sind überwiegend blond. Ueber das Colorit der Irländer herrscht merkwürdigerweise selbst unter den englischen Ethnologen eine ganz irrige Vorstellung. Man begegnet immer und immer wieder der Ansicht, dass die Irländer vorwiegend dunkle Augen haben. Unter den Irländern giebt es aber verhältnissmässig weniger dunkeläugige als unter Engländern und Deutschen. Wahrscheinlich 90 Procent der Irländer haben blaugraue Augen. Dagegen sind sie durchweg weniger blond als Deutsche und Engländer, wie man vorzüglich bei den Kindern sehen kann.

In Frankreich nehmen die Blonden von Nordosten nach Südwesten ab; in Italien von Norden nach Süden. In Spanien und Potugal giebt es zahlreiche Blonde, die jedoch eine entschiedene Minderheit bilden.

In ganz Nordafrika finden sich zahlreiche Blonde, beinah in jedem Stamm, der berberisch spricht oder sprach, wie General Faidherbe angiebt. Nach ihm kann man in der Provinz Constantine die Blonden zu 10 Procent der Bevölkerung annehmen. Im Auresgebirge sowohl als in den Gebirgen im Südwesten Marokkos sind die Blonden zahlreich. Ein anderer Franzose, Herr Tissot, sagt im Bull. de la société d'Anthrop. Janv. et Fevr. 1873, ihn habe nicht allein die Anzahl der Blonden frappirt, welche man in den Bergen von Andjéra und des Kiff bei den Berbern Marokkos antreffe, wie unter den Chlouah des Südens, sondern auch ihr ganz europäisches Aussehen.

Sogar die Guanchen der canarischen Inseln waren zum Theil blond, wie ihre Mumien beweisen, und ihre Nachkommen sind es nach dem Zeugniss von Löher noch heute, wie es auch unter den Tuariks der Wüste Sahara Blonde und Blauäugige giebt. Wollen wir aber das älteste Porträt einer Blondine sehen, so müssen wir nach Aegypten gehn. Dort war unter der 18. Dynastie, 1700 Jahre v. Chr., die Mutter des Königs Amenhotep IV. blond, mit blauen Augen und rosigem Teint, wie uns ihr erhaltenes Bild beweist! Lauth erwähnt im Archiv für Anthropologie „Lesseps' hellfarbige und blondhaarige Canalarbeiter aus El Arisch".

Diejenigen Länder, welche wir hier in Bezug auf Blonde uns ansehen, kann man im grossen Ganzen als die Wohnsitze der Germanen und Kelten betrachten. Ich setze deshalb eine Anzahl Zeugnisse der Alten über deren Blondheit und die andern gewöhnlich sich mit ihr findenden Merkmale her, wie sie Zeuss zusammengetragen hat (die Deutschen und die Nachbarstämme S. 50 ff.). Rutili sunt Germanorum vultus et flava proceritas, Calpurnius Flaccus, Decl. 2; auricomus, rufus Batavus, Silius Italicus 3, 608; flavorum genus Usipiorum, Martial. 14, 176; flavi Sicambri, Claudian. de bell. Get. 419; flavi Suevi, Lucan. 2, 51. Die Kelten, und das ist von grosser Wichtigkeit für unsere Untersuchungen, werden nun geradeso beschrieben: *ταῖς δὲ κόμαις οὐ μόνον ἐκ φύσεως ξανθοὶ, ἀλλὰ καὶ διὰ τῆς κατασκευῆς ἐπιτηδεύουσιν αὔξειν τὴν φυσικὴν τῆς χρόας ἰδιότητα,* Diod. Sic. 5. 28; Gallorum promissae et rutilatae comae, Liv. 38, 17; flava repexo Gallia crine ferox, Claud. de laude Stilichonis.

In Bezug auf Grösse finden wir: Germaniam decoravit (rerum natura) altissimorum hominum exercitibus; (Bastarnarum) procera et immania corpora, Liv. 41, 15; juventus infinita numero, immensa corporibus, Vellej. 2, 106. Mit Palmenbäumen vergleicht der Araber die hochgewachsenen Nordmänner (Frähn's Ibn-Fosslan p. 5). Ebenso heisst es von den Kelten: *μεγάλοι οἱ Κέλται τὰ σώματα,* Arian. 1, 4;

Gallorum procera corpora, Liv. 38, 17; plerumque hominibus Gallis prae magnitudine corporum suorum brevitas nostra contemtui est, Caesar B. Gall. 2, 30.

Ausser dem schon angeführten Zeugniss des Tacitus über die Farbe der Augen bei den Germanen (caerulei oculi) stehe hier noch die Notiz, dass Ausonius Idyll. 7 von einem suevischen Mädchen sagt: oculos caerulea, flava comas. Ueber die Augenfarbe der Kelten ist mir kein directes Zeugniss bekannt, doch kann man keinen Augenblick zweifeln, dass sie ursprünglich blaue Augen hatten. Wenn sich die andern charakteristischen Merkmale der Race vorfinden, wie es z. B. auch bei Ammianus Marcellinus heisst: celsioris staturae et candidi paene Galli sunt omnes, et rutili et luminum torvitate terribiles, so darf man mit Sicherheit auf die Anwesenheit der blauen Augen schliessen, die von jenen unzertrennlich erscheinen. Torvitas oculorum wird oft von den blauen Augen der Germanen gesagt, deutet also wohl auch hier auf gleiche Augenfarbe. Die alten Kelten waren überhaupt den Germanen so ähnlich, dass diese zuerst bei den griechischen Schriftstellern unter jenen mit begriffen waren; erst die Römer lernten Kelten und Germanen gut unterscheiden.

Bei den Römern gab es Blonde, wie das Beispiel des Sulla zeigt, der hochblond war; ebenso beweist *ξανθὸς Μενέλαος* das Vorkommen von Blonden bei den Griechen. Die Thraker hatten nach Galen röthlich gelbes Haar und weisse Haut; nach Clemens von Alexandrien bildeten sie ihre Götter blond, d. h. doch wohl nach ihrem Ebenbild. Claudian nennt die Geten flavos Getas; hellblondes Haar findet sich bei den heutigen Rumänen, die zum Theil Nachkommen derselben sind, recht zahlreich. (Fligier, in Mittheil. d. Wiener anthropol. Gesellschaft.) Die grosse Masse der Skythen war entschieden blond, wie Aristoteles und Galen (Uckert 289) aussagen. Kallimachos nennt die skythischen Arimasper blond, hymn. in Del. v. 291. Die Massageten der Alten schildert Ammian unter dem Namen der Alanen crinibus mediocriter flavis. Weiter östlich nennt Plinius

(6, 24) die Seren blond und blauäugig, rutilis comis, caeruleis oculis. Auffallend ist folgende Angabe über Turkmanenstämme bei Vambery (Sketches of Central Asia S. 296): „As regards colour, the blond prevails and there are even „whole tribes, as for example the Kelte race, among the „Goergen Yomuts, which are generally half blond.“ Leider hat Vambery sich nicht weiter darüber ausgelassen; da man immer den Turkmanen schwarze Augen zuschreibt, möchte ich bis auf Weiteres Vambery's Angabe nur in einem eingeschränkten Sinne verstehen.

Hier ist der Ort mitzutheilen, was Ritter in seiner Geographie nach Klaproth anführt. Aus den chinesischen Annalen geht hervor, dass ein Kranz blonder Völker vom Baikalsee bis Sogdiana sass. Die Chinesen beschreiben diese Völker folgendermassen: sie haben blaue oder grüne Augen, blondes oder rothes Haar, weisse Haut und lange Pferdegesichter. Da ist doch die Race gar nicht zu verkennen, die unsere Dichter so oft beschreiben; nur werden etwas andere Worte von den Chinesen gewählt. Es werden folgende sechs Völker als zu dieser Gruppe gehörig aufgezählt (B. I. zweiter Theil, zweites Buch passim): 1. Die Usun am Nordfluss des Nan-Schan, von denen die ältesten chinesischen Annalisten (der Handynastie um Chr. Geb.) beifügen, sie glichen sehr der Art der grossen Affen, von denen sie herstammten. 2. Die Schu-le oder Khinscha (in Kaschgar). 3. Die Khute im Westen der U-sun. 4. Die Ting-ling im Norden der U-sun am Westende des Baikal. 5. Die Kian-kuan oder Hakas am Jenisei. 6. Die Alan oder Yan-thsai an der Vorderseite des kaspischen Meeres). Klaproth (Peuples de Race blonde, in Tableau historique de l'Asie p. 161—186) hält die Parther, Bactrer, Sogdianen, Khorasmier, Geten, Massageten, Alanen, Aorsen, Roxalanen, Jazygen und sehr viele andere Völker zu dieser Race gehörig. Die östlichsten dieser Völkerzweige reichten vom Westende des Baikal und im West der Hoangho-Beugung unter dem Namen der Usun bis an die Sitze der Chinesen. Hier sei wenigstens erwähnt, dass alle Beobachter

zwei verschiedene Typen bei den Mandschus annehmen, von denen der eine an den hier behandelten erinnert.

Neuerdings hat der französische Reisende Abbé David Reste dieser Blonden in China aufgefunden. Er sagt im Bulletin de la Société de Géographie, Mars 1876 p. 293: „On y reconnaît (en Sétchuan) pourtant aisément la race „primitive du pays, race moins jaune, ayant une taille „assez élevée, une barbe mieux fournie, avec des yeux et „des cheveux souvent châtains ou jaunâtres.“ Also anstatt des dunkelgelben Teints, der schwarzen Haare und Augen, des geringen Bartwuchses, der kleinen Statur der gewöhnlichen Chinesen in Setchuan ein hellerer Teint, mehr Bartwuchs, grössere Statur, hellbraune Augen, blondes Haar! Setchuan liegt auf der Nordseite des oberen Yantsekian. Sollten die von David angeführten Charakterzüge dieser Bevölkerung nicht dem in ihren Adern rollenden Blut der Blonden zuzuschreiben sein? „Les Sétchuanais de ces „parages sont mal famés dans toute la Chine, ils sont „robustes et hardis, mais querelleurs et coquins. Les „femmes même de ces régions sont souvent munies d'armes.“ Die sogenannten Mantzé-Staaten, kleine Vasallenstaaten, die sich zwischen China und Tibet befinden, scheinen die Nachkommen der Blonden zu enthalten. Darauf deutet auch, dass Abbé David von einem dieser Staaten hörte, der stets eine Königin als Oberhaupt habe.

Vivien St. Martin hat sich die betreffenden Stellen der chinesischen Annalen von Stanislas Julien von Neuem für sein Buch „Les Huns blancs“ übersetzen lassen. Er bezweifelt, dass die Khute zu dieser Gruppe gehören, die er vielmehr für Tibetaner hält. Die U-sun behalten aber auch in der neuen Uebersetzung ihre blauen (oder grünlichen) Augen und rothen Bärte, was sie ohne allen Zweifel als den Blonden zugehörig erweist.

Den Nachrichten David's nach können aber auch die Khute recht gut zu den alten Blonden gehören, da die Tibetaner selber viel Blut der blonden Race in sich haben. David fügt noch hinzu, das die Mantzé die meisten lamaitischen

Priester stellen. Nach V. St. Martin beschreiben die Chinesen die Alanen als ein Volk mit blauen Augen und blondem Haare.

In Persien haben heute alle Menschen schwarzes oder braunes Haar, olivenfarbenen Teint nach Vambery, und dunkle Augen, mit Ausnahme der am Südrande des kaspischen Meeres wohnenden Ghelankis, der Nachkommen der blonden Parther. Ebenso soll es unter den Nestorianern, welche den Westen der eranischen Gebirge bewohnen, Blonde geben.

In einer neuerdings in Syrien aufgefundenen Alexandersage heisst es von den eben genannten Völkern am kaspischen Meer, es seien viele Blauäugige unter ihnen.

Anders ist es bei den Afghanen. Prichard giebt an (Natural History of man, 3. ed. p. 175. 176): „Die Afghanen haben meistens schwarze Haare und Augen, aber ebenfalls blaue Augen und rothes Haar; die erstern finden sich weiter nach Osten, die letztern weiter nach Westen.“ Elphinston nennt die Afghanen in der Nähe des Indus schwarz, aber in den Bergen sah er „weisse Haut, graue Augen und rothe Bärte, militärischen Anstand, hochfahrendes und unverschämtes Betragen“.

Die Darden am obern Indus haben nach Hayward (Journ. of the Royal Geogr. Soc. 1871 p. 3) hellbraune und dunkelbraune Haare, graue, braune und oft blaue Augen; dasselbe gilt von ihren Nachbarn, den Kaffir oder Siahposch. Unter den Kirgisen giebt es oft Blauäugige. Ueber die Kurden heisst es (Petermann's Ergänzungsheft No. 45 S. 11): „Es waren in allen Theilen der durchstreiften Länder immer dieselben blondhaarigen, blauäugigen Kraftgestalten voll Energie und wildem Unabhängigkeitsdrang. Ingenieur Cernik (der neueste Reisende in jenen Gegenden) fand die schon früher gemachte Beobachtung des eigenthümlichen, man möchte sagen, nordischen Aussehens der Kurden vollkommen zutreffend.“

Die Osseten im Kaukasus besitzen genau den Typus der Bauern des nördlichen Russlands; sie haben gewöhn-

lich, wie diese, entweder braunes oder helles Haar, manchmal auch rothe Bärte (Pallas bei Prichard ibid. 179). Aus Radde's früher von mir citirtem Bericht geht hervor, dass man auch ausser den Osseten Blonde und Blauäugige im Kaukasus findet. Die Suaneten werden in einem amerikanischen Consularbericht als blond und blauäugig geschildert.

Für das jetzige Indien finde ich nur ein einziges Zeugniss für helles Haar und blaue Augen. Prichard führt Lieutenant M'Murdo an, der in den Bombay Transactions v. I Folgendes sagt: „Die Eingebornen von Kattiwar, im Norden Indiens, haben oft helles Haar und blaue Augen.“ Das ganze Indien zeigt heute nur dunkles Haar und dunkle Augen, obgleich sonst der physische Habitus der Inder sehr unter sich abweicht. Die indische Regierung hat vor einigen Jahren 4 Bände photographischer Porträts Jndiens herausgegeben, deren Durchsicht jeden Unbefangenen überzeugen wird, dass heute in Indien nur schlichthaarige Neger und Mulatten wohnen.

Die Slaven sind überwiegend blond. Wie Herodot die Budinen, nördlich von den Skythen beschreibt, so finden wir heute noch die slavischen Völker, von der Lausitz bis jenseits des Ural. Pallas beschreibt blonde Ostjaken (Reise III. S. 39); die Syrjänen am Eismeer scheinen überwiegend blond zu sein. Bayard Taylor sah in einer Volksmenge am Ladogasee Viele, die eine wahre Lichtglorie blonden Haares besassen; es waren wohl meist Finnen. Nach Virchow sind von allen Finnen die Esten am blondesten; die Finnen im engern Sinn, nördlich vom Finnischen Meerbusen, sind weniger blond; die Lappen noch viel weniger. Bei der finnischen Völkerschaft der Wotjäken findet man der Hautfarbe nach blonde (Nr. 23 nach Braa) 60, brünette 20, röthliche 20; die Farbe des Haupthaars ist dunkelbraun bei 32, braun bei 29, hellbraun bei 15, röthlich bei 11, flachsfarbig bei 7, schwarz bei 2, grau bei 4 im Hundert Erwachsener. Die Farbe des Bartes ist roth bei 47, hellbraun bei 16, braun bei 12, flachs-

farbig bei 3, schwarz bei 3, grau und weiss bei 19 im Hundert. Farbe der Augen: blau bei 50, braun bei 31, grau bei 17, grün bei 2. (Archiv f. Anthropologie IX. 2. 3. S. 227.)

Interessant ist die Beobachtung von Georges Perrot über die Bewohner des alten Ancyra, des heutigen Angora in Kleinasien, der einstigen Hauptstadt der Galates Tectosages (Mémoires de la Société d'Anthropologie T. II. p. 236): „Bon nombre d'habitans se font remarquer par leur che- „veux blonds, leur yeux bleus, leur visage allongé, leur „physionomie occidentale."

Zum Schluss sei noch der blonden Juden hier gedacht, deren es in Deutschland nach den Erhebungen in den Schulen ungefähr 11 Procent giebt; diese müssen gerade so für Mischlinge erklärt werden, wie die blonden Turkmanen. Der Beweis findet sich darin, dass blonde Juden nur in den Ländern der Blonden vorkommen. In Afrika giebt es keine; wo aber Blonde überwiegend waren, dort trat auch Vermischung ein. Ein polnisches Gesetz um das Jahr 1100 verbietet Heirathen zwischen Juden und Christen, ebenso ein altes spanisches Gesetz; Beweis genug, dass dieselben stattfanden. Aus einem andern Gesetz jener Zeit geht hervor, dass die Juden ihre Diener, gekaufte Sklaven, zu ihrer Religion bekehrten und dadurch vollständig mit sich incorporirten. Ueber die Betheiligung der Juden am Sklavenhandel des Mittelalters sind neuerdings unerwartete Aufschlüsse erfolgt. Ich finde in der Arbeit meines verehrten Lehrers, des Dr. Alfred Schmeckel, über Ditmar von Merseburg (abgedruckt im Merseburger Gymnasialprogramm für 1855) auf S. 10 folgende Nachricht: „Im Jahre 1010 wurde Markgraf Guncelin von Meissen durch ein vom Kaiser zu Merseburg eingesetztes Fürstengericht abgesetzt und eine Zeit lang gefangen gehalten, weil er beschuldigt wurde, christliche Familien an Juden verkauft zu haben." Seitdem hat Waitz im Anzeiger zur Kunde der deutschen Vorzeit, Jahrgang 1874, eine ganze Anzahl Fälle veröffentlicht, aus denen hervorgeht, dass die Juden des frühen Mittelalters den Verkauf der Sklaven (in den meisten

Fällen Slaven, daher Slave = Sklave) nach andern Ländern gerade so regelmässig besorgten, wie jetzt den Pferdeverkauf. Waitz theilt alte Städtetarife mit, in denen festgesetzt wird, wie viel Eingangssteuer ein Jude für einen Sklaven zu bezahlen hat. „Urgermanen", wie Virchow sich auszudrücken beliebt, und deren Nachkommen sind also diese blonden Juden wohl nicht, wohl aber Mischlinge von Ariern, hauptsächlich Slaven, und von Juden.

Das Resultat unserer geographischen Uebersicht der Länder, in welchen sich Blonde finden, ist also für die alte Welt, die natürlich hier allein in Betracht kommt, folgendes: Die Blonden finden sich vom Eismeer bis zur Sahara, und vom atlantischen Ocean bis zum Baikalsee und Indus; die Südküste der Ostsee ist das Centrum ihrer Verbreitung, dort sitzen die meisten und blondesten; sie nehmen nach allen Richtungen ab, je nach der Entfernung von dieser Küste des baltischen Meeres.

Hören wir eine Bestätigung dieser Thatsache aus dem Munde eines wichtigen Zeugen. Die Turkstämme sind bei weitem die zahlreichsten Nachbarn der Blonden seit ältesten Zeiten gewesen; über diese berichtet nun Vambery aus eigener Anschauung im Wesentlichen Folgendes (Sketches in Central Asia 284 ff.): Es geht ein Process der physischen Enttürkisirung vor sich. Die am vollständigsten Enttürkisirten sind die von der Donau und dem adriatischen Meer bis zum kaspischen Meer Wohnenden. Oestlich vom kaspischen Meer bis nach China hinein finden wir folgende vier Gruppen in westöstlicher Richtung. Zuerst die Turkmanen, von denen Vambery angiebt, dass sie die sonst bei allen Mongolen hohen Backenknochen nicht besitzen, und dass blond bei ihnen vorwiegend ist. Dann kommen die Karakalpaken, deren Frauen mit weissem Teint und grossen dunkeln Augen für schön gelten. Bei den dann folgenden Kirgisen haben Frauen und Kinder im Allgemeinen eine weisse, beinah europäische Complexion, die Männer hin-

gegen mit ihren starken Knochen, untersetzten Staturen und kurzen Nacken zeigen den Turktypus, der sich endlich bei den Buruten oder schwarzen Kirgisen in seiner ganzen Reinheit findet und kaum je an den Typus der Blonden in wenigen Individuen erinnert.

Capitel V.

Der indoeuropäische Sprachstamm.

Der bisherige Verlauf unserer Untersuchungen hat uns eine physisch eigenthümlich geartete Menschenspecies gezeigt, deren Wohnsitze zusammenhängen. Wenn wir es mit einer Thierspecies zu thun hätten, würden unsere Untersuchungen hiermit zu Ende sein. Bei Menschen aber tritt noch ein anderes hochbedeutsames, weil uraltes Racenmerkmal hervor, dem wir jetzt unsere Aufmerksamkeit widmen wollen. Ich meine die Sprache.

Die grossen Arbeiten der Philologen während der letzten 90 Jahre haben einen eigenthümlich gearteten Sprachstamm erkennen lassen, welcher mit keinem andern irgend welchen nachweisbaren Zusammenhang hat; denn was früher Ewald und Max Müller, neuerdings Gerland dem entgegen behaupteten, entbehrt bis jetzt aller Begründung.

Die Philologen nennen diesen Sprachstamm mit einem nicht sehr glücklich gewählten Namen den indogermanischen, d. h. man nannte ihn nach den beiden damals bekannten extremen Gliedern der Kette. Seit nun das Keltische im Westen als zu dieser Gruppe gehörig erkannt wurde, suchte man den Namen demgemäss zu verbessern, und gebrauchte für die Sprachengruppe den Ausdruck indoeuropäisch.

Man zählt sieben Schwestersprachen, welche Töchter einer untergegangenen Mutter sind. Diese sieben Sprachen

sind so nahe unter einander verwandt, tragen so sehr das Gepräge desselben Typus in ihren Flexionen und Wortbildungen, und haben einen so zahlreichen Wortvorrath gemein, dass über ihr Verhältniss zu einander schon lange aller Streit aufgehört hat, wenn wir das Etruskische ausnehmen, das jedoch seit Corssen's grosser Arbeit über dasselbe auch mit Sicherheit für indoeuropäisch gelten kann. Es sind folgende Sprachen dazu gehörig:

Nördliche Gruppe: Slavolettisch, Deutsch.
Südliche Gruppe: Griechisch, Lateinisch, Keltisch.
Ferne südöstliche Gruppe: Iranisch, Sanskrit.

Aus der Uebereinstimmung der sieben Schwestersprachen unter sich kann man natürlich sichere Schlüsse auf die Gestalt ihrer Muttersprache machen. Fick hat in seinem vortrefflichen Vergleichenden Wörterbuch der indogermanischen Sprachen alles bis jetzt auf diesem Gebiet Herausgearbeitete zusammengestellt. Jede der Töchter hat wiederum Töchter, gleichsam Enkelinnen der alten Sprache.

Ich gebe hier für meine Zwecke eine Uebersicht der ganzen Sippe nach Pott (in Ersch und Gruber's Encyklopädie, unter „Indogermanischer Sprachstamm").

Wir fangen also an mit der lithauisch-slavischen Familie. Ich komme späterhin auf das Verhältniss des Lithauischen zum Slavischen zurück und will hier nur kurz angeben, dass das Lithauische dem Slavischen zunächst steht, aber doch eine gesonderte Stellung neben demselben behauptet. Man unterscheidet das eigentliche Lithauisch im Thal des Niemen, Lettisch nordöstlich davon und westlich das jetzt ausgestorbene Preussisch.

Was nun das Slavische anbetrifft, so wird es für alle den Sprachstudien Fernstehende überraschend sein, dass Jakob Grimm es als das Hauptresultat aller seiner Sprachstudien erklärt (in seiner Geschichte der deutschen Sprache), dass Deutsch und Slavisch die allernächste Verwandtschaft unter einander haben. Man kann sie Zwillinge nennen, wonach Griechisch, Lateinisch Keltisch füglich als Dril-

linge zu bezeichnen wären, und Iranisch und Sanskrit wiederum als Zwillinge.

Pott theilt das Slavische in eine ostsüdliche Klasse, welche erstens das Kirchenslavisch, den ältesten uns bekannten slavischen Dialekt mit ungewisser Heimath, und zweitens die südwestlichen slavischen Dialekte umfasst. Zu diesen letztern gehört Windisch oder Slovenisch im heutigen Kärnthen, im Littorale, in Krain, Steiermark, und in den an Steiermark grenzenden Theilen Ungarns und Kroatiens; ferner Kroatisch, Dalmatinisch, Serbisch in Südkroatien, Dalmatien, Slavonien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Serbien; dann Bulgarisch in Bulgarien und tief nach Griechenland hinein. Sodann rechnet Pott das Russische dazu mit allen seinen Nebendialekten, unter welchen der kleinrussische in der Ukräne der bedeutendste ist. Die zweite oder westnördliche Klasse der slavischen Sprachen umfasst Tschechisch, Polnisch und Wendisch. Zum erstern gehören Mährisch und Slovakisch als Mundarten, zum zweiten Oberschlesisch, Masurisch und Kassubisch.

Westlich von den slavischen finden wir die germanischen Sprachen. Sie zerfallen in zwei Klassen, deren erste ältere Form das Niederdeutsche, Holländische, Englische, Gothische, Skandinavische, die zweite aber das Ober- oder Hochdeutsche umfasst.

Südwestlich von den germanischen ist oder war das Gebiet der keltischen Sprachen. Sie wurden gesprochen im südlichen Deutschland, in Helvetien, Oberitalien, in Gallien, einem Theil der pyrenäischen Halbinsel, Britanien und Irland. Die heute noch gesprochenen keltischen Dialekte zerfallen in zwei Klassen, den gälischen in Irland und Schottland, und den kymrischen in Wales und Bretagne. Sie erweisen sich als echte Schwestern der andern indoeuropäischen Sprachen, die oft die überraschendsten Aehnlichkeiten mit diesen aufweisen. Aber sie haben doch auch viel Eigenthümliches, was sogar verhinderte, dass man sogleich ihren Charakter erkannte und sie in den Kreis der

andern zuliess. Die Erklärung dieses Umstandes ist offenbar in der frühen Trennung der Kelten von den andern Stämmen und in den stürmischen Schicksalen des Volkes zu suchen.

In Mittel- und Unteritalien finden wir die lateinische Sprache in sechs Dialekte gespalten: Umbrisch, Etruskisch, Sabinisch, Oskisch, Sikelisch, Lateinisch. Dieser letztere Dialekt wird zum alleinherrschenden durch die politische Machtentfaltung der Römer, und zwar weit über Italien hinaus. Selbst abgestorben, blüht er in seinen Töchtern fort, dem Italienischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen, Rumänischen und Rhätoromanischen.

Oestlich davon finden wir Griechisch in seinen vier Dialekten, Äolisch, Dorisch, Jonisch und Attisch. Albanesisch, die alte Sprache Illyriens, und Armenisch haben neuere Forschungen als indogermanische Sprachen nachgewiesen; die wenigen erhaltenen Worte beweisen dasselbe vom Makedonischen und Phrygischen.

Im fernen Südosten endlich haben wir Sanskrit und Zend mit ihren zahlreichen Nachkommen. Pott zählt 24 aus dem Sanskrit hervorgegangene jetzt gesprochene Dialekte in Indien auf, von denen 23 nördlich vom Vindhyagebirge und nur einer südlich davon gesprochen wird. Wir können also dieses Gebirge als die ungefähre Südgrenze der indogermanischen Sprachen ansehen. Diesen Dialekten schliessen sich eng die von den Siahposch und Darden in der Nähe des oberen Indus gesprochenen an.

Puschtu, die Sprache der Afghanen, zeigt eine Uebergangsform von den sanskritischen zu den zendischen Sprachen. Zu diesen letztern gehört das eigentliche Zend, die Sprache des Avesta, Altpersisch, Neupersisch, Kurdisch und Ossetisch.

Die aus der Sprache der Skythen uns aufbewahrten Worte beweisen, dass dieselben eine indogermanische Sprache redeten.

So sind wir denn bei unserem Ausgangspunkt, dem Slavenland, wieder angelangt, nachdem wir zum zweiten Mal

einen mächtigen Kreis durchmessen haben, der ganz oder doch im Wesentlichen von Völkern indogermanischer Zunge bewohnt wurde und noch wird.

Um die zwischen allen indogermanischen Sprachen herrschende Verwandtschaft denjenigen Lesern klar zu machen, welche gelehrten sprachvergleichenden Studien fern stehen, lasse ich hier eine Anzahl der schlagendsten Uebereinstimmungen folgen, die ich Grimm und Kuhn entnehme.

Deutsch	*zwei*	*drei*	*sieben*	*acht*
Sanskrit	*dva*	*tri*	*saptan*	*aschtan*
Zend	*dva*	*thri*	*haptan*	*astan*
Persisch	*du*	*sih*	*heft*	*hescht*
Griechisch	*δύο*	*τρεῖς*	*ἑπτά*	*ὀκτώ*
Lateinisch	*duo*	*tres*	*septem*	*octo*
Lithauisch	*du*	*trys*	*septyni*	*asztuni*
Lettisch	*diwi*	*trihs*	*septini*	*astoni*
Altslavisch	*dva*	*tri*	*sedm'*	*osm'*
Polnisch	*dwa*	*trzy*	*siedm*	*osm*
Böhmisch	*dwa*	*trj*	*sedm*	*osm*
Gothisch	*tvai*	*dhreis*	*sibun*	*ahtan*
Althochdeutsch	*zuene*	*dri*	*sipun*	*ahto*
Angelsächsisch	*tvegen*	*dhri*	*seofon*	*eahta*
Englisch	*two*	*three*	*seven*	*eight*
Altnordisch	*tveir*	*dhrir*	*sjo*	*atta*
Schwedisch	*tva*	*tre*	*sju*	*atta*
Irisch	*do*	*tri*	*seacht*	*ocht*
Welsch	*dau*	*tri*	*saith*	*wyth*
Armorikanisch	*daou*	*tri*	*seiz*	*eiz*

Der Vater ist sanskr. *pitri*, zend. *pata*, gr. *πατήρ*, lat. *pater*. Die ursprüngliche Bedeutung ist im Sanskrit noch zu sehen, es heisst „der Schützende, Gebietende".

Die Mutter ist sanskr. *mâtri*, zend. *mâta*, gr. *μήτηρ*, lat. *mater*, irisch *mathair*, altslav. *mati*. Es bedeutet „die Schaffende, Ordnende".

Der Gatte ist sanskr. *pati*, lith. *pats*, zend. *paitis*, gr. *πόσις*.

Die Gattin ist sanskr. *patnî*, lith. *pati*, zend. *pathnî* und *paiti*, gr. *πόκνια*.

Die Wittwe ist sanskr. *vidhavâ* (die Mannlose), lat. *vidua*, altpreuss. *widdewu*, irisch *feadhbe* (die Nonne).

Der Sohn ist skr. *sûnu*, lith. *sunus*, slav. *s' 'in*, gr. *υἱός*. Es bedeutet „der Gezeugte". Skr. *putra*, zend. *puthra*, bret. *paotr*, lat. *puer* Knabe; von demselben Stamm irisch *piuthar* Schwester. Skr. *tokman* Sprössling, zend. *taokhman*, gr. *τέκνον*, das mittelhochdeutsche Degen, Held. Skr. *jantu* Erzeugter, slav. *tschjado*, deutsch Kind. Die Waise, der Erbe, gr. *ὀρφανός*, lat. *orbus*, skr. *arbha* das Kind; in den Veden Adjectivum mit der allgemeinen Bedeutung „klein".

Die Tochter ist skr. *duhitri*, zend. *dughdhar*, engl. *daughter*, gr. *θυγάτηρ*, lith. *dukte*, slav. *d' 'schtschi*, irisch *dear*, Alles von der Sanskritwurzel *duh*, lat. *duc*, engl. *tug*, deutschem ziehen, dem alten Ausdruck für melken. Die Tochter ist „die Melkerin"; die welsche Sprache nennt sie auch so, „*merch*" für *melch*, nach einem häufigen Wechsel des *r* und *l*.

Die Schwiegertochter ist skr. *snushâ*, gr. *νυός*, lat. *nurus*, deutsch Schnur.

Die Brudersfrau ist skr. *yâtri*, poln. *yątrew*.

Der Mann ist skr. *vîra*, zend. *vîra*, lith. *wyras*, lat. *vir*, goth. *vair*, irisch *fear*. Lat. *homo*, althochdeutsch *gomo*, skr. *nri*, zend. *nere*, *nar*, gr. *ἀνήρ*, sabinisch *nero* = *fortis*, *nerio* = *virtus*, irisch *neart* dasselbe. Skr. *manus*, gr. *Μίνως*, deutsch Mann.

Die Frau ist skr. *gnâ*, zend. *gena*, gr. *γυνή*, preuss. *ganna*, slav. *shena*, goth. *qinô* (daher engl. *queen*).

Skr. *tarunâ*, zend. *tauruna* = *juvenis*; ahd. *diorna* Dirne, altnord. *therna* Dienerin, Sklavin.

Der Jüngling ist skr. *yuvan*, zend. *yava*, lat. *juvenis*, lith. *jaunas*, slav. *jun*.

Die Veden haben ein Wort *gopâ;* ursprünglich heisst es Kuhhirt, dann Schützer und Behüter, und wird auf Götter und Könige angewandt, ganz entsprechend dem homerischen *ποιμὴν λαῶν*. Dem lateinischen *rex* entspricht

im Sanskr. *râj*, goth. *reiks*, irisch *righ*. Zwei andere Ausdrücke für „Herrscher" kommen in sanskritischen Compositen vor, *pa* und *pâla;* beide finden sich im Irischen *fo* und *fal* für denselben Begriff wieder.

Auffallende Uebereinstimmung zeigt das sanskritische *viçpati*, Herr der Menschen, und das lithauische *wiĕspatis* Landesherr, zend. *viçpaiti* Ortsherr. *Patis* = ποτης in δεσπότης, dessen erste Sylbe dasselbe ist wie sanskr. *dâsa* Feind, gefangener Feind, Sklave; die zweite Sylbe = πότις, πόσις, also Sklavenherr.

Die Sprache der Veden hat unter den zahlreichen Ausdrücken für Kampf auch *gavishti*, welches wörtlich das Begehren nach Kühen heisst.

Vieh ist skr. *paçu*, zend. *paçu*, lat. *pecu*, gr. πῶυ, preuss. *pecku*.

Stier ist gr. ταῦρος, lat. *taurus*, slav. *tovr*, zend. *çtavra* Lastthier; skr. ist *sthûrá* stark, gross, feist. Für den Abfall des anlautenden *s* in lateinisch, griechisch, slavisch vergleiche man skr. *stri* und *târâ* Stern.

Ochs ist skr. *uxan*, zend. *ukhshan*, kornisch *ochen*.

Kuh ist skr. *go*, zend. *gâo*, gr. βοῦς, lat. *bos*, die beiden letzteren mit Wechsel der Gutturalen und Labialen.

Pferd ist skr. *âçu*, *açva*, zend. *açpa*, lith. *aszwa*, gr. ἵππος für ἴκκος, lat. *equus*, altsächsisch *ehu* (in Hessen wird ein Füllen „Huschen" gerufen), welsch *osw*, irisch *each*. Die Wurzel *ak* ist dieselbe wie im Gr. ὠκύς, schnell; das Pferd ist das „schnelle Thier". Aus derselben Wurzel entspringen *aqua* Wasser, das lebendige, bewegliche Element, wie Quecksilber „lebendiges", bewegliches Silber bedeutet; *aquila* ist der schnell auf seine Beute stossende Vogel, wie *aquilo* der Sturmwind aus Norden ist. Gr. πῶλος, lat. *pullus*, ursprünglich jedes junge Hausthier, nun unser Fohlen, Füllen.

Schaf ist skr. *avis*, lat. *ovis*, gr. οἶς, lith. *awis*, engl. *ewe* weibliches Schaf, slav. *ovtza*.

Das Lamm, lat. *agnus*, slav. *jagnja*, irisch *uaghan*, in nahem Zusammenhang mit skr. *yajña*, das Opfer, und

gr. *ἁγνός*, heilig, weil Lämmer vorzugsweise Opferthiere waren.

Schwein, skr. *sûkara*, lat. *sus*, gr. *σῦς*, (*συβώτης*); deutsches *schwein*, russisches *svinja* sind Erweiterungen der Wurzel. Pers. *khûk*, welsch *hwoh*, engl. *hog*, skr. *varâha* Eber, ahd. *barch* unser Borch, Bohrling, lat. *verres*, gr. *ἔῤῥαος*. Lith. *kuilys*, skr. *çûra*, unser Keuler.

Weber sagt in einer Note zu Kuhn's vortrefflichem Aufsatz, dem wir hier hauptsächlich folgen (S. Weber's Indische Studien), dass *kampra* ein sanskritisches Beiwort des einherstürmenden Rosses sei. Davon ist das gr. *κάπρος*, und mit Wegfall des Gutturals lat. *aper*, vorzugsweise der wilde Eber; im Niederdeutschen hat sich noch *kempe* erhalten. Eber und Helden heissen beide „die Einherstürmenden". Das Slavische hat *vepr* = *aper*.

Ziege, lat. *caper*, angels. *haefer*, altw. *hafr*. Skr. *aja*, gr. *αἴξ*, irisch *aighe*, lith. *ożis*, lett. *ahsis*. Lat. *hoedus*, goth. *gaitei*, *gaitsa*, engl. *goat*, Geiss. Skr. *châga*, Ziege, ags. *ticcen*.

Hund, skr. *çvan*, zend. *çpâ*, lat. *canis*, gr. *κύων*, irisch *cu*, lith. *szů*. An zend. *çpa* schliesst sich slavisches *p' s"* an.

Maus, skr. *mûsh* (von der Wurzel *mush* mausen), lat. *mus*, gr. *μῦς*, russisch *mys'j*.

Wespe, lat. *vespa*, gr. *σφήξ*, lith. *wapsa*.

Biene, ahd. *bîa*, lat. *apis*. Das Sanskr. hat für Biene *druna*, unser Drone, männliche Biene.

Mücke bezeichnet in den verwandten Sprachen die Fliege, skr. *maxikâ*, lat. *musca*, lith. *mussẽ*, russ. *mucha*, gr. *μυῖα*.

Gans, skr. *hansa*, irisch *ganza*, gr. *χήν*, lat. *anser*, engl. *gander*.

Ente, lat. *anas*, *anatis*, lith. *antis*, gr. *νῆσσα*, skr. *âtî* aus *anti* ist offenbar dasselbe Wort, wenn auch in späterer Zeit für einen andern Vogel gebraucht, wie es ja so oft geschieht.

Für Katze und Huhn weichen die Ausdrücke der indogermanischen Sprachen unter sich ab; es ist klar, dass

beide Thiere erst nach der Trennung der indogermanischen Stämme in den Haushalt aufgenommen wurden.

Die angeführten Beispiele genügen, um einen Begriff von dem Verhältniss der indogermanischen Sprachen zu einander zu geben: aus der jetzigen Verschiedenheit tritt uns deutlich die ursprüngliche Einheit entgegen.

Capitel VI.

Ursprüngliche Concordanz des physischen Habitus und der Sprache.

In den beiden vorhergehenden Capiteln sind, in dem einen die Sitze der blonden Menschen, in dem andern die Sitze der Völker indogermanischer Zunge aufgezählt worden. Vergleichen wir nun beide Gebiete mit einander, so ergiebt sich das wichtige Resultat, dass sie identisch sind: die blonden Völker sprechen indogermanisch. Kelten, Germanen, Slaven werden uns als durchgehends blond geschildert, ihre Sprachen sind indogermanisch und ihnen von jeher eigen; es ist nicht der geringste Grund vorhanden, an ein Ueberkommen dieser Sprachen von anderswoher zu denken: sie müssen vielmehr als eigenste Production dieser Völker angesehen werden. Dieser Satz ist einfach und unanfechtbar. Nun giebt es aber andere Gruppen von Völkern in dem umschriebenen Gebiet, welche entweder indogermanisch sprechen, ohne blond zu sein, oder welche blond sind, ohne indogermanisch zu sprechen. Zur ersten Gruppe gehören Griechen, Römer, Perser, Afghanen, Inder; zur andern Finnen und früher erwähnte Turkmanenstämme. Stösst dies nicht meine obige Bahauptung der Congruenz des blonden Habitus mit indogermanischer Sprache um? Mit nichten. Jene Völker sind Mischvölker, wie nachgewiesen werden kann, und dadurch löst sich jeder scheinbare Widerspruch. Bei jedem Volk

indogermanischer Zunge, das heute dunkelhaarig und dunkeläugig ist, beweist das Vorkommen blonder, blauäugiger Stämme oder Individuen den genetischen Zusammenhang mit den Blonden. Wir gaben schon die Thatsachen für Griechenland, Persien, Afghanistan, Indien. Wo umgekehrt bei einem Volke nichtindogermanischer Zunge sich viele Blonde finden, beweist die Menge indogermanischer Wörter in der nichtindogermanischen Sprache, dass einst Zusammenhang mit blonden Indogermanen stattfand. So ist es vornehmlich bei den Finnen. Wenn die alten blonden Indogermanen Finnen bekriegten, unterjochten, zu Tausenden als Gefangene fortschleppten, zu Leibeigenen machten und so allmälig mit sich incorporirten, so ist doch auch das Umgekehrte vorgekommen. Die Finnen machten auch Gefangene, die allmälig mit ihnen incorporirt wurden. Ausserdem mochten oft genug weisse Flüchtlinge und Abenteurer aller Art zu ihnen kommen, gerade wie jetzt solche zu den amerikanischen Indianern gehn. Der zahlreiche indogermanische Wortvorrath im Finnischen, wie ihn zuletzt und am vollständigsten Thomsen aufzählte, entspricht genau dem blonden Element in der finnischen Bevölkerung und lässt keinen Zweifel aufkommen über die Herkunft des letztern. Was nun die Turkmanen betrifft, so wissen wir genug über ihre Beutezüge seit den ältesten Zeiten, um uns blonde Menschen unter ihnen erklären zu können. Als vor einigen Jahren Khiwa von den Russen erobert wurde, befreiten diese 11,000 persische Sklaven, die letzten Opfer einer Unsitte, deren Anfänge sich im Morgengrauen der Geschichte verlieren. Bei der Constituirung der älteren Gesellschaft war es geradezu unmöglich, den Stamm rein zu erhalten. Wir finden das Princip dieser Gesellschaft classisch ausgedrückt in Tacitus' Germania (Cap. XIV.): „Pigrum et iners videtur sudore adquirere, quod possis sanguine parare." Man fängt also auf Raubzügen Sklaven ein, die man für sich arbeiten lässt, natürlich ganz einerlei, aus welcher Race sie sind. Nun ist es aber unausbleiblich, dass solche Sklaven mit der Zeit

im Stamm incorporirt werden und nach und nach selbst in die höheren Schichten der Gesellschaft aufrücken. Wenn zuerst absolute Verschiedenheit der Race dies zur Unmöglichkeit macht, so ist durch das enge Zusammenleben zwischen Herren und Knechten oder vielmehr Mägden dafür gesorgt, dass bald eine Mischrace entsteht, welche die natürliche Vermittlerin der beiden Racen ist und stets ihrer ganzen Natur und Stellung nach der fortgesetzten Herrschaft der reinen ursprünglichen Herrscherrace gefährlich wird. So können Name des Stammes und Sprache erhalten bleiben, während der Habitus sich vollständig oder zum Theil ändert. Denn gegen alle gewöhnliche Vorstellung leistet die Sprache eines Volkes fremden Sprachelementen unendlich mehr Widerstand als der physische Habitus desselben.

Diese Vermischung der Racen, entweder ganz übersehen oder viel zu gering angeschlagen, ist die Quelle der meisten Irrthümer in der Ethnologie, und der Grund der so auffallenden Verschiedenheit der Ansichten. Die einen, die Vertreter der physischen Anthropologie, halten sich an den körperlichen Habitus, während die Philologen sich einzig und allein nach der Sprache richten, und dadurch natürlich in die grössten Irrthümer verfallen. Niemand trieb dies ärger als Castren, der sogar dazu kam, den Unterschied zwischen Kaukasiern und Mongolen zu leugnen, worauf ihm aber Middendorf antwortet, wie sich's gehört (im letzten Theil des sibirischen Reisewerkes S. 1414). Offenbar muss bei Menschen Beides beachtet werden, und es kann kein bleibender Widerspruch zwischen den Merkmalen beider Klassen stattfinden.

Aus den oben ausgeführten Gründen giebt es schon seit Jahrtausenden so gut wie keine durch und durch homogenen Völker mehr, wohl aber noch genug Individuen in jedem Volk, welche den Racencharakter ihres Volkes rein darstellen.

Ich nehme also im Gegensatz zur kaukasischen oder, wie sie jetzt genannt wird, mediterranen eine blonde Race oder Menschenspecies an, die ich als in jedem wesentlichen

Racencharakter von allen andern Species verschieden nachgewiesen habe. Für diese Race ist der Name Arier mehr und mehr in Aufnahme gekommen. So bezeichnete sich das Zend und Sanskrit redende Volk einst: es bedeutet die Ehrwürdigen, Vortrefflichen, von derselben Wurzel wie unser Ehre, erst, *ἄριστος*, und ist daher ein Name wohl werth, der gesammten Race beigelegt zu werden.

So unanfechtbar die in diesem Capitel vorgetragenen Ansichten auch scheinen, wurden sie doch neuerdings heftig angegriffen. Ich gebe das Document wörtlich. Monsieur H. Martin (Bulletins de la société d'Anthropologie de Paris, Juillet à Novembre 1874 p. 614 et suivantes) hatte behauptet: „Les traditions irlandaises nous racontent qu'une „grande race d'hommes blonds aux yeux bleus, tribus sacerdo„tales de druides primitifs appelée la race des dieux de „Dana, vainquit et subjugua une race antérieure de petits „hommes bruns.“ Dies ist die wahre Theorie, nur muss man ergänzen, dass die blonden Eroberer Soldaten und Priester waren. Dem entgegen ist nun eine neue Theorie durch den politischen Hass der Franzosen, der, beiläufig gesagt, durchaus keine Berechtigung in der Wissenschaft hat, deren Gebiet hell und ruhig, wie der Olymp, über den Wetterwolken des Tages thront, zur völligen Entwickelung gekommen. „M. Chavée,“ heisst es weiter, am angeführten Ort, „ne comprend pas que M. Martin nomme „Aryens les grands blonds. M. Chavée les nommerait „plutôt aryanisés, car rien ne prouve que ses peuplades „soient aryennes; les Aryens paraissent, au contraire, avoir „été petits et bruns. Les belles populations (de l'Inde „et de la Bactriane) à la tête si bien proportionnée, qui „parlent aujourd'hui une langue aryenne étant brunes, je „pense que leur ancêtres étaient bruns également. Il est „certain que la langue aryenne a pu être imposée à des „populations qui n'étaient pas brunes. On ne peut croire „que les Aryens bruns de l'Inde et de la Bactriane, par„lant cette langue si complexe, ne l'aient pas eue par eux„mêmes, ne l'aient pas reçue directement de leur ancê-

„tres; il est peu à penser qu'elle leur ait été imposée par „la conquête, car cette langue ne se serait pas conservée „aussi pure et aurait été bien vite altérée. Pour concevoir „et mener à ce degré de perfection ces admirables langues. „il faillait l'organisation supérieure, des Aryens, il fallait „les belles têtes si intelligentes et si bien développées dans „la partie frontale des Aryens, des Persans etc.; il n'existe „pas, dans les populations blondes de l'Asie, de têtes ca- „pables d'un développement intellectuel suffisant. Il arrive „fatalement que les gens qui on fait antérieurement usage „d'une autre langue ne s'assimilent que difficilement et très „— mal une langue imposée et d'un autre genie que leur „langue primitive. C'est ainsi que toutes les langues du „rameau germanique sont des formes gâtées et altérées de „la belle forme aryenne. Si les populations germaines „avaint été aryennes, elles ne seraient jamais parvenues à „altérer la langue aryenne comme elles l'ont fait."

Man sieht, wir haben es hier mit einer in allen ihren Theilen vollständig ausgebildeten Theorie zu thun. Der Spiess ist geradezu umgedreht: während die deutschen Ethnologen im Grunde immer denken, dass die Arier die edelste Race der Erde, und dass die Germanen das am meisten arisch gebliebene Volk und deshalb die Ersten sind, sagt hier ein Franzose: ja, die Arier sind die edelste Race, aber die Germanen sind ursprünglich gar keine Arier, sie sind blonde Tataren, oder sonst etwas Blondes, die von arischen Eroberern die Sprache aufgelegt erhalten haben, mit der sie leider nichts Anderes zu thun wussten, als sie gründlich zu verderben. Das ist unendlich logischer, als Virchow's Annahme einer uranfänglichen Mischung der Typen bei den Ariern. Grund aber hat die neue Theorie doch nicht unter den Füssen.

Wenn die kleinen braunen Menschen die Eroberer wären, die blonden grossen aber die Unterjochten, dann müssten wir in den höheren Ständen, den nachweislichen Nachkommen der Eroberer, die kleinen dunkeln Menschen finden, in den niedern die hellen grossen. Gerade das

Umgekehrte ist der Fall von Indien bis Spanien. Die Brahmanen sind heller als die untern Klassen Indiens; unter dem deutschen Adel giebt es heute noch so gut wie gar keine Dunkeln; in Frankreich, Italien und Spanien hat der Adel heute noch mehr Procente Heller unter sich, als im übrigen Volk gefunden werden.

Das Argument von der Sprache hergenommen hält auch nicht Stich. Im Ganzen steht das heutige Germanische und Slavische der ältesten arischen Sprache viel näher, als irgend eine der andern jetzt gesprochenen Sprachen des arischen Stammes, vorzüglich ist dies aber mit dem Lithauischen der Fall. Dabei will ich jedoch zugeben, dass die germanische Lautverschiebung der Behauptung Chavée's Vorschub zu leisten scheint. Doch muss man deren Auftreten anders motiviren; denn warum hätten dann nicht vor allen die heutigen arischen Sprachen Indiens und Südeuropas Lautverschiebung, die doch ganz sicher von Allophylen adoptirt wurden? Herr Chavée wird dies eine petitio principii von meiner Seite nennen, und darum will ich die Discussion mit der Frage an ihn schliessen: warum haben die blonden Slaven keine Lautverschiebung in ihrer Sprache? Wie kann das Lithauische dem alten Arisch so ähnlich sein, da doch die vielen blonden Lithauer dasselbe nach seiner Theorie viel mehr verderbt haben müssten?

Nachdem ich die Grundlosigkeit der Chavée'schen Theorie in der Form, wie er sie aufgestellt, nachgewiesen zu haben glaube, will ich gern zugeben, dass ein Korn Wahrheit in ihr enthalten ist. Das Rig Veda zeigt uns einen älteren Sprachstand, der in seiner Ausbildung dem classischen Sanskrit nachsteht. Wir haben guten Grund zur Annahme, dass dasselbe am Indus gedichtet wurde. Ist es nicht logisch anzunehmen, dass der Sprachstand in der Urheimath der Arier ein noch niedrigerer, die Sprache noch roher war? Und es ist wahrscheinlich, dass das wärmere Klima und die Vermischung mit dunkleren Racen zuerst Verfeinerung, sodann Verfall herbeiführten. Es ist nicht

möglich, nach Allem was wir wissen, dass die Arier, als Dieselben am Ganges einrückten, wie sie ihre ferne Heimath verliessen — liegen doch viele Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende, und Berührung, Vermischung mit mannigfaltigen Völkern dazwischen.

Capitel VII.

Die Nachbarvölker der Arier.

Wir müssen nun einen Blick auf die Nachbarvölker der Arier werfen. Da tritt uns nun zunächst die hochasiatische mongolische Race entgegen, physisch das wahre Gegenstück zu den Ariern. Die Mongolen sind mittelgross und stämmig gebaut, mit sehr breiter Brust und einem grossen Kopf, dessen Breitendurchmesser dem Längendurchmesser beinahe gleicht. Sie haben straffes schwarzes Haar, kleine schwarze Augen und braune Haut; das Gesicht ist meist rund und die Nase flach, Bartwuchs ist sehr spärlich oder fehlt ganz.

Eine ernste Schwierigkeit liegt darin, der mongolischen Race Grenzen zu ziehen. Im Südosten geht dieselbe in Chinesen, Hinterindier, Tibetaner über, ohne dass eine strenge ethnographische Scheidung durchzuführen wäre. Im Westen müssen alle Turkstämme zu den Mongolen gerechnet werden, wie ihr ursprünglicher physischer Habitus und ihre Sprache beweisen. In Bezug auf ersteren sagt der grosse Kenner der Mongolen W. Schott bei Wietersheim (Geschichte der Völkerwanderung IV. S. 31): „Ich behaupte noch immer und stehe in dieser Beziehung nicht allein, dass die sogenannte mongolische Gesichts- und Schädelbildung die ursprüngliche des ganzen altaischen Geschlechts gewesen sei. Kiepert fand in Kleinasien türkische Bauerndörfer, deren Bewohner mongolischen Typus hatten." Vambery erklärt sich auch für die Zusammengehörigkeit der Turkstämme und der Mongolen. Wenn heute der Ty-

pus der Turkstämme in vielen Fällen von dem echten Mongolentypus abweicht, so ist dies die Folge der Beimischung fremden Blutes, zumeist arischen; wie auf der andern Seite keine andere Race so viel ihres eigenen Blutes an die Arier abgegeben hat, als gerade die mongolische in ihren westlichen Verzweigungen, den Turkstämmen und Finnen.

Die Sprachvergleichung führt uns zu demselben Resultat; zwei Drittel der Wurzeln hat das Mongolische mit der Sprache der Turkstämme und der Finnen gemein. Ueber diese Letzteren sagt der hochverdiente Schlözer in seinem Nestor III. S. 116—117: „Es giebt eine Finnenwelt oder einen finnischen Völkerstamm, der in seiner Ausbreitung auf der Oberfläche der alten Welt einer der allergrössten in der ganzen Menschheits- und Völkergeschichte ist, gegen den selbst der Slavenstamm, so weit wir dessen ursprüngliche Grenzen kennen, einst eine Kleinigkeit war. Mann nehme die Karte zur Hand und messe. Von Westen nach Osten im höchsten Norden, von Finnland und Lappland in Norwegen, die ungeheure Strecke an den Küsten des Nord- und Eismeeres bis zum Ural hin, dann von Norden nach Süden herab, jenseits der Ostsee weiland tief nach Schweden und Norwegen herunter, welcher beider Länder aborigines sie gewesen zu sein scheinen; dann diesseits der Ostsee durch das eigentliche Finnland und Esthland vordem bis an das kurische Haff, nun weiter den ganzen nordwestlichen Theil von Russland, diesseit der Wolga bis zu den Mordwinen herab; dann über den grossen Fluss hinüber, von den Ugern an zu den Wogulen, Prmjaken und Baschkiren herunter. Noch existiren diese Völker, noch sind sie in ihren alten Sprachen und Sitten kenntlich; wenn gleich die meisten von ihnen durch ganz andere, von Süden herauf nachrückende Stämme, auf der ersten Seite von Germaniern, auf der zweiten von Slaven, auf der dritten von Tartaren in den höhern Norden hinauf gedrängt worden sind, einige wenige aber sich gänzlich in den neuen Ankömmlingen verloren haben.“

Die Mongolen scheinen das älteste Reitervolk der Erde zu sein; das Pferd ist die Basis der Existenz der meisten

von ihnen, während bei den nördlichsten das Rennthier die Stelle des Pferdes einnimmt. Tacitus kennt jedoch nordwestliche Ausläufer der Mongolen, die keines von beiden besassen und ein erbärmliches Dasein fristeten. Hier stehe seine wohlbekannte meisterhafte Beschreibung der Fenni im heutigen Finnland, Germ. XLVI.: „Fennis mira feritas, foeda paupertas: non arma, non equi, non penates: victui herba, vestitui pelles: cubile humus; sola in sagittis spes, quas inopia ferri ossibus asperant. Idemque venatus viros pariter ac feminas alit. Passim enim comitantur partemque praedae petunt. Nec aliud infantibus ferarum imbriumque suffugium quam ut in aliquo ramorum nexu contegantur: huc redeunt juvenes, hoc senum receptaculum." Hier haben wir also Jägervölker, ungefähr wie die Indianer Nordamerikas; sie haben entweder keine Steine zu Pfeilspitzen passend, oder verstehen nicht, dieselben zu bearbeiten, daher nehmen sie Knochen zu diesem Zweck. Bogen und Pfeil sind ihre einzigen Waffen, die Jagdbeute, Wurzeln und Beeren sind ihre Nahrung, der Boden ihr Lager, Hütten aus Zweigen gewähren den einzigen Schutz gegen die Unbilden des Klimas.

Wie wunderbar stimmt hierzu, nach 1800 Jahren, die Schilderung, welche Hochstetter nach Helmersen von einem Zweige dieses Volkes giebt (Ueber den Ural S. 53): „Die ursprünglichen Bewohner des mittleren Ural von Katherinenburg bis Bogoslawsk waren die Wogulen, zur Race der östlichen Finnen gehörig. Sie sind von den Russen verdrängt oder so mit ihnen vermischt, dass sie sich nur im äussersten Norden, nördlich von Bogoslawsk noch rein und originell erhalten haben. Von der Jagd, Fischerei und Zobelfang sich nährend, leben sie in unwegsamen sumpfigen Wäldern, gewöhnlich nur in Familien und Verwandtschaften beisammen und so weit als möglich von einander entfernt, um ein grösseres Jagdrevier zu haben. — — S i e s i n d g e w ö h n l i c h k l e i n v o n W u c h s, b r e i t s c h u l t e r i g, u n d h a b e n e i n r u n d e s G e s i c h t m i t e t w a s f l a c h e r N a s e u n d

kleinen Augen. — — Sie werden als sorglos und unempfindlich geschildert, sind zu dumpfer Einsamkeit geneigt und ziehen bei ihrem freudelosen einsamen Leben den Genuss von Branntwein und den Schlaf jedem Vergnügen vor. Die Kinder, die ihre Eltern auf der Jagd und Fischerei begleiten, werden frühzeitig mit jeder Gefahr vertraut; sie verlassen, sobald sie selbstständig geworden, ihre alten Eltern, um gesondert zu leben, und geben diese der Noth und dem Hungertode preis."

Macht man nun geltend, dass die Finnen in Finnland heute sehr verschieden von denen des Tacitus sind, so gebe ich erstens den Unterschied der Zeiten zu bedenken — 1800 Jahre — zweitens aber stelle ich mit Andern die Behauptung auf, dass die heutigen Finnen nur in eingeschränktem Sinne die Nachkommen der alten Fenni sind. Natürlich musste bei der Nähe der Arier arisches Blut in den Stamm der Fenni dringen, wie arische Worte in ihre ugrische Sprache. Es wird nun aber von namhaften schwedischen Gelehrten und neuerdings vom Freiherrn von Tettau (siehe dessen fleissige Arbeit über die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die Kalewala, gedruckt in den Jahrbüchern der Erfurter Akademie. Neue Folge, Heft VII.) behauptet, die alten Fenni seien so gut wie ganz hinweggeschwemmt worden von einer südlichen Völkerwoge, man könne höchstens die Lappen in „Finnmarken" für ihre Nachkommen halten, wie sich denn noch vor 100 Jahren Lappen in den südlicheren Theilen Finnlands herumgetrieben hätten. Diese grosse südliche Völkerwoge habe aber aus Skythen bestanden, die sich vor Eroberern nordwärts flüchteten; „Tschuden" und Skythen sei dasselbe Wort. Mit dem Wort Tschuden bezeichnen bekanntlich Slaven nichtslavische Stämme in den hier besprochenen Gegenden. Von den Skythen aber lässt sich beweisen, dass sie, wenn nicht reine Arier, so doch Mischlinge von solchen und wahrscheinlich Turkstämmen waren. Diese Hypothese erklärt auf eine völlig genügende Weise die arische Beimischung in dem physiologischen Charakter

und der Sprache der heutigen Finnen, zumal wenn man daran festhält, dass genug der alten Bewohner blieben, um bei den neuen Ankömmlingen das anarische Element zu verstärken.

Es ist eine alte Behauptung der Ethnologen, dass die vorarische Bevölkerung Westeuropas überwiegend finnisch gewesen sei. In den letzten Jahren hat man diese Ansicht zu widerlegen gesucht, wie ich glaube, nur mit theilweisem Erfolg. Ich lasse hier eine Reihe Thatsachen folgen, die für die Anwesenheit einer vorarischen, kurzköpfigen Bevölkerung zeugen, welche jedenfalls anatomisch nicht von den Finnen zu unterscheiden ist. Das grosse kreisförmige Hünengrab von Karleby in Schweden lieferte fünf Schädel von meist an den Wänden hockenden, daher sehr alten Skeletten, von denen vier dolichocephal, einer brachycephal waren. Von Düben fand Folgendes (Referat über den Stockholmer Congress S. 288 Bd. VII des Anthropol. Archivs). Er untersuchte hunderte von Schädeln der gegenwärtigen Bevölkerung Schwedens aus allen Theilen des Landes und fand immer denselben Typus. Der nämliche findet sich aber auch in den vorhistorischen Gräbern Schwedens, im Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter. Doch setzt von Düben hinzu: „Die alten Schädel sind oft viel länger als die heutigen. Unter hundert in Dänemark und Schweden gefundenen Schädeln sind zehn, fünf dänische und fünf schwedische, alle aus der Steinzeit, von Retzius und Nilsson den Lappen zugeschrieben.“ So weit von Düben; wahrscheinlich entspricht die Verkürzung der heutigen Schädel der Schweden (von Düben nennt ja die alten Schädel „oft viel länger“,) ziemlich genau den 10 Procent fremder Kurzschädel, die sich in den spätern Mischformen bemerklich machen.

Virchow beobachtete Folgendes an alten dänischen Schädeln (No. 193 der „Sammlung“, S. 43): „In den Steingräbern der dänischen Inseln ist eine Race mit kürzerem und breiterem Schädelbau bestattet.“ Die durch Eschricht so bekannt gewordenen Schädel von der Insel Möen haben einen Längenindex von 82., 75.8, 70.9; sie

deuten also entschieden auf eine Mischrace durch ihre Verschiedenheit. Ebenso wird versichert, dass auf manchen dänischen Inseln die Bevölkerung sehr dunkel sei.

Schaafhausen berichtete in Stockholm, dass er einen echten Lappenschädel aus dem Flussbett der Lippe besitze, der 17 Fuss tief im Geröll gefunden wurde; die kleine rundliche Schädelform und eigenthümliche Kieferbildung lassen keinen Zweifel über die Race aufkommen. Hierher gehört auch der Schädel von Boitzum, dessen Breitenindex Virchow zu 81.6 bestimmte, und der Mann von Plau in Mecklenburg. Schaafhausen berichtet über diesen in Müller's Archiv für 1858 S. 472: „Es wurde bei Plau im Kiessande 6 Fuss tief unter der Oberfläche ein menschliches Gerippe in hockender, fast knieender Stellung mit aus Knochen gearbeiteten Geräthschaften, einer Streitaxt aus Hirschhorn, zwei aufgeschnittenen Eberhauern und drei an der Wurzel durchbohrten Schneidezähnen vom Hirsch gefunden. Diesem Grabe wurde ein sehr hohes Alter zugeschrieben, weil jeder Schutz desselben durch Steinbauten, jede Spur eines Leichenbrandes und jedes Geräthe aus Stein, Thon oder Metall fehlte. Herr Dr. Lisch, dem die ungewöhnlich stark hervorragende Augenbrauengegend, die breite Nasenwurzel und die fast ganz hintenüberliegende Stirn auffiel, begleitet die Angabe des Fundes mit der Bemerkung: „„Die Bildung des Schädels weist auf eine sehr ferne Periode zurück, in welcher der Mensch auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung stand. Wahrscheinlich gehört dieses Grab dem Autochthonenvolke an.““ So ähnlich die Stirnbildung dieses Schädels dem aus dem Neanderthale ist, so ist der Wulst der Augenbrauenbogen bei dem letztern doch stärker und mit dem oberen Orbitalrand ganz verschmolzen, was an jenem nicht der Fall ist; die Schädel unterscheiden sich aber wesentlich durch die allgemeine Form, die bei diesem langelliptisch, bei jenem abgerundet ist.“ Also ein uralter Brachycephale in Deutschland.

Wir haben jedoch einen viel stärkeren Beweis für zahl-

reiche dunkle Brachycephalen in Deutschland, als diese zwei immerhin interessanten Funde: es ist die heutige Bevölkerung mit ihren gemischten, aber überwiegend brachycephalen Schädelformen. Hören wir darüber Meister Ecker S. 83 seiner Crania; wenn er sich auf Baden beschränkt, so ist doch zur Genüge bekannt, dass die Schädel im übrigen Deutschland sich ebenso verhalten. „Die Schädel der heutigen Bewohner unseres Landes sind, wie die Maasse zeigen, kurz, breit und dabei ziemlich hoch, natürlich in verschiedenem Grade. Die Stirn ist meist wohl entwickelt; die Schläfenflächen sind gewölbt und es erhält dadurch die norma frontalis und occipitalis eine charakteristische Form, die von der der Reihengräber sehr abweicht. Das Hinterhaupt ist kurz, vom Scheitel, oft schon von der Mitte der Scheitelbeine an, ziemlich steil abfallend; bald ist es ganz platt, abgeflacht, bald mehr flachkuglig gewölbt.“ Ecker findet im Schwarzwald nur e i n e Schädelform, obgleich verschiedenes Colorit. Diese Beobachtung ist wichtig, weil sie beweist, dass sich leichter eine allgemeine mittlere Form des Schädels herstellt, als eine mittlere Tinte des Colorits.

Nur ist hier zu bemerken, dass das Turkelement, welches sich offenbar im mittleren Europa vorfindet, recht wohl, ja höchst wahrscheinlicherweise erst im Gefolge der Arier, als deren Hörige und Knechte einrückte. Ob die rundköpfigen Ligurer mit den Turkstämmen irgendwie zusammenhängen, muss spätern Entdeckungen und Untersuchungen zur Aufhellung überlassen bleiben.

Bei dieser Gelegenheit will ich auf die interessante Thatsache hinweisen, welche sich bei Aufzeichnung des Colorits der bairischen Schuljugend ergab: an den Flussufern sitzt heute noch eine Bevölkerung, bei welcher die dunkeln Augen und Haare viel stärker vertreten sind, als bei der Bevölkerung, die vom Fluss entfernt wohnt. Offenbar geht hieraus hervor, das die Vorarier in Deutschland dem Fischfang hauptsächlich oblagen, während die Arier die Jagd vorzogen. Von den alten Britten wird erwähnt, dass sie,

obgleich Inselbewohner, sich des Genusses der Fische ganz enthielten; die Perser verschmähen noch heute Fische als Kost.

Gehen wir nun weiter westlich nach Frankreich, da tritt uns in der heutigen Bevölkerung sowohl, als in einem Theil der alten Höhlenbewohner, der sogenannten Rennthierfranzosen, ein sehr starkes Element entgegen, das man beim ersten Anblick ebenso, wie bei weiterem Studium für lappisch halten möchte. Es sind die so oft von französischen Ethnologen beschriebenen kleinen, dunkeln Menschen mit „kugelförmigen“ Köpfen, die Mongoloiden Pruner-Beys. Dahin würden vielleicht die Ligurer gehören, die den heutigen Oberitalienern die kurzen Köpfe vererbten, während die Süditaliener Langköpfe sind. Aus der bekannten Stelle bei Tacitus (Agricola c. 11) geht hervor, dass die Siluren in Britannien wie die Iberer Spaniens dunkles krauses Haar hatten, denn dies ist der Grund, warum Tacitus die erstern für Nachkommen der letztern hält.

Wenn durch die obigen Angaben die Existenz einer brachycephalen Urbevölkerung Europas bewiesen ist, so wurde doch auf der andern Seite auch gezeigt, dass es in Europa uralte Dolichocephalen gab. Diese Entdeckung ist eine der glänzendsten der neuern Anthropologie, und obwohl wir jetzt nur noch wenig über die neugefundene Race wissen, so ist es doch leicht zu sehen, dass auf diesem Felde ganz ungeahnte Aufschlüsse zu erwarten sind. Man hat Spuren dieser Race vereinzelt über Europa aufgefunden; ich meine die Schädel von Cannstadt, Egisheim, Brüx, Neanderthal, Stängenäs, Olmo, Clichy, Mästricht, Gibraltar (S. Quatrefages et Hamy: Crania ethnica Cap. II.). Diese sind Dolichocephalen der ältesten europäischen Zeit, wie die Leute der Rennthierstation Solutré, mit deren Ueberresten sich die von Mammuth und Höhlenbären finden, und wie der Mann von Mentone mit geschlagener Kieselwaffe.

Es mögen hier einige Einzelnheiten über eine dieser alten dolichocephalen Racen Platz finden, die von Cromagnon. Der Schädel des Greises hat nach Quatrefages

und Hamy, in Crania ethnica, schöne Proportionen und zeichnet sich auch durch seine Capacität aus, die 1590 c. c. beträgt. Das Gesicht hingegen hat eine niedrige, hässliche Bildung, es ist prognath und der Gesichtswinkel beträgt nur 63 Gr. Andere Theile des Skeletts sind eigenthümlich und deuten auf sehr hohes Alter der Race: die tibiae nämlich, anstatt dreiseitig prismatisch wie unsere zu sein, sind flachgedrückt wie die der Gorillas. Die Skelette der Cromagnonleute sprechen dafür, dass diese Menschen mit einer ausserordentlichen physischen Constitution begabt waren: Alles bei ihnen deutet auf Kraft und Wildheit (die Frau scheint an einer Kopfwunde gestorben zu sein), auf grosse Anlagen, die noch wenig entwickelt waren.

Möglicherweise zeigt uns der berühmte Neanderthalschädel, der seine eigene Literatur hat und ebenfalls dolichocephal ist, die älteste niedrigste Form der europäischen Langköpfe.

Capitel VIII.

Die arischen Mischlinge.

Wenn die blonden, blauäugigen, dolichocephalen Arier sich mit Individuen anderer Menschenracen, die alle ohne Ausnahme dunkel sind, geschlechtlich vermischen, so folgen die Producte dieser Mischung den allgemeinen Gesetzen des Hybridismus. Jede Species der Pflanzen und Thiere zeigt jedoch Eigenthümlichkeiten in Bezug auf ihre Mischlinge; wir müssen daher besonders über das Verhalten der arischen Mischlinge sprechen.

Da stellt sich nun für mich nach vieljährigen Beobachtungen derselben Folgendes als Resultat heraus.

Wir müssen die charakteristischen Merkmale der Arier in zwei Klassen sondern, von denen jede sich ganz verschieden bei der Vererbung verhält, was übrigens durchaus nicht auffallen kann, da dieselben unter sich keinen

Zusammenhang haben. Ich spreche von Dolichocephalie und hoher Statur auf der einen Seite, und hellem Colorit, Albinismus, auf der andern.

Was nun Körpergrösse und Form des Schädels betrifft, so zeigen die arischen Mischlinge einfach Zwischenformen, wie zu erwarten stand. Diese Zwischenformen haben die entschiedene Tendenz, im Lauf der Generationen immer mehr dem Procentsatz arischen Blutes in ihnen zu entsprechen. Wenn wir daher in Südwestdeutschland heute drei Viertel Brachycephalen antreffen, so dürfen wir daraus auf ein Viertel arischen Blutes für jene Bevölkerung schliessen.

Ganz anders verhält es sich nun mit dem Colorit. Hier zeigt sich das helle Colorit, der Albinismus im weitesten Umfang, entschieden als das stärkere und gewinnt an Boden. Während wir in Deutschland jetzt nur ein Viertel Dolichocephalen haben, kann man 70 Procent Helläugige annehmen, was also einen enormen Gewinn für dieses Colorit zeigt. Eine Angabe von Ecker in seinen Crania über die Bevölkerung des Schwarzwaldes bestätigt genau das hier Gesagte. Ecker erklärt, dass diese Bevölkerung keine wesentlichen Unterschiede in der Kopfform zeige, wohl aber im Colorit; das heisst mit andern Worten: die dolichocephale Kopfform kann in der Mischung leicht zerstört werden, der Albinismus nicht; derselbe gewinnt in der Mischung an Boden.

Wir können täglich unter uns Verbindungen verschiedener Typen und ihre Resultate, Mischlinge aller Grade, sehen, deren Augen- und Hautfarbe die ganze mögliche Farbenscala durchläuft, und die alle erdenkbaren Combinationen darbieten, von dem Kalmücken oder Spanier mit ganz dunkelm Colorit und blauen Augen, bis zu der viel bewunderten Schönen mit dunkeln Augen, weisser Haut und leuchtend blondem Haar. Die schönen Typen mit kastanienbraunem Haar und dunkelblauen oder hellbraunen Augen, welchen wir heute nicht selten begegnen, sind Mischlinge aus den mittleren Lagen der Scala.

Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, so ist er leicht beizubringen. Es ist die extreme Unbeständigkeit dieser Typen in den Nachkommen; they do not breed true, wie die Engländer kurz sagen. Sehe man sich die Kinder zweier Ehegatten an, die beide kastanienbraunes Haar und hellbraune Augen haben. Unter zehn Fällen ist kaum einer, in welchem die Kinder gleichmässig gefärbt sind. Man wird blauäugige blonde und ganz dunkelgefärbte unter ihnen finden, und zwar in der Regel genau in der Proportion des Colorits der Grosseltern. Haben die Grosseltern alle dasselbe Colorit, so ist die grosse Wahrscheinlichkeit, dass alle Kinder ebenfalls dasselbe Colorit haben; ist die Hälfte der Grosseltern dunkeläugig, so wird die eine Hälfte der Kinder dunkeläugig, die andere helläugig sein; ist endlich nur eins von den Grosseltern entweder hell- oder dunkeläugig, so wird wahrscheinlich ein Viertel der Kinder solche Augen haben. Langjährige Beobachtungen haben mir nur sehr selten eine Ausnahme von dem eben entwickelten Gesetz der Vererbung gezeigt; giebt es aber Ausnahmen, so sind sie stets zu Gunsten der Blonden, Blauäugigen.

Das eben Gesagte unterscheidet nur im Allgemeinen zwischen hell und dunkel; könnte man auf die Nuancen näher eingehen, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach sich ein beständiger Gewinn des hellen Colorits herausstellen. Es ist jedoch unmöglich, dies zu thun, denn man müsste, da arische Kinder und Mischlinge mit dem Alter bis zu einem gewissen Zeitpunkt immer dunkler werden, Eltern und Kinder, um genau zu verfahren, im selben Lebensalter vergleichen.

Ich will von den Mischlingen nicht scheiden, ohne noch auf einen andern Umstand aufmerksam zu machen. Es ist auffallend, wie oft Personen, welche schon in jungen Jahren an schwachen Augen leiden, Mischlinge von Blonden und Brünetten sind. Offenbar kann sich das Auge des Mischlings nicht so leicht adjustiren, wie z. B. Haut und Haar. In England sind die Sieger bei den Preis-

schiessen ohne Ausnahme helläugig. Es wäre nun aber eine arge Täuschung, wenn man annehmen wollte, dass helle Augen schärfer sehen könnten als dunkle; alle Naturvölker widerlegen ja durch ihre scharfen dunkeln Augen eine solche Annahme. Der Grund liegt einzig darin, dass in England wie in Deutschland und Nordamerika die Helläugigen bei der Präponderanz dieses Typus etwa im Verhältniss von 7 zu 3 in der Regel viel weniger Mischlinge sind, als die dunkeläugigen. Wenn nun aber die geschlechtliche Mischung der menschlichen Typen bei den Nachkommen pathologische Zustände zur Folge hat, gerade wie dies bei Nachkommen verschiedener Species der Fall ist, wo z. B. Unfruchtbarkeit oft eintritt, — spricht dies nicht deutlich dafür, dass wir in den verschiedenen Typen der Menschheit Species und nicht Varietäten zu sehen haben?

Wir sahen in diesem Capitel, dass der Albinismus in der Mischung stets im Vortheil ist; bedenken wir nun noch, dass die blonde Race sich schneller über die Erde verbreitet, als ihre Rivalen, die dunkeln Racen, so erscheint es nicht nur als möglich, sondern sogar als wahrscheinlich, dass der ganzen Menschheit das Schicksal der gezähmten Wildgänse bevorstehe: ein Wechsel des gesammten Colorits von dunkel zu hell, während aller Wahrscheinlichkeit nach Dolichocephalie so gut wie Brachycephalie im grossen Meer der Mesocephalie verschwinden werden.

Capitel IX.
Die Urheimath.

Es geschah aus guten Gründen, dass ich von den Nachbarvölkern der Arier handelte, ehe ich mich der Frage nach der Urheimath derselben näherte. Wie mich dünkt, habe ich dadurch Schranken für die nun folgende Discussion gewonnen, die eine heilsame Beschränkung auferlegen und nicht leicht zu durchbrechen sein werden.

Die naive Anschauung des Alterthums sah in den Bewohnern eines Landes in der Regel Autochthonen: jedes Volk war in seinem Lande entstanden, dem Boden entsprossen, gleich Blumen und Bäumen. Im schroffen Gegensatz hierzu belehrt uns das alte Testament über den einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts. Ein einziges Menschenpaar wird im Paradiese, das irgendwo in Asien liegt, erschaffen; von dort verbreiten sich seine Nachkommen über die ganze Erde.

Als vor hundert Jahren die vergleichende Völkerkunde entstand, war die Vorstellung einer Wanderung aus Asien etwas Gegebenes, Feststehendes, das ohne Weiteres hingenommen wurde, auch für die Bewohner Europas. Die Auffindung des Sanskrit, ein wenig später, und die Erkennung der nahen Verwandtschaft zwischen diesem und den europäischen Sprachen trug dazu bei, diese Vorstellung zu befestigen. Es sollte zu einer Zeit ein mächtiges Volk der Indogermanen in Asien gehaust haben, von denen die einen nach Indien vordrangen, die andern nach Germanien. Dies ist heute noch die allgemeine Ansicht; als Wohnort dieses Urvolkes hat sich die Gegend um den Hindukusch festgesetzt; nur Halling in seiner Geschichte der Skythen bezeichnet die Uferländer des Kaspischen Meeres als den Ursitz der blonden Völker, S. 34.

Jakob Grimm, in seiner Geschichte der deutschen Sprache I. 6, sagt: „Die Meinung zählt nur noch geringe Gegner, dass Europas Gesammtbevölkerung erst im Laufe der Zeiten von Asien eingewandert sein müsse.“ Und S. 162: „Alle Völker Europas und voraus jene urverwandten, denen es beschieden war, durch Wechsel und Gefahr emporzuringen, sind in ferner Zeit aus Asien eingewandert, von Osten nach Westen setzte sie ein unhemmbarer Trieb, dessen eigentliche Ursache uns verborgen liegt, in Bewegung. — — Je weiter gegen Abend wir ein Volk gedrungen finden, desto früher hat es seinen Auslauf begonnen.“

Bei Pott (Indogermanischer Sprachstamm S. 19) heisst es: „Vans Kennedy hält Babylon, als frühen Cultursitz,

aber ohne sonstige Gründe beibringen zu können, für die Urheimath des indogermanischen Stammes. In Asien, darüber kann kein Zweifel sein, haben wir sie jedenfalls zu suchen, ferner kaum anderswo als innerhalb der Längengrade vom Tigris zum Indus, nur höher nordwärts, etwa im Gebiete des Oxus und Jaxartes, an den Nordabfällen des Himalaya zum Kaspischen Meer hin. In jene Gegenden verlegen wir nach Erwägung aller Umstände am sichersten den Scheidungspunkt, von wo ab sich in divergenter Richtung die beiden Hauptströmungen der indogermanischen Völker scheinen fortbewegt zu haben.“

Als diese Hypothese sich ausgebildet hatte, fingen die Proteste gegen dieselbe bald genug an, aber nur vereinzelt und ohne alle sichtbare Wirkung. Einer der ersten Gegner im westlichen Europa war H. Schulz, welcher in seinem Buch „Zur Urgeschichte des deutschen Volksstammes, Hamm 1826“ Westeuropa für die Wiege des gesammten indoeuropäischen Völkerstammes erklärt. Derselbe nimmt (nach Wietersheim, Zur Vorgeschichte deutscher Nation S. 10) das vormals Festland gewesene Becken der Nordsee als Ursitz des germanischen Stammes an, von welchem aus die durch die verschlingende Meerfluth an die Küsten getriebenen Bewohner (Ingaevonen) den Stoss zur grossen Urwanderung germanischer Völker von Europa nach Asien gegeben hätten.

Omalius d'Halloy protestirte im Namen der Physiologie gegen die nahe Verwandtschaft der Inder mit der blonden Race, welche nur aus sprachlichen Gründen aufgestellt worden war (Races humaines, 4. Ausgabe S. 14). Ich entnehme dies aus Belloquet's Werk Ethnogénie gauloise, da mir leider d'Halloy's Werk nie zu Gesicht gekommen ist. Das Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris T. VI. enthält jedoch einen längern Aufsatz d'Halloy's, in welchem der europäische Ursprung der arischen Sprachen, und deshalb der Arier selbst, mit klaren Worten behauptet wird. Vielleicht geschieht dies schon in dem Werk Races humaines, 20 Jahre früher; der Aufsatz ist überschrieben:

Lecture sur la prétendue origine asiatique des Européens, par M. d'Omalius d'Halloy p. 237—248 l. c.

Nun kommt Latham und protestirt im Namen der Philologie gegen den asiatischen Ursprung der Arier. Das Argument findet sich in seiner Ausgabe von Tacitus' Germania 1851; es ist überschrieben „Ueber das Verhältniss der Geten zu Indien" LXVII p. CXXXVII. Er fasst dasselbe so zusammen: „I wish to reduce the question to its logical form which is, that where we have two branches of the same division of speech separated from each other, one of which is the larger in area and the more diversified by varieties, and the other smaller and comparatively homogeneous, the presumption is in favour of the latter being derived from the former, rather than the former from the latter. To deduce the Indo-Europeans of Europe from the Indo-Europeans of Asia, in ethnology, is like deriving the reptiles of Great Britain from those of Ireland in herpetology." Zu Deutsch: Ich wünsche die Frage auf ihre stricte logische Form zu reduciren. Wenn wir zwei Zweige derselben Sprachklasse besitzen, die getrennt von einander sind, und von denen einer ein grösseres Gebiet hat und mehr Varietäten zeigt, während der andere geringern Umfang und grössere Homogenität besitzt, so ist anzunehmen, dass der letztere von dem ersteren abstammt, und nicht umgekehrt. Die Indo-Europäer Europas von den Indo-Europäern Asiens ableiten, ist in der Ethnologie dasselbe, als wenn man in der Herpetologie die Reptilien Grossbritaniens von denen Irlands ableiten wollte.

An logischer Schärfe und Klarheit kann dieses Argument Latham's schwerlich übertroffen werden.

Aber schon vor Schulz hatten sich Proteste im fernen

Osten Europas erhoben. Ich entnehme einem Aufsatz von Casimir Delamarre in dem Bulletin de la Société de Géographie, Juin 1870, dass Adam Czarnotski, welcher 1813 bis 1825 schrieb, zuerst behauptete, dass die Slaven Ureinwohner Europas seien. Ihm folgte ein anderer Pole Lawrenz Surovietski, der 1822 dasselbe sagte. Lelewel schrieb 1830: „Ein so grosses und zahlreiches Volk, wie das slavische, wandert nicht ein, sondern wächst an einem Orte auf. Man kann daher seinen Einzug bis in die nächsten Zeiten der Noachischen Arche zurücksetzen.“

In Deutschland erhob Benfey zuerst wieder Zweifel an der herrschenden Theorie, in der Vorrede zu Fick's Wörterbuch der Indogermanischen Grundsprache, 1868. Er findet. dass nur Ausdrücke für nördliche Pflanzen und Thiere, wie Birke, Buche, Bär, Wolf, in den indogermanischen Sprachen übereinstimmen, nicht solche für südliche Thier- und Pflanzenformen, wie Palmen, Löwen, Tiger. Daraus folgt also eine viel nördlichere Urheimath, als man bis dahin annahm, die freilich oben so wohl in Asien wie in Europa gewesen sein könnte. In der That nimmt Fick selber eine solche an den Grenzen beider Erdtheile an. Er sagt in der zweiten Ausgabe des soeben citirten Werkes, das nun den Titel hat „Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen“, S. 1045: „In ferner Vorzeit wohnte an den Grenzen Asiens und Europas, muthmasslich in den weiten Gründen von Turan, zwischen Ural, Bolor und Hindukoh ein zahlreiches, hochbegabtes Volk weisser Race, welches sprachlich eins, jedoch schon dialektisch gesondert, die Vorväter aller indogermanischen Völker in sich beschlossen hielt.“ Spiegel, in seiner Eranischen Alterthumskunde, lässt die Frage der Ost-West- oder West-Ostwanderung für seine Eranier unentschieden.

Friedrich Müller sagt über diese Frage in seiner allgemeinen Ethnographie auf S. 69 wie folgt: „Es haben daher mehrere Gelehrte den Ursitz der Indo-Germanen, d. h. jenen Punkt, auf welchem sie noch zuletzt als ungetrennte Einheit sassen, in der litauisch-russischen Ebene,

ja sogar noch weiter westlich gesucht. Wenn wir nun auch, conform dieser Ansicht, welche eine grosse Wahrscheinlichkeit für sich hat, annehmen, der Ursitz der Indo-Germanen sei im Südosten Europas zu suchen, so sind die Indo-Germanen auf diesem Punkte nichts weniger denn als Autochthonen zu betrachten, sondern sind dort vom armenischen Hochlande in unvordenklicher Zeit eingewandert." Natürlich ist „Südosten Europas" ein lapsus calami für Nordosten Europas, obgleich er nicht als solcher in „Nachträge und Verbesserungen" aufgeführt ist.

Den neuesten Ausspruch von Benfey über diesen Gegenstand finde ich in der Beil. d. A. A. Z. No. 208. 1875. Dort sagt er: „Meine Ueberzeugung ist, dass die Indogermanen sich zu dem durch Sprache, religiöse und sociale Verhältnisse scharf gesonderten und charakterisirten Volke nicht im Innern von Asien entwickelt haben, sondern gerade in der Localität, wohin ich diese Entwickelung verlege, oberhalb des Schwarzen, nicht fern von dem Kaspischen Meere." Fligier spricht sich für Südrussland aus und erwähnt zugleich Geiger's Ansicht, dass Südwest-Deutschland die Urheimath der Arier sei. (Mittheil. d. Wiener anthrop. Gesellschaft VI. 8. 9.)

Ich will nun noch auf Folgendes aufmerksam machen. Wir haben in einem frühern Capitel gesehen, dass der Habitus der Arier ein entschieden nördlicher war. Dies fällt heute als Indicium für die Urheimath derselben viel schwerer in's Gewicht, als es wohl früher der Fall gewesen wäre; denn die heutige Physiologie hat sich davon überzeugt, dass jede Species für immer die Spuren der Umstände an sich trägt, unter welchen sie entstand.

Dieser nördliche Habitus spricht gegen Baktrien; man könnte jedoch geltend machen, dass Höhe über'm Meer hohe geographische Breite zu ersetzen vermag: die alten Arier könnten daher Bewohner der Gebirge Mittelasiens gewesen sein. Gewiss, wenn wir nicht gezwungen wären, eine zahlreiche Bevölkerung vor der Trennung anzunehmen, die aber auf hohen Gebirgen unmöglich ist.

So weist denn Alles uns auf die Ebenen Nordeuropas als die Urheimath der Arier. Hören wir die schöne Ausführung Cuno's darüber, in seinem Werke über die Skythen S. 31: „Es giebt auf unserem Planeten keinen bewohnbaren Raum, der an Grösse und Gleichartigkeit in geographischer und klimatischer Beziehung auch nur entfernt ähnlich wäre dem Osten Europas zwischen dem 45. und 60. Breitengrade und dem mit ihm zusammenhängenden nördlichen Deutschland und nördlichen und westlichen Frankreich. Ein ungeheures, nur von niedrigen Landhöhen in der Richtung der Parallelen durchzogenes Tiefland breitet sich aus im Westen des Ural und erfüllt das ganze Gebiet im Norden des Kaukasus und des Schwarzen Meeres. Die Mittelgebirge selbst bilden keine Völkerscheide; vielfach dringt das Flachland busenförmig in sie ein, durchziehen sie Tiefebenen und niedrig liegende Thäler. — — Innerhalb dieses ganzen Gebietes, die Steppen im Südosten ausgenommen, gedeihen Roggen und Weizen. — — Unser Planet hat nicht einen zweiten Raum von der Ausdehnung jenes Tieflandes und des von ihm umschlossenen niedrigen Gebirgslandes (wenigstens nicht in der alten Welt, P.), wo die Natur die Entstehung eines grossen, thatkräftigen, bildungsfähigen, einheitlichen und doch wiederum vielgliedrigen Volkes mehr begünstigt und zugleich die Hindernisse seiner weiteren Verbreitung sorgsamer aus dem Wege geräumt hätte, einen Raum, auf welchem der Kampf um das Dasein mit mehr Energie und unter mannichfacheren Formen gekämpft werden konnte.“

Ich schliesse mich dieser Ausführung vollkommen an und werde nun versuchen, dieselbe noch in ihren Einzelnheiten näher zu bestimmen. Zunächst also eine Bemerkung über den Begriff Urheimath. Niemand meint damit jetzt noch Autochthonen, Niemand glaubt mehr, dass die Völker in ihrer sogenannten Urheimath dem Boden entsprossen seien. Die Wissenschaft nimmt jetzt allgemein einen einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts an; die Menschen zerstreuen sich, setzen sich an den verschiedensten

Orten fest und einige dieser Urmenschen gedeihen in ihren Nachkommen zu grossen Völkern heran. Unter Urheimath versteht man also dasjenige Land, in welchem ein Volk, ein Menschenstamm erwachsen ist aus wahrscheinlich von anderswo stammenden Individuen.

Für die Einwanderung der Arier aus Asien nach Europa, wie für die ältesten Wohnsitze derselben giebt es absolut kein historisches Zeugniss; wir sind deshalb genau in derselben Lage mit Zoologen und Botanikern: aus der gegenwärtigen und nachweisbaren frühern Verbreitung der Arier haben wir auf das Centrum ihrer Verbreitung zu schliessen.

Also die nordeuropäische Tiefebene ist nach Cuno das Stammland der Arier. Können wir dieses Stammland nicht noch näher bestimmen? Wie es Cuno begrenzt, ist es doch gar zu gross und dadurch unbestimmt. Mich dünkt, dass wir es können. Drei Umstände sollen uns leiten.

Erstens ist es ausgemacht, dass die Völker nach Licht und Wärme drängen, d. h. hauptsächlich von den Polen nach dem Aequator zu wandern. Wir müssen also die Urheimath in dem nördlichen Theil des bezeichneten Ländercomplexes suchen.

Zweitens wird ein so kräftiges Volk wie die Arier sich nach beiden Seiten, östlich wie westlich, ausgedehnt haben: eine Stelle in der Mitte zwischen Ost- und Westende des arischen Bezirks würde also diesem Umstande entsprechen. Wir finden die Arier in alten Zeiten in einer grossen Curve sitzend, von Hindostan bis zur Ostsee, von da über Südwesteuropa nach Nordafrika. Als man Baktrien als Ursitz annahm, hatte man die Kelten noch nicht als Arier erkannt und Perser nebst Indern hielt man auch physiologisch für Vollarier. Bringt man nun in Anschlag, dass das grosse Keltenvolk im Südwesten den Ariern zuzuzählen ist, dass aber im Südosten die Arier sicher weniger zahlreich vordrangen, so ergiebt sich die nöthige Correction von selbst; das Verbreitungscentrum muss

weiter nach Nordwesten verlegt werden, also zwischen Schwarzes und Baltisches Meer.

Nimmt man aber allein die Ost- und Westwanderung in ihrer heutigen Ausdehnung zur Basis, so kommt man zum selben Resultat. Die Avantgarden der östlich und westlich ziehenden Arier haben sich an der Beringsstrasse getroffen. Setzen wir nun die Schnelligkeit der Bewegung beider Gruppen als gleich an, so ergiebt sich daraus, dass der Ursitz derselben 180 Längengrade von der Beringsstrasse entfernt sein muss, was uns wiederum zur Ostsee und zum Schwarzen Meer bringt.

Nun die Sprache. Aus der vergleichenden Untersuchung aller indogermanischen Sprachen war es möglich, auf die Urform, die Mutter aller Schwestersprachen zu schliessen. Zwei Umstände bestimmen nun den Abstand einer Sprache von ihrer Mutterform: Entfernung in der Zeit und im Raum. *Je näher der Urform in Zeit und Raum, desto ähnlicher; je entfernter von der Urform in Zeit und Raum, desto unähnlicher.* Wie die Geologen aus der grössern Abnutzung und Abrundung der Geschiebe auf eine grössere Entfernung vom Muttergestein schliessen, so können es die Philologen mit den Worten thun. Welche Sprache *von allen jetzt gesprochenen* hat nun die grösste Aehnlichkeit mit der indogermanischen Ursprache? Einstimmig ist die Antwort aller Philologen: die lithauische. Latham hat in dem oben citirten Capitel seines Buches ebenfalls dieses Argument geltend gemacht. Wäre aber auch das Niementhal nicht als Wiege der Arier anzusehen, so ist es doch jedenfalls ein Theil der Urheimath, und die lithauische Sprache eine Ablagerung in einer stillen, abseits gelegenen Bucht; daher ihre wunderbare Conservirung. Alle andern Theile der alten Heimath wurden von fremden und einheimischen Völkerwogen so oft überfluthet, so viele fremdartige Ablagerungen und Contortionen fanden statt, dass der ursprüngliche Zustand nicht mehr zu erkennen ist. Schon das Lettische, ein Dialekt des Lithauischen, zeigt

grössere Veränderungen, weil entfernter der alten Heimath.

So hätte uns denn die Sprache einen hochwichtigen Anhaltspunkt verliehen. Die Geschichte des Verkehrs bietet uns einen andern. Der Dniepr, der Borysthenes der Alten, war ein uralter Verkehrsweg zwischen Norden und Süden; je weiter wir in der Zeit zurückgehen, um so belebter finden wir denselben. Wie in spätern Zeiten die Waräger denselben auf Tausenden von kleinen Schiffen hinuntergehen, so werden es höchst wahrscheinlich schon in früher Zeit blonde Stämme gethan haben, die auf diesem Wege zuerst das Schwarze Meer erreichten. Der Dniepr nähert sich mit den obersten Zuflüssen der Beresina und des Pripet dem Gebiet des Niemen, so dass nur ein schmaler Landrücken die beiden Flussgebiete trennt. Südlich von diesem Bergrücken ist ein Sumpfland von ungeheurer Ausdehnung, die Rokitnosümpfe, deren Wasser eben im Pripet und Dniepr abläuft zum Schwarzen Meer. Wenn nun der Niemen sicheren Anzeichen nach der Urheimath ganz nahe ist, der Dniepr aber als älteste Heer- und Verkehrsstrasse der Blonden angesehen werden kann, so läge es doch am nächsten, die älteste Heimath, den Entstehungsort der blonden, blauäugigen Langköpfe zwischen Rhudon und Borysthenes zu verlegen. Dort ist er in der That! Man höre einen unverdächtigen Zeugen über jene Gegend. In VIII. 3. d. Archiv f. Anthropologie berichtet F. v. Hellwald über die Verhandlungen der ethnographischen und anthropologischen Abtheilung auf dem internationalen Geographencongress zu Paris 1875. S. 330 lässt er Herrn Mainow, einen Russen, Folgendes sagen: „Bemerkenswerth in dieser Sumpfgegend von Pinsk, Minsk u. s. w. ist die dort allgemein vorkommende Erscheinung der Entfärbung (Depigmentation); die Fälle von Albinismus sind sehr häufig, die Pferde sind fast alle grau oder isabellfarbig, die Blätter der Bäume blass, die ganze Natur trüb und farblos."

Welche wunderbare Angaben! Seit Jahren war An-

derer und meine Aufmerksamkeit beim Suchen nach der Urheimath der Blonden auf das Thal des Niemen gerichtet, und ebenso erkannte ich deutlich seit langer Zeit die Bedeutung des Dniepr, als des Hauptflusses der ältesten Blonden. Jetzt kommt ein intelligenter Zeuge und sagt uns, zwischen Niemen und Dniepr, an den obern Zuflüssen, in den ungeheuren Rokitnosümpfen zeigen alle organischen Gebilde, Menschen, Thiere und Bäume, die ausgesprochenste Neigung zum Albinismus! Es ist also dort etwas in Boden, Wasser und Luft, das der Bildung des Pigments in Haaren, Augen und Haut feindlich ist; was an allen Orten der Erde vereinzelt auftritt, der Albinismus organischer Gebilde, er tritt hier massenweise auf und erklärt uns so das Entstehen der grossen, blonden Menschenrace!

Die Existenz auffallend blonder, blauäugiger Menschen in den Rokitnosümpfen war schon zu den Ohren Herodot's gedrungen; denn dahin muss man seine Budinen offenbar versetzen, da an der Stelle, wo man sie gewöhnlich sucht, in der Nähe des Don, keine grossen Sümpfe sind. Dass Herodot sich in der Lage dieser Sümpfe, die er nicht selbst besuchte, irrt, ist nur zu erklärlich. Seine Worte sind IV. 108. 109: „Die Budinen sind ein grosses und mächtiges Volk; sie haben alle dunkelblaue Augen und hellblondes Haar. — — Sie sind die Ureinwohner des Landes und Nomaden. — — In ihrem Lande sind dichte Wälder von allerlei Bäumen. In dem dichtesten Wald ist ein grosser, tiefer See, umgeben von Marschen, in denen Rohr wächst.“ — —

Diese Beschreibung der Budinen gab Veranlassung, in ihnen die Vorfahren der Slaven und Germanen zu sehen; zu Letzterem neigt z. B. Rawlinson in seiner Uebersetzung des Herodot. Halling verspricht in der Vorrede zu seiner Geschichte der Skythen das gleichzeitige Erscheinen eines

andern Werkchens von ihm: „De flava gente Budinorum, welches das Verhältniss der Völker Odin's am Pontos zu den Germanen, so wie der Skythen zu beiden aufzuhellen sucht.“ Ich weiss nicht, ob dasselbe wirklich erschien, jedenfalls habe ich es mir nicht verschaffen können.

Für mich sind die Budinen Herodot's die in der Urheimath zurückgebliebenen Blonden, die Nesthöcker ihrer Race.

Die ausführlichste mir bekannte Beschreibung jenes für meine Untersuchungen so wichtigen Landstrichs giebt Herr von Fischer in den Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern, aus dem Jahre 1843 und 1844. Er sagt dort: „So weit das Auge reicht, sieht man nichts als den flachen Horizont, über dem sich einzelne Bäume und Wäldchen erheben und oft meilenweit auf dem blossen Himmel sich zeichnen. — — Die Ackerkrume dieses ganzen Landstriches ist selten einen Fuss dick, gewöhnlich nur 5 bis 6 Zoll, mit einem Untergrunde von Sand, der auch oft in den obern Theilen vorherrschend wird. — — Da dieser Sand beinahe überall auf Lehm ruht, so ist es nicht zu verwundern, dass er auch in den sumpfigen Waldungen, die das ganze Gebiet bis an den Pripet einnehmen, und wo die untere Lehmschicht die Ursache der Versumpfung ist, vorherrscht. — — Sonst enthalten diese Sümpfe Raseneisenstein, der an einigen Punkten auch verarbeitet wird. Dieses sumpfige Waldland, auf Polnisch Poless (von dem slavischen Worte less der Wald), — — verdient nähere Erwähnung, denn es giebt dem Lande seinen Charakter und bedingt theilweise die Sitten und die Lebensart der Einwohner. Durch seine grosse Ausdehnung und seine theilweise Unzugänglichkeit und besonders durch seine thierischen Bewohner erinnert es unwillkürlich an die Beschreibung, welche vor bald zweitausend Jahren Tacitus und Caesar von den Urwäldern Germaniens entworfen. Auch hier hausen noch beinahe ungestört Elennthiere, Bären, Wildschweine, die Wölfe halten sich mehr an der Grenze in der Nähe der Dörfer auf. Rehe sind selten

Luchse sehr selten, Hirsche fehlen ganz. Von Geflügel beherbergen diese Wälder Auer- und Birkhühner und Haselhühner, Enten bewohnen die Moräste oft in unzähliger Menge. Was aber diese Wälder insbesondere charakterisirt und sie im Sommer im eigentlichen Sinne fast unzugänglich macht, sind die Schwärme von Mücken und kleinen Fliegen, die jeden Eindringenden mit rasender Wuth anfallen und ihm nirgends Ruhe lassen. Dem Viehe und Pferden setzen sie sich schaarenweise an die Schnauze und in die Nasenlöcher und plagen sie oft zu Tode. Es liegen einzelne Höfe und Dörfer zerstreut in diesem Gebiete.. Solche Dörfer haben, der undurchdringlichen Sümpfe wegen, oft gar keine fahrbare Communication im Sommer, oder die Wege bestehen nur in den elendesten Knüppelbrücken, wovon man anderorts keine Idee hat. Ohne den Frost zur Winterszeit wären sie gänzlich unbewohnbar, denn nur alsdann entsteht mit den Bewohnern der Nachbardörfer eine Verbindung durch das Eis. Im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt und die Wasser sich noch nicht verlaufen haben, bildet das ganze Land einen grossen See, wo die Communication dann völlig unterbrochen ist. Man sollte glauben, dass dieser Landstrich, weil er rings von Sümpfen umgeben ist und deren selbst so viele in sich fasst, ein sehr feuchtes Klima habe, allein dem ist keineswegs so. Die freie offene Lage, die das Land allen Winden zugänglich macht, verhindert die Ausdünstungen und Nebel zu stagniren; ein windstiller Tag ist eine Seltenheit. Des Sommers leiden die Felder eher durch Trockenheit als durch Nässe, besonders wo der Sandboden vorherrscht.

Dass in einem solchen Lande Krankheiten vorherrschen müssen, leuchtet Jedem ein, indessen da dasselbe ganz flach und daher jedem Winde ausgesetzt ist, welche auch immer wehen und die den Sümpfen entsteigenden Miasmen entführen, so wie sie sich bilden, so ist es doch weniger ungesund, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Die Hauptkrankheit der Bewohner ist der Weichselzopf, der nicht an der Weichsel, wohl aber in Polesien eigentlich zu

Hause ist. Nicht nur die Menschen, sondern auch Pferde und Hunde sind damit behaftet. Die Einwohner von Polesien betrachten denselben als eine Wohlthat, als einen Ableiter aller Krankheitsstoffe des Körpers nach aussen, und sehen es als sehr schädlich an, denselben vertreiben zu wollen. — —

Die Hauptnahrung der Bauern besteht in Roggenbrod, Gersten- und Buchweizengrütze und Kohl. — — Von Gartenfrüchten ist besonders die Gurke zu erwähnen. — — Charakteristisch für die Wälder Polesiens ist die Himbeere, die oft ganze Strecken einnimmt. — — Die Beere von Vaccinium Oxycoccos wird erst Winters gesammelt und es wird hier, so wie durch ganz Russland, ein gesundes, erfrischendes Getränk daraus bereitet. — —

Da wo trockener Sandboden in grösserer Ausdehnung herrscht, nimmt überall die Kiefer (Pinus sylvestris) überhand und bildet zum Theil grosse ununterbrochene Waldungen. — — Wo der Boden mehr Feuchtigkeit enthält, bilden sich die Laubwälder, deren Hauptbestand die Birke, Espe und gestielte Eiche ausmachen; untermischt findet man beinahe überall die Eberesche, mehrere Weidenarten; ferner die Linde, Weissbuche (Carpinus), Esche und Ahorn (Acer Platanoides), die Tanne (Abies excelsa D. C.), die öfters das Laubholz unterdrückt und für sich grosse Bestände bildet. Die Buche fehlt in ganz Lithauen. — — Wo ein Flüsschen oder ein Fluss eine Wiese versumpft, zeigt sich sogleich die Erle, die oft eine bedeutende Höhe erreicht und hin und wieder kleine, dichtverwachsene Wälder bildet, wo Stamm an Stamm steht."

So weit Herr von Fischer. Sollte ein Zusammenhang zwischen Albinismus und Weichselzopf bestehen? Die Frage scheint mir wohlberechtigt und verdient jedenfalls die Aufmerksamkeit der Wissenschaft.

Bei dem grossen Interesse, welches die Rokitnosümpfe für meine Arbeit besitzen, will ich hier mittheilen, was ich über sie durch Erkundigungen bei Männern, die dort gewesen sind, erfahren habe, da mich die geographische

Literatur in Bezug auf sie ganz im Stich liess. Die Einwohner sind sehr blond, mittelgross, mit geradem, grobem Wesen, das sehr von dem der Slaven absticht. Sie haben sich auf den Bodenerhebungen etablirt, die durch breite Sumpfgräben getrennt werden und so geringen Umfangs sind, dass ein Bauer eine ganze Anzahl derselben für sich braucht: auf einer Insel sind seine Kühe, auf einer andern seine Schweine, auf einer dritten seine Gänse u. s. w.; selbst die Gebäude sind auf vier oder fünf Inselchen zerstreut, und alle Bewohner schwingen sich vermittelst langer Stöcke über die Wassergräben. Im Winter suchen unzählige Schaaren wilder Gänse und Enten diese Sümpfe auf und liefern einen wichtigen Beitrag in die Vorrathskammern.

Von den Vorfahren der heutigen Bewohner, den Budinen und Gelonen, sagt Ammian, dass sie sehr kriegerisch seien, ihren erlegten Feinden die Haut abzögen, aus der sie für sich und ihre Pferde Kleidungsstücke und Geschirr machten.

Vielleicht liefert uns der von Fischer für diese Gegend gebrauchte Ausdruck „theilweise Unzugänglichkeit“ den Schlüssel zu dem Räthsel der Entstehung der Arier. Ich halte mit Moritz Wagner räumliche Absonderung für eine wesentliche Bedingung zur Bildung neuer Arten. Wenige Menschenpaare, die sich in die beschriebene Morasteinöde flüchteten, waren auf Jahrtausende vielleicht so von der übrigen Welt abgeschlossen, dass jene Bedingung der Artenbildung für sie vorhanden war. Die Rokitnosümpfe sind die placenta der arischen Race.

Da ich im Dniepr die mächtige Amme der ältesten Arier erblicke, will ich hier die Beschreibung Herodot's mittheilen. IV. 53: „Der vierte der skythischen Flüsse ist der Borysthenes. Nach dem Ister ist er der grösste von allen; und meines Erachtens ist er der productivste Fluss, nicht nur in Skythien, sondern in der ganzen Welt, mit einziger Ausnahme des Nil, mit welchem sich kein Strom vergleichen lässt. Er hat an seinen Ufern die lieblichsten und ausgezeichnetsten Viehweiden, er enthält Ueberfluss

an köstlichen Fischen; sein Wasser hat einen höchst angenehmen Geschmack; es ist klar, während alle benachbarten Ströme schmutzig sind; die reichsten Ernten wachsen an seinen Ufern, und wo man nicht säet, hat man reichen Graswuchs; Salz bildet sich reichlich an seiner Mündung ohne menschliches Zuthun, und grosse Fische ohne spitze Gräten und gut zum Aufbewahren werden in ihm gefangen.“ Man begreift nach dieser enthusiastischen Beschreibung des vielgereisten Herodot, dass an den Ufern eines solchen Flusses ein kräftiges Geschlecht aufwachsen konnte, das einst alle andern Geschlechter der Menschen übertreffen sollte.

Für das Waldland zwischen Ostsee und Schwarzem Meer als Urheimath der Arier spricht übrigens zuletzt noch Folgendes. Die ältesten Arier aller Länder haben Wagen (man sehe die merkwürdigen Abbildungen solcher Wagen auf den ägyptischen Denkmälern von El Arisch); das Reiten kommt später in Gebrauch, auf europäischem Boden in Thessalien, wie die Centaurensage beweist. Rücken wir nun die Ursitze weiter nach den Steppen des Südostens, so müsste eine sehr frühe Bekanntschaft mit den mongolischen Turkstämmen, den ältesten bekannten Reitern, eingetreten sein, und das Reiten würde dann wohl bei den Ariern weiter zurück datiren. Der Wagen ist eine Erfindung des Waldlandes, das Reiten eine Erfindung der Steppe. Auch sonst erscheinen uns die Arier als rechte Waldleute: der Wald mit seinem Reichthum an organischen Gestaltungen hat dem Geist und Charakter derselben seinen Stempel bis heute aufgedrückt, während die Mongolen in der Aermlichkeit ihres Geistes sich recht als Kinder der Steppe zeigen.

Die Arier sind also europäischen Ursprungs, in Europa von je zu Hause; von Asien nach Europa sind von allen Menschen arischer Zunge nur die Zigeuner in nicht sehr ferner Zeit eingewandert und zwar aus dem Induslande. Mit ihnen müssen sich Diejenigen begnügen, die auf asiatischer Einwanderung arisch redender Menschen nach Europa bestehen.

Im Einklang mit dieser neuen Ansicht über den europäischen Ursprung der Arier steht übrigens die Notiz bei Ammian, dass die Perser von den Skythen abstammen.

Woher kam aber die dunkle, dolichocephale Urrace? Wer könnte bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft so verwegen sein, eine Antwort auf solche Frage zu wagen? Aber ich will nicht verhehlen, das ich durchaus keinen Grund sehe, einen Zusammenhang der Arier mit den alten Dolichocephalen Westeuropas, z. B. den Cromagnonleuten, für unmöglich zu halten. Ebenso will ich auf einen Umstand aufmerksam machen, der mir von Wichtigkeit in der Discussion dieser Frage zu sein scheint. Im Osten der Arier sehen wir die extrem kurzköpfigen Mongolen in ihren vielen Verzweigungen; an sie stossen die Slaven, von allen Ariern die kurzköpfigsten, wie anzunehmen zunächst liegt, weil am meisten mit Mongolen vermischt. Die uralten Langköpfe hingegen finden sich hauptsächlich im westlichen Europa. Deutet das nicht eine Ostwanderung der ältesten Arier, oder ihrer Urrace an, die zum Stehen kam, als sie mit kräftigeren und zahlreicheren Stämmen der Brachycephalen zusammentraf?

Capitel X.

Physischer Charakter der älteren Arier.

Wie ich aus zahlreichen Anführungen alter Schriftsteller bewies, zeichneten sich die Arier um den Anfang unsrer Aera durch die Grösse ihrer Körper aus. Neuere Grabfunde, welche beinahe bis zu jener Zeit hinaufreichen, bestätigen vollständig die Angaben der Alten. Da nun diese Körpergrösse weit das Mittelmass der Menschheit übertrifft, wir aber am einheitlichen Ursprung aller Menschen festhalten, so werden wir zu dem Schluss getrieben, auch die Körpergrösse der Arier für eine in der Zeit acquirirte Eigenschaft derselben anzusehen.

Ist es nun nicht möglich, die ältere Körperform derselben aufzufinden? Der wissenschaftliche Eifer und die ausdauernde Thätigkeit unserer Zeit lassen mich diese Frage mit Ja beantworten. Im vorigen Capitel fixirte ich die Urheimath der Arier in den ausgedehnten Sumpflandschaften Lithauens, diesen Ausdruck in weiterer Bedeutung genommen.

In neuester Zeit hat man nun in diesem Gebiet Grabstätten mit Schädeln gefunden und studirt, welche höchst wichtige Aufschlüsse gewähren. Am meisten hat sich neben Major Kasiski in Neustettin Dr. Lissauer in Danzig mit diesen Funden beschäftigt. Ihre dahin einschlagenden Arbeiten werden in den „Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig" veröffentlicht; im Folgenden beziehe ich mich vorzüglich auf die Arbeiten, welche im ersten und zweiten Heft des dritten Bandes (Neue Folge) für 1872 und 1873 enthalten sind. Dr. Lissauer sagt (l. c. S. 19. 1872): „In der vorhistorischen Zeit wurde die jetzige Provinz Preussen von Tilsit an bis an die Grenze der Provinz Pommern, also zu beiden Seiten der Weichsel, das pommerellische Plateau mit eingerechnet, von einem lang- und schmalschädeligen Urvolke bewohnt, dessen Herkunft bis jetzt unbekannt ist. Unser altpommerellischer Schädel zeigt am vorderen Nensastachel einen Gesichtswinkel von 71° 24′, am Zahnrande des Oberkiefers 69° 12′, Grössen, die ihn in der Rangordnung der Schädeltypen sehr niedrig stellen (l. c. S. 10). Bei der sehr langgestreckten Form des Schädels muss der Sattelwinkel, welcher am Keilbeinwirbel entsteht, wenn man vom vordern Rande des Hinterhauptloches einerseits und von der Stirnnasennaht andrerseits dorthin Linien zieht, sehr stumpf gewesen sein; aber dieser Winkel ist bei den Kaukasiern am kleinsten, bei den Negern schon grösser, bei den Affen am grössten (S. 10). Trotzdem dieser Schädel nun so lang erscheint, ist die Capacität doch eine relativ geringe. Mit Gries volumetrisch gemessen ergab derselbe einen Inhalt von nur 1310 c. c., während zwei andere euro-

päische Schädel, genau nach derselben Methode gemessen, obwohl sie als Kaukasier durchaus klein genannt werden müssen, 1375 und 1438 c. c. ergaben, nach Weissbach aber der deutsche Schädel im Durchschnitt 1521, der polnische 1517 c. c. fasst. Es folgt daraus, dass dieser Schädel ein nur wenig entwickeltes Gehirn enthalten hat."

Einer der Schädel hat den Breitenindex 70, der andere 70.2. „Nehmen wir nun," fährt Dr. Lissauer fort, „die Welker'sche Tabelle zur Hand und reihen unsere Schädel ein, so ergiebt sich, dass unsre altpommerellischen Schädel zwischen Neger und Eskimo ihren Platz finden, und wenn wir auch nicht das Recht haben, daraus auf die geistigen Fähigkeiten ihrer einstigen Besitzer zu schliessen, so können wir uns doch nicht verhehlen, dass dieselben zu den reinsten Dolichocephalen gehört haben, welche unsre Gattung kennt, d. h. zu einer Gruppe, welche fast nur von den niedrigsten Völkern gebildet wird.

Eben so wichtig ist die Lage des grossen Hinterhauptlochs. Bei den Affen liegt es stets im hintern Drittel des Schädels, beim Menschen dagegen mehr in der Mitte oder selbst ein wenig nach vorne. Bei dem Schädel A. liegt nun diese Oeffnung für das Rückenmark sehr weit nach hinten, wie der theilweise erhaltene Rand dies zeigt.

Was nun die Länge speciell betrifft, so ist das Vorderhaupt gleich lang wie bei den Deutschen und Polen, dagegen das Mittelhaupt, das Hinterhaupt im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen entschieden länger. Was die Breite betrifft, so sind die altpommerellischen Schädel nicht nur relativ zur Länge, sondern auch absolut viel schmäler (um 1.3—1.4 cm.) als die der beiden andern Völker; doch gleichen sie diesen wiederum darin, dass auch sie im Stirntheil am schmalsten, im Mittelhaupt am breitesten sind. Die Höhe anlangend, so steht auch darin der altpommerellische Schädel sehr nach; nicht nur Vorder- und Mittelhaupt, sondern auch das Hinterhaupt sind bedeutend niedriger.

Wir kommen zum Gesicht und betrachten zunächst den Oberkiefer. In allen drei erhaltenen Oberkiefern spricht sich ein niederer Grad von Prognathie, die sogenannte intermaxillare, aus, eine schwache Schnauzenbildung. Die Zähne aber zeigen folgende eigenthümliche Beschaffenheit. Auf der Kaufläche sind die Hügel und der Schmelz bis an den Hals schräg und glatt abgeschliffen, am Ober- und Unterkiefer einander entsprechend, so dass der abgeschliffene niedere Rand beim Oberkiefer nach innen, beim Unterkiefer nach aussen gerichtet ist. Diese Beschaffenheit der Zähne findet man selbst bei jüngern Individuen solcher Völker, welche von sehr harten Nahrungsmitteln leben, z. B. Wurzeln mit anhängender Erde (?), getrockneten Fischen mit Gräten, von Getreide, welches nur roh zwischen Handreibsteinen zerkleinert worden, so bei den Hottentotten, Quanchen, Eskimos, den Schädeln der Steinzeit. Wenn nun auch der Schädel *A.* einem schon alten Manne angehört, so sind die Zähne doch sonst von so vorzüglicher Beschaffenheit, dass ich mir das scharfe Abgeschliffensein nur von dem Genusse einer so harten Nahrung erklären kann, abgesehen davon, dass auch das jüngere Individuum *B.* schon gleiche Zähne besass. Das Gesicht im Ganzen ist niedriger und schmäler, als bei den andern Völkern, die Jochbogen stehen gegen den Oberkiefer nicht besonders stark hervor, die Nasenwurzel ist breiter, die Augenhöhlen gleich breit, aber niedriger, das Kinn spitzer, die Unterkieferäste niedriger und schmäler und verbinden sich unter einem stumpfern Winkel mit dem Körper als bei den andern Völkern; der Gelenkkopf ist elliptisch, die Gelenkgrube nicht tief. Dieser letztere Umstand, ebenso wie die abgeriebene Kaufläche der Zähne beweisen deutlich, dass die Menschen dieser Race viel vegetabilische Nahrung zu sich genommen haben, obwohl die starke Entwickelung der lineae semicirculares am Stirn- und Scheitelbein, jene kammartige Andeutung über der Pfeilnaht und die vordere Tiefe der Schläfengrube den Beweis liefern, dass ihre Schläfenmuskeln

auch für Fleischkost geeignet waren. Wahrscheinlich sind diese letzten Charaktere ererbt, während die ersten Zeichen, die der Pflanzenfresser, in den Verhältnissen der spätern Generation allmälig erworben wurden; wenigstens lässt der Bau des Unterkiefers und die Beschaffenheit der Zähne mit Sicherheit erschliessen, dass dieselben mehr Pflanzentheile als Fleisch gekaut haben.

Im Ganzen sind die gewöhnlichen Vorsprünge und Vertiefungen an der inneren Schädelfläche wenig ausgesprochen, ein Zeichen, dass die Windungen des Gehirns gering ausgebildet waren; dagegen beweisen die arcus superciliares auf der zurückweichenden Stirn und die rauhen Linien und Vorsprünge am Hinterhaupt, dass die Muskeln der Kopfhaut und des Nackens einen hohen Grad von Mächtigkeit erlangt haben. Und dies war auch sehr nöthig, denn da das grosse Hinterhauptsloch sehr weit nach hinten gelegen und der Schädel sehr langgestreckt war, musste der Kopf nothwendig nach vorn überfallen, mussten die Augen mehr nach unten gerichtet sein, wenn nicht starke Nackenmuskeln an dem kurzen Hebelarm des Hinterhauptes beständig das Gleichgewicht herstellten.

Alles dies erzählt uns der Schädel; über andere Punkte belehren uns andere Knochen des Skeletts. Aus einem für eine Messung vollständig genug erhaltenen Oberschenkel lässt sich eine Körperlänge von höchstens 61³/₄ Zoll ableiten. Die lienea aspera femoris ist scharf, kammartig ausgeprägt, was auf kräftige Entwickelung der Adductoren hinweist, jener Muskeln, die besonders der Reiter zum Schenkelschluss braucht. Auch die Breite des Thorax ist dem entsprechend, höchstens 14 Zoll, eine Annahme, welche durch den kleinen Bogen, den die erste Rippe macht, bestätigt wird.

Erwägen wir noch, dass die Knochen im Allgemeinen durchaus nicht besonders kräftig gebildet erscheinen, so kommen wir zu dem Resultat, dass die Menschen, deren Skelett wir eben studirt haben, nicht besonders gross oder

stämmig und von nicht bedeutender Intelligenz gewesen.“ (l. c. S. 10—13.)

So weit Dr. Lissauer's hochwichtige, bis jetzt, wie mir scheint, noch nicht genug gewürdigte Beobachtungen. Die Reihengräber am Rhein zeigen uns grosse Menschen mit allerdings noch schlecht entwickeltem Vorderhaupt. Die altpommerellischen Schädel, obgleich wahrscheinlich nicht über die Anfänge unserer Zeitrechnung zurückdatirend, zeigten uns dieselbe Race, nahe ihrer Urheimath, klein, kaum über 5 Fuss hoch, mit noch niedrigerer Schädelbildung. Vielleicht enthüllen uns die Rokitnosümpfe bald eine noch ältere und noch tiefer stehende Form derselben Race. Aber schon auf Grund der altpommerellischen Schädel wird es erlaubt sein, sich die ältesten uns bekannt gewordenen Arier als den Eskimos in der Verwandtschaftsreihe ganz nahe stehend zu denken. Was verschlägt es? Je niedriger der Anfang, um so höher der erklommene Standpunkt; jedenfalls aber hat die Wissenschaft die Dinge zu nehmen, wie sie sie findet.

Capitel XI.

Aelteste Zustände.

a. Werkzeuge.

Nichts bezeichnet mehr den völligen Umschwung unseres Denkens als das Aufgeben der alten Vorstellung in absteigender Linie auf einander folgender Gold- Silber- und Eisenzeitalter, und die Substituirung der in aufsteigender Linie sich folgenden vormetallischen und Metallzeitalter. Nur eine männliche, arbeitsfrohe Zeit konnte das Werkzeugmaterial zum Unterscheidungszeichen der Zeiten nehmen.

Folgendes Schema giebt den neuesten Stand der Forschung über die Urzeiten wieder:

Feuer.

Vormetallische Zeit.	Werkzeuge aus Holz, Horn, Knochen, gehauenem und geschliffenem Stein.
Metällzeit.	Werkzeuge aus Kupfer, Eisen, Stahl, Bronze.

Schrift.

Wo fängt der Mensch an? Was ist das unterscheidende Merkmal zwischen Menschenaffe und Affenmensch? Mich dünkt, es ist die Hervorbringung des Feuers, das alle Menschen ohne Ausnahme kennen und brauchen, auch die am tiefsten stehenden. Nicht Adam, sondern Prometheus war der erste Mensch: als die Menschenaffen das erste Feuer anzündeten, um sich zu wärmen, oder Castanien zu rösten, da überschritten sie den Golf, der von da an immer tiefer und breiter Thierreich von Menschenreich trennen sollte. Das erste von Menschen angezündete Feuer ist eine Grossthat sonder Gleichen in der Geschichte, es bedeutet die Unabhängigkeitserklärung der Menschheit von der Sonne: sie machen sich nun je nach Gelegenheit und Erforderniss ihre eigene, Wärme und Licht spendende Sonne. Höchst wahrscheinlich waren die Menschen damals noch ohne articulirte Sprache, welche ich aus diesen Grunde als Kriterium verwerfe. Die Sprache entsprang erst dem menschenwürdigen Dasein, welches durch den Gebrauch des Feuers begründet wurde.

Die ersten Werkzeuge bot der jungen Menschheit die organische Welt dar, der Baumast wurde als Knüttel und Keule benutzt, die in der Hand des Herakles als Merkzeichen ältester Zustände im Gedächtniss der arischen Menschheit haften blieb. Der Baum, der mit seinem Holz die wärmende Flamme nährte, reichte dem Menschen auch die ersten Waffen zum Schutz und Angriff dar, ja manche Bäume gaben ihm noch obendrein nahrhafte, wohl-

schmeckende Frucht. Was Wunder, wenn bei einzelnen arischen Völkern dies Verhältniss zwischen Mensch und Baum so gedreht ist, dass die gütige Amme zur Mutter wird.

Weniger hatte sich die Kunde von dem grossen Umfange des Gebrauchs der Knochen- und Hornwerkzeuge erhalten. Freilich lesen wir bei Tacitus: „Fenni sagittas, inopia ferri, ossibus asperant;“ wer aber wusste vor dreissig Jahren, dass man Hirschhorn z. B. als Haue in den Bergwerken benutzte, wie man sich seither durch Funde in England hat überzeugen können? Rütimeyer sagt hierüber S. 70 seines Büchleins, „Die Veränderungen der Thierwelt in der Schweiz seit Anwesenheit des Menschen“: „Wie früher das Rennthier, so ist jetzt der Hirsch nicht nur für Nahrung, sondern auch für alle erdenklichen Arten von Werkzeug fast der einzige Lieferant von Rohstoff, man möchte sagen, der Helfer in der Noth des Menschen geworden.“

Die grosse Zähigkeit des Horns musste dasselbe dem Urmenschen unschätzbar machen. Mit der Zeit eröffnete sich jedoch eine neue Quelle des Bezugs für Werkzeugmaterial, die ihrer Natur nach mannichfaltiger und reicher war, als das Reich der Organismen: es waren die Mineralien. Der Mensch lernte passende Steinarten zu seinem Gebrauch zurecht zu schlagen, oder er schliff dieselben glatt und scharf. Der Schleifstein spielt daher in der Culturgeschichte der Menschen eine auffallend grosse Rolle und wir haben nach Seligmann's glücklichem Ausspruch in dem steinernen geschliffenen Streithammer „einen schönen Zeugen wirklicher, auf unsäglichen Fleiss gegründeter Culturanfänge“ zu sehen.

Bis jetzt glaubte man in den gehauenen Steinwerkzeugen eine ältere Stufe der Entwickelung, in den geschliffenen eine spätere erkennen zu müssen. H. Fischer in VIII. 3. des Archivs f. Anthrop. beweist jedoch mit guten Gründen, dass die verschiedene Behandlungsart lediglich von dem verschiedenen Material abhängt, man würde

also nie daran denken können, eine gehauene Speerspitze aus Sandstein herzustellen, während diese Methode bei Feuerstein ein gutes Resultat gab. S. 241 l. c. sagt er: „Die Beschaffenheit der Gesteine, die sich dem Menschen an seinen Wohnstätten und auf seinen Wanderungen darboten, führte ihn ganz einfach und naturgemäss zu der Art und Weise, wie er sie zu bearbeiten hatte, und dasselbe Volk hat, wenn es wanderte, im Feuersteingebiet seine Werkzeuge hauptsächlich durch Zuhauen gewonnen; im Bereiche der krystallinischen Gesteine u. s. w. musste er sie durch Schleifen herstellen. Es blieb ihm gar keine andere Wahl.“

Das Material für die nur behauenen Steinwerkzeuge in Italien, Griechenland, Island (?) und Mexiko ist nach Fischer der Obsidian, sonst in Europa nur der Feuerstein und Jaspis, also einfache Mineralien, die einen muscheligen Bruch besitzen; das Material für die (matt oder glänzend) geschliffenen Werkzeuge dagegen sind in der Regel Felsarten, welche aus mehreren einfachen Mineralien von verschiedener Härte und Textur gemengt erscheinen, und die der Mensch zumeist in der Form von Geschieben aus den Flüssen und Bächen auflas.

Doch, nicht mit seinen bisherigen Erfolgen zufrieden gestellt, wusste er sich noch eine andere Quelle zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu eröffnen, die reichlichste von allen, die Metalle. Wahrscheinlich war es das Gold, dessen glänzende Körnchen auf dem Grunde der hellen Bäche zuerst das Auge der Menschen entzückten und ihre Aufmerksamkeit erregten. Doch dieses Metall mochte höchstens als Zierrath dienen, es war nicht zu Werkzeugen tauglich und daher unfruchtbar für den Culturfortschritt. Anders mit dem Kupfer, dem Stiefgeschwister des Goldes, das, diesem an Farbe ähnlich, sich an manchen Orten der Erde rein vorfindet. Jedenfalls waren Werkzeuge aus Kupfer die ersten Metallwerkzeuge der Menschen; die Indianer Nordamerikas besassen dieselben aus den reichen Schätzen der Kupferminen des obern Sees ver-

fertigt; in den Minen der Tschuden finden sich gegossene kupferne Werkzeuge und ebenso glaubt Schliemann in Troja kupferne Werkzeuge neben bronzenen gefunden zu haben, wie z. B. die Riegel des skäischen Thores; ebenso finden sich in Ungarn zahlreiche Geräthe aus Kupfer. Die Kunst Kupfer zu schmelzen und zu härten wird von Aristoteles dem Lyder Skythes, nach Theophrast dem Phryger Delas beigelegt. Plinius VII. 87. (Fligier in Mitth. d. Wiener anthropol. Gesellschaft.)

Neben dem Kupfer, das man auch aus seinen Erzen ausbringen lernte, mochte man sehr früh schon auf das Eisen aufmerksam werden, das sich z. B. als Meteoreisen sehr bemerkbar machte und leicht genug bearbeiten liess. Lepsius behauptet, das Eisen in der grossen Pyramide sei 5000 Jahre alt. Der ägyptische Name für Eisen soll nach demselben andeuten, dass dasselbe vom Himmel stamme, d. h. also Meteoreisen sei. In Afrika wird heute noch viel Meteoreisen verarbeitet; wahrscheinlich lernten die Afrikaner, bei denen die weite Verbreitung der Kunst des Eisenschmiedens uns so sehr auffällt, dieselbe von den Aegyptern; Schweinfurth glaubt eine directe Andeutung dafür in der eigenthümlichen Art der Ventile an ihren Blasebälgen zu finden, während Pott aus sprachlichen Gründen widerspricht. Herr Baron v. Gerolt, der frühere Gesandte des deutschen Reichs in Washington, theilte mir mit, dass er in Mexiko grosse Stücke Meteoreisens ganz häufig von Schmieden seiner Zähigkeit wegen zu Ambosen habe benutzen sehen. Damit erklären sich nun auch auf natürliche Weise die vom Himmel gefallenen Ambose in den Scholien zu Homer. Die Skythen verehrten ein eisernes Schwert, das göttlichen Ursprungs, d. h. jedenfalls aus einer Meteormasse gefertigt war. Der Pflug, der ihnen später glühend vom Himmel fiel, bedeutet doch wohl auch die aus Meteoreisen geschmiedete Pflugschaar. Schon in uralten Steingräbern Nordeuropas findet man Eisen und geschmiedete Eisenschwerter. Wie selten sie jedoch damals waren, geht unter Anderem daraus hervor, dass die einzelnen

Schwerter Eigennamen trugen, wie z. B. das aus der deutschen Heldensage bekannte Schwert Waske: sie waren also genau so verbreitet in jener Zeit, wie heute die grossen Diamanten, die ja auch Eigennamen tragen. Wir ersehen zugleich aus diesen Namen, wer die Schwerter wohl meist schmiedete, denn Waske ist offenbar das finnische *vaski,* Erz, Eisen. Die Finnen sind die kleinen geschickten Zwerge, welche den arischen Hünen die gewaltigen Schwerter schmieden, wie ja ihre fernen östlichen Verwandten, die Jakuten in Sibirien, heute noch geschickte Schmiede sind. Der alte Ostjake, das erste Bild im letzten Theil von Middendorf's sibirischer Reise, ist für mich der genaue Repräsentant der schmiedenden Zwerge, dessen directe Nachkommen ich übrigens oft genug noch unter uns gesehen habe.

Trotz dieses vereinzelten Vorkommens von Eisen, schon in sehr früher Zeit, muss man doch an der Bezeichnung des Steinzeitalters festhalten, denn „nominatio fit a potiori.“

Nachdem man so das Eisen kennen gelernt hatte, mochte es gelingen, der Erde entstammende, leicht zu bearbeitende Erze aufzufinden, wie z. B. nach Hostmann das Rasenerz (siehe dessen vorzüglichen Aufsatz Archiv f. Anthrop. VIII. 3), und so allmälig von dem Leichten zum Schweren fortzuschreiten. Die offenen Herdfeuer mussten manchmal, nach einer scharfsinnigen Bemerkung von Hasenfratz (bei Hostmann l. c.) Stahl ergeben, eine höhere, werthvollere Form des Eisens, dem ein geringer Zusatz von Kohle einen hohen Härtegrad verleiht.

Wenn so der Zufall leicht auf die Erfindung des Stahles führte, so war derselbe wohl bei der Erfindung der Bronze, einer Verbindung von Kupfer und Zinn, ausgeschlossen, dieselbe ist vielmehr als reife Frucht einer hohen Civilisation anzusehen. Darüber bald mehr, hier nur noch ein Wort in Bezug auf Bronze. Schiesst nicht Hostmann in seinem ausgezeichneten, von mir eben citirten Aufsatz über das Ziel hinaus, wenn er behauptet, man

könne absolut keine Bronze ohne Stahl bearbeiten? Die alten Peruaner müssten nothwendig Stahl besessen haben, um ihre Bronze zu bearbeiten. Darauf erwidere ich: da müsste man doch wohl Spuren von Stahl und Eisen in Peru entdeckt haben, was aber nicht der Fall ist, eben so wenig wie in Mexiko und dem an Eisenerzen aller Art überreichen Nordamerika. Ich gebe auch das Beispiel der Neuseeländer zu bedenken, die ohne Stahl sogar Nephrit bearbeiten konnten, weil sie — lange Zeit sich dazu nahmen. Eine Streitaxt aus Nephrit wurde in ungefähr fünfzig Jahren fertig, wie uns ein Reisender berichtet.

Da sich Eisen und Eisenerze unendlich häufiger auf der Erde finden, als Kupfer und seine Erze, so konnten mit der Zeit Eisen und Stahl wohlfeiler hergestellt werden, als Kupfer und Bronze, und dies entschied über das Schicksal der letzteren, die, von dem Eisen und Stahl ersetzt, verdrängt wurden. Die die Bronze producirenden Völker waren überdies alt und hinfällig geworden und überliessen die Industrie neuen Völkern, deren Charakter das utilitarische Eisen mehr entsprach, als die schöne Bronze.

Ich will nun noch eine allgemeine Bemerkung machen über die „vormetallische“ und „Metallzeit“, wie Ecker mit Hostmann die urgeschichtlichen Zeiten gewiss mit Recht eintheilt und benennt. Es scheint mir, dass wir uns allgemein über die grosse Bedeutung dieses Fortschritts aus dem vormetallischen zum Metallzeitalter für jene alten Völkerschaften täuschen. Wir, die späten Enkel, sehen klar, dass unsre Vorfahren in den Metallen das Material auffanden und zu benutzen lernten, aus welchem allein die Schlüssel zu schmieden waren, welche den unendlichen Reichthum der Erde aufzuschliessen und damit Quellen ungeahnter Macht der Menschheit zu öffnen vermögen. Für die Urzeit aber war der Wechsel im Werkzeugstoff von keiner sehr grossen Bedeutung: die im Feuer gehärtete hölzerne Lanzenspitze tödtete den Feind so gut wie die spätere steinerne, bronzene, stählerne; der Pfeil mit der Knochenspitze erlegte den Vogel so gut wie der mit der

Flint- oder Bronzespitze. Die herrlich gearbeiteten Bronzeschwerter der Assyrer waren den eisernen Schwertern der nach Italien eindringenden Kelten weit überlegen, die, nicht gehärtet, sich bei jedem Hiebe umbogen und so den Römern den Sieg erleichterten.

Wie verhalten sich nun die Arier zu diesem Schema der menschlichen Entwickelung? Die gewöhnliche Ansicht ist, dass wir die Arier in der Bronzezeit kennen lernen. Virchow nennt dieselben sogar „die ersten Apostel der Metallcultur unter den Steinvölkern" (No. 193 der Sammlung S. 48), und Andere stellen sich offenbar die Arier vor mit Bronzehelmen und Bronzeschwertern ausgerüstet, auf Pferden mit Bronzezierrath aufgeschirrt von Asien nach Europa einreitend oder mit ihnen fahrend, unter dem Geschmetter von Bronzetrompeten.

Ich habe mich in einem frühern Capitel bemüht zu zeigen, dass die Arier alteingesessen in Europa sind und jedenfalls nicht aus Centralasien, dem Lande der Kurzköpfe, kamen. An dieser Stelle liegt es ob, den Nachweis zu führen, dass wir die Arier schon in der Periode der Steinwaffen kennen lernen.

Der Beispiele von Steinwerkzeugen in den Gräbern dolichocephaler Arier giebt es so viele, dass ich förmlich unter einem embarras des richesses leide; ich verweise deshalb nur auf folgende Thatsachen: Sind nicht die Leute des grossen kreisförmigen Hünengrabes von Karleby in Schweden Arier der Steinzeit? Die meisten Skelette hockten an den Wänden der Leichenkammer; von fünf erhaltenen Schädeln waren vier dolichocephal; man fand nur Steinwerkzeuge. Von Düben, der gewiegte Kenner des schwedischen Alterthums, erklärt ausdrücklich, dass wesentlich dieselben Schädelformen durch die Eisen- und Bronzezeit bis in's Steinalter reichen. Nilsson, auf die von Düben angestellten Schädelmessungen sich stützend, erklärt, es sei als abgemacht zu betrachten, dass das Steinvolk in Schweden desselben Stammes mit den jetzigen Bewohnern des Landes sei. Eschricht erklärt nach Unter-

suchung einiger Schädel aus einem Steingrabe auf Möen, dass sie „Individuen eines sogar edlen Geschlechtes der kaukasischen Menschenrace“ angehört hätten; ebenso findet Virchow nach vorgenommenen Messungen an 41 Schädeln der Steinzeit in Kopenhagen, „dass in der That schon zur Steinzeit die Ahnen der jetzigen Bevölkerung im Lande gewohnt haben müssen“. In Bezug auf dieselben Schädel bemerkt Schetelig, dass sie durch Vorspringen des obern Theils der Hinterhauptschuppe sich auszeichneten, was nur bei Völkern der indogermanischen Race vorkomme. Schaafhausen endlich fand in einem Steingrab Westphalens „einen ächten und wohlgebauten Germanenschädel“ (Archiv f. Anthrop. VIII. 3. S. 282).

Sogar in den doch ziemlich späten germanischen Reihengräbern am Rhein haben die Frauen regelmässig Messerchen aus Feuerstein im Grabe; ja die Frauen Perus benutzen heute noch mit Vorliebe zu ihren Handarbeiten die nicht rostenden und nicht stumpf werdenden Obsidianmesser.

Schliemann fand in Troja und Mycenae zahlreiche Steinwaffen, die wir arischen Völkerschaften zuschreiben müssen. In der grossen Ansiedelung bei Eisenach, die vor einigen Jahren von Dr. Bornemann aufgefunden und im Archiv für Anthropologie beschrieben wurde, fand sich bis jetzt keine Spur von Metall, während das Töpfergeschirr dieselbe eng mit andern arischen Niederlassungen verknüpft.

In der arischen Sprache hat die Steinzeit natürlich Spuren genug hinterlassen. Das lateinische *saxum*, Fels, gehört zur selben Wurzel mit *secare*, schneiden, altdeutsch ist *sahs* = Messer; *to clip* ist im Englischen schneiden, ist aber unser klopfen, d. h. mit einem Stein zertheilen. Das deutsche Wort Hammer ist dasselbe mit dem slavischen *kamen*, Stein; Thor's Hammer ist aus Stein und erinnert ebenso an die Steinzeit, wie die Keule des Herakles an eine noch ältere; dasselbe Wort ist das sanskr. *açmân*, das Geschoss Indra's.

Zu demselben Resultat Steinwerkzeuge gebrauchender Arier gelangt neuerdings Professor Helbig in Rom durch Untersuchungen ältester italischer Grabstätten. Derselbe sagt (Beilage der A. A. Z. No. 117. 1875): „Steinerne Geräthe werden beinah in allen Theilen Italiens gefunden; es sind sogar mehrfache Fabriken und Niederlagen derselben nachgewiesen; verschiedene Funde enthalten steinerne und bronzene Geräthe neben einander und bezeugen somit, dass der Uebergang von der einen Entwickelung zur anderen auf italischem Boden stattfand; auch in dem römischen Ritus hat die Steinzeit Spuren hinterlassen. Angesichts dieser Erscheinungen scheint mir die Frage berechtigt: ob nicht die Italiker, als sie die Alpen überschritten, im Kampfe steinerne Beile schwangen, auf der Jagd Pfeile mit Feuersteinspitzen abschnellten, die Felle oder Bastgeflechte, die sie zu Kleidern und Decken herrichteten, mit hörnernen oder beinernen Nadeln zusammennähten und die Herstellung und Verarbeitung der Bronze erst kennen lernten, als sie, in Italien ansässig, von überseeischen Einflüssen berührt wurden. War doch auch den in England ansässigen, trotzdem dass ihnen bei der Nachbarschaft der berühmten seit uralter Zeit von den Phöniziern ausgebeuteten Zinnbergwerke von Cornwallis die Herstellung der Bronze besonders nahe lag, dieselbe noch zu Cäsar's Zeit fremd, und bedienten sie sich importirter Bronze: bell. gall. V. 12, aere utuntur importato.“

Dies Alles beweist deutlich, dass wir die Arier bis in das Steinzeitalter zurückverfolgen können. Vor der Trennung lernten dieselben jedoch die Metalle kennen, die ihnen im bearbeiteten Zustande von aussen gebracht wurden. Diese geringe noch unsichere und schwankende Kenntniss der Metalle spiegelt sich ebenfalls getreulich in der Sprache ab. Sehen wir uns einmal die ältesten arischen Namen der Metalle darauf an; wir finden eine Zusammenstellung derselben in Grimm's Geschichte der deutschen Sprache S. 9—14.

Sanskritisches *ayas*, Metall, entspricht dem lateinischen

aes aeris, dem gothischen *aiz aizis,* dem englischen *ore, iron,* dem deutschen Erz, Eisen.

Aus der Wurzel *arg,* flammen, licht sein, geht hervor das sanskritische *arganta* = *argentum* = *ἀργύριον*, *ἄρκτος* = leuchtendes Gestirn. Skr. *rajata,* hell, weiss, Silber; zend *erezata,* Silber, Erz. „Gar nicht zu verkennen ist unmittelbare Verwandtschaft zwischen *aes* und *aurum,* preussisch *ausis, aurora,* Glanz.“ (l. c. S. 11). Also auch *aurum* = *iron,* Eisen. Eis gehört ebenhierher, wie *glacies* unser Glas und *glesum* Bernstein ist. *Σίδηρος,* Eisen, kommt von derselben Wurzel wie *sidus sideris,* leuchtendes Gestirn, wie das lithauische *sidabras* und das deutsche *silapar.* Der Wechsel von *d* zu *l* ist wie *dingua* gleich *lingua, dacrima* gleich *lacrima.*

Die älteste arische Sprache trennt also die Metalle noch nicht genau; sie hat Ausdrücke verschiedenen Stammes, die alle etwas „Glänzendes“ bedeuten; erst später setzen sich verschiedene Ausdrücke für die verschiedenen Metalle fest, oder auch, wie *aurum* = *iron* zeigt, derselbe Ausdruck in verschiedenen Zweigen der Sprache für verschiedene Metalle. Wie mich dünkt, geht aus dieser Vergleichung der Metallnamen als Resultat eine äusserst geringe Kenntniss der Metalle bei den ältesten Ariern hervor. Dies stimmt aber genau mit dem, was wir sonst über dieselben wissen.

Können wir unter solchen Umständen glauben, dass die Arier die Bronze erfunden haben? Gewiss nicht. Es ist seit 50 Jahren ein heftiger Kampf um diese Frage geführt worden, von dem ehrwürdigen Nilsson herab bis auf Genthe. Ich will hier den Streit nicht wieder eröffnen, weil die Bronzefrage mir eine res judicata zu sein scheint. Hat man doch geradezu für in Deutschland gefundene Bronzesachen die Gussformen in Italien entdeckt! Die Bronze ist das Product einer höheren Cultur, wie sie zuerst in wärmeren Ländern, in den Flussthälern des Euphrat, Tigris, Nil entstand. Von dort gelangte sie erst durch Phönizier, später durch Etrusker nach dem fernen Nor-

den Europas und so auch zu den alten Ariern, gleich vielen anderen Erzeugnissen und Begleitern einer höheren Cultur.

Was diese südlichen Handelsvölker vor Allem nach dem fernen unwirthbaren Norden lockte, war der Bernstein, jenes fossile Harz, das sich hauptsächlich an der Ostsee findet, und dessen sonniger, leuchtender Glanz die Völker des grauen Alterthums so sehr entzückte, dass sie dasselbe über das Gold im Werth stellten.

Die Naturforscher erzählen von Blumen, welche sich nicht selbst direct befruchten können, sondern von den Insekten befruchtet werden, die kommen, um Blüthensaft zu naschen, und dabei den männlichen Blüthenstaub der weiblichen Narbe zuführen. Blumen mit auffallenden Farben sind dafür besser situirt; sie ziehen die Insekten sicherer an. So gleichsam hat einst das glänzende electrum die fremden Kaufleute angezogen, die auf ihrem Wege den Samen höherer Cultur ausstreuten.

Natürlich ist durch die Behauptung des fremden Ursprungs der Bronze nicht ausgeschlossen, dass die Arier später dieselbe umgossen und selbst neu herzustellen lernten. Solches ist durch Funde erwiesen. Sehr wichtige Beobachtungen hierüber sind vom Grafen Wurmbrand gemacht worden, welcher auf S. 77 des Berichts über die Verhandlungen der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Dresden, 1874, sich folgendermassen äussert: „Ich mache auf diese Umgiessungsproducte aufmerksam, die durch ein eigenthümliches Verhalten des Zinnes während des Umschmelzens gewöhnlich kupferreicher sind, als es die alte Bronze war, weil ich dadurch eben zu der Annahme veranlasst wurde, dass die Bronze ein fremdes Product, die Kunst des Giessens und der Legirung fremden Völkern angehört und nur sehr allmälig Platz gegriffen hat.“ Ich weiss sehr wohl, dass Graf Wurmbrand unter den „fremden Völkern“ hier die nach seiner Ansicht aus Asien gekommenen Arier versteht, die ihre Bronze den europäischen Mongoloiden

der Steinzeit bringen. Seine scharfsinnigen Beobachtungen treffen aber natürlich ebenso zu, wenn man, wie ich, unter den fremden Völkern die Assyrer, Babylonier, Aegypter, Phönizier, Etrusker versteht und unter ihren Schülern die europäischen Arier.

Der eben citirte Vortrag des Grafen Wurmbrand beruht so sehr auf Originalanschauung, ist so klar und zeigt ein so gewiegtes Urtheil über den wichtigen Gegenstand, dass ich mir nicht versagen kann, den Schluss desselben hier mitzutheilen. „Wenn uns Jahrtausende zu Gebote stehen, um von der diluvialen Zeit den Menschen heranzubilden, so drängt sich die Bronzezeit mit einer Fülle neuer, hochentwickelter Formen so unvermittelt der Steinzeit auf, dass sie den Charakter des Fremdartigen augenscheinlich an sich trägt. Von der Eisenzeit gilt es nur insofern, als hier weniger das Metall als der stylistische Charakter das Fremdartige anzeigt. Unzweifelhaft besassen die Bronzevölker vor sehr langer Zeit einzelne eiserne Waffen, so dass nicht gerade die Benutzung dieses Metalles als neue Erfindung anzusehen ist. Wohl aber tritt im Stylcharakter der Germanen der Eisenzeit ein Formelement zu Tage, welches kein Kind der Bronzeperiode ist, streng und derb die zarten und weichlichen Typen vernichtet, ohne sie in sich aufzunehmen oder fortzubilden. Die Scheidung zwischen der Bronze- und Eisenzeit geschieht also allmälig; es ist ein Ueberwuchern des einen, ein Zurückdrängen des andern nach langem Ringen, während das Auftreten der Bronze ein plötzliches entscheidendes Eingreifen einer Cultur in den Zustand eines sehr langsam und allmälig sich heranbildenden Naturvolkes ist, welches Jahrtausende braucht, um durch natürliche Bedingnisse gedrängt von Stufe zu Stufe sich langsam zu erheben.“

Genau wie Graf Wurmbrand drückt sich Rütimeyer über das Bronzealter aus. Derselbe sagt in der Besprechung von Desor's Buch über das Bronzealter der Schweizer Pfahlbauten (Archiv f. Anthropologie VIII. 1. S. 86): „In

jeder Beziehung führt das Bronzealter nicht etwa einen neuen Culturzustand vor Augen, der gar durch einen besondern Völkerstamm vertreten wäre, sondern eine allmälige Umbildung von Sitte und Cultur, wie sie schon vor der Verwendung der Metalle im Alter der polirten Steine auf demselben Boden ansässig war, durch directe oder indirecte Berührung mit wohl transalpinen Stämmen aus älterer Schule."

Ebenso sagt François Letronne in Les premières civilisations, études d'histoire et d'archéologie. Paris 1874: „Das Bronzezeitalter in Europa bezeichnet nicht sowohl, wie man früher glaubte, das gewaltsame Eindringen einer fremden Race, welche die ursprünglichen Wilden der Steinzeit vollständig vertilgt haben sollte, als das Zeitalter des grossen Einflusses asiatischer Civilisation, welche hier durch die Phönizier, dort durch die Etrusker repräsentirt ist."

Last, not least, mögen die gewichtigen Worte Lindenschmit's über diese Frage stehn (Archiv f. Anthrop. VIII. 3. S. 175): „Wir finden nirgend einen Halt für die Annahme der selbstständigen Existenz eines Bruchtheils der antiken Technik, die ja selbst nur als ein Zweig des grossen, allseitig günstigen Verhältnissen entwachsenen Baumes uralter Culturentwickelung zu betrachten ist. Nimmt man die Bronzen als heimathliche Erzeugnisse, so ertheilt man dem Kindesalter des Volkes eine Reife technischer Erfahrung, man stattet dasselbe mit den Eigenschaften eines Wunderkindes aus, mit Fähigkeiten und Fertigkeiten zu Leistungen, gegen welche seine spätern Erzeugnisse als Beweise eines Rückfalls in technische Hilflosigkeit erscheinen. Man statuirt eine ganz unbegreifliche Ausnahme des Bildungsgangs, die mit den in dem Leben der Völker giltigen Naturgesetzen im grellsten Widerspruch steht."

Die von mir hier zusammengestellten Aussprüche der ausgezeichneten Forscher der Gegenwart, welche so wunderbar übereinstimmend lauten, berechtigen wohl zu der Anfangs von mir geäusserten Ansicht, die Bronzefrage bei den Ariern sei gegenwärtig res judicata.

Das älteste Töpfergeschirr der Arier ist von einem

halben bis zu einem ganzen Zoll dick; die Masse ist mit Quarz- und Glimmerkörnern gemischt, aus freier Hand geformt und nur unvollkommen gebrannt. Hostmann sagt freilich, dies gelte nur von dem Töpfergeschirr der arischen Auswanderer, der Hinterwäldler; in der Urheimath sei es besser gewesen.

b. Lebensweise.

Wir stellen uns, wenn wir von der Steinzeit sprechen, das Volk derselben gewöhnlich in einem kläglichen Zustande vor, die Züge entlehnend aus Tracitus' Beschreibung der Fenni: mira feritas, foeda paupertas, non equi, non penates, victui herba, cubile humus, sola in sagittis spes; wunderbare Wildheit, schmutzige Armuth, keine Pferde, keine Wohnung, Kräuter zum Essen, der Erdboden zum Schlafen, nur von den Pfeilen Heil zu erwarten. So mag die Steinzeit in ihrem Anfang ausgesehen haben, kein Zweifel; aber kräftige Völker wussten sich aus dieser Lage herauszuarbeiten mit den dürftigen Mitteln, die ihnen zu Gebot standen. Ich setze hier die Beschreibung der spätern Steinzeit nach H. Hildebrand (Archiv f. Anthrop. VIII. 3. 279) her. „Die Bildungszustände dieses sogenannten Steinvolkes waren keineswegs so roh, wie man früher wohl geglaubt hat. Seine aus Feuerstein gearbeiteten Speerspitzen von verschiedenen Formen, seine Pfeilspitzen, durchbohrten Hämmer, Aexte und Keile von zierlichem und edlem Typus, seine Messer und Dolche mit regelrechtem Handgriff und zierlich geperlten Kanten, seine Thongefässe mit eingeritzten, das Auge erfreuenden Ornamenten — das Alles beweist, dass wir eine verhältnissmässig reich entwickelte und gewissermassen gereifte Cultur vor uns haben. Dies ist um so weniger zweifelhaft, als das Steinvolk nicht nur den Hund, sondern auch Pferde, Rindvieh, Schafe und Schweine besass, also keineswegs nur auf Jagd und Fischfang angewiesen war und gewiss auch neben seinem reich entwickelten Viehstande bereits feste Wohnungen gehabt haben muss. Die Gräber dieses Volkes

liegen meistens in besonders fruchtbaren Gegenden; sie sind aus grossen Steinplatten oder Steinblöcken errichtet und enthalten im Innern neben dem Skelett, das in hockender Stellung an die Wand gelehnt ist und sein Gesicht mit den Händen bedeckt, Schmuck, Waffen, Geräthe und irdene Geschirre. War die Beisetzung der Leiche vollzogen, so feierten die Nachbleibenden an dem Grabe des Geschiedenen ein Gedächtnissmahl.“

An Jagdthieren war ihr Land reicher, als es jetzt ist. Es gab zwei Arten wilder Rinder, bos bison und bos primigenius; schwache Ueberreste des erstern, Auerochsen, leben noch heute in Lithauen vom Gesetz geschützt, am Kaukasus und in Sibirien, falls ein neuerer Schriftsteller Recht hat. Von Hirscharten gab es ausser den jetzigen noch das Rennthier, cervus tarandus, den Elch, cervus alces, und den „grimmen“ Schelch, wie man mit grossem Recht vermuthet, den Riesenhirsch, cervus eurycerus; natürlich auch Hasen und Waldhühner in grosser Menge. Ein anderes Thier müssen wir nach den neuesten Untersuchungen den Jagdthieren der ältesten Zeit hinzufügen, das Pferd. Unzählige Heerden desselben weideten auf den Waldwiesen des nördlichen Europa und wurden so häufig gejagt, dass eine einzige Höhle in Frankreich, die von Solutré, an 10,000 Pferdeskelette enthält. Die Race war ausnehmend klein, mit grossem Kopf und feinen Beinen, dem Steppenpferd der Gegenwart ähnlich; aber auch das kleine lithauische Pferd und das gewöhnliche schwedische Pferd, das noch jetzt während des Sommers im Walde lebt, entfernen sich nicht sehr vom alten Typus; in den Vogesen soll es noch im 16. Jahrhundert wilde Pferde gegeben haben.

Später lernten die Arier Rinder und Pferde zähmen und verschafften sich dadurch einen ungeahnten Machtzuwachs. Tacitus führt als dritten Gegenstand der altgermanischen Nahrung lac concretum, geronnene Milch, an. Ich wüsste nicht, dass es möglich wäre, den Werth des Besitzes des Rindes für die Arier zu überschätzen: wie es bei weitem das wichtigste aller gezähmten Thiere für die

gesammte Menschheit ist, von den Polarkreisen bis zum Aequator, so ist dasselbe die eigentliche Grundlage der physischen Existenz der Arier, während diese bei den Mongolen das Pferd ist. Das Rind ist wesentlich ein Waldthier, wie das Pferd von Natur ein Steppenthier ist; die waldliebenden Arier wohnten und wohnen daher am liebsten mit ihren Rindern in dem Schatten uralter Wälder, während der Mongole heute wie seit jeher diese flieht und dafür die weiten Steppen mit seinen Rossen aufsucht.

So erklärt sich wahrscheinlich auch die göttliche Verehrung des Rindes bei den Hindus, den entferntesten südöstlichen Ausläufern des arischen Stammes, vielleicht auch der Dienst der *βοῶπις Ἥρη* bei den ältesten Griechen, während die Turkmanen nach Vambery das Rind verachten. Ich möchte sogar den körperlichen Habitus der Arier, ihre Grösse, ihre frische blühende Gesichtsfarbe, die Neigung zur Corpulenz, der Milchnahrung zuschreiben und finde mich darin durch das Beispiel der kleinen magern Chinesen bestärkt, die sich bekanntlich aller Milchnahrung enthalten. Mit Recht heissen den Griechen nordöstliche arische Stämme *γαλακτοπόται*, wobei noch zu erinnern ist, dass die Etymologen in *γα* des Wortes *γάλα* das deutsche Kuh erkennen; *γάλα* ist also = Kuhmilch, was meine eben ausgesprochene Ansicht von der sehr grossen Bedeutung des Rindes für die Arier auf's beste bekräftigt. Noch von anderer Seite kommt Bestätigung für die Behauptung. Der Afrikareisende Stanley berichtet über einen Stamm im afrikanischen Seengebiet Folgendes (Geogr. Mittheilungen 10. 1876. S. 381): „Sie sollen so gross sein, dass sie von gewöhnlichen Menschenkindern nur mit Schrecken betrachtet werden können. Ihre Hauptnahrung besteht aus Milch, und ihre wichtigste Beschäftigung ist daher eine überaus starke Rindviehzucht.“ Die dadurch mit erworbene hohe Statur wird dem Stamm durch Abweisung aller Vermischung mit andern Stämmen erhalten, denn „sie halten stark zusammen, und Keiner aus ihrem Stamme darf ein Mädchen aus einem andern heirathen.“

Ganz neuerdings sucht Frantzius mit guten Gründen die ersten Zähmer des Rindes am obern Nil, der heute noch ausgedehnteste Rindviehzucht hat, und von wo nachweisbar die alten Aegypter gezähmte Rinder erhielten.

Man streitet darüber, ob die Arier vor ihrer Trennung Ackerbau gehabt haben. Mir scheinen alle Argumente für Ackerbau zu sprechen. Wie könnte sonst der Thüringer eine grosse Hacke zum Bearbeiten des Feldes Karst nennen, aus derselben Wurzel karsch, welche im Sanskrit ziehen, pflügen bezeichnet. Benfey hat in No. 208, 9, 1875 der Beilage der A. A. Z. diese Frage von neuem besprochen und kommt zu dem Resultat, dass die grammatische Gleichung lat. *arvum* = gr. *ἄρουρα*, skr. *urvara*, Saatfeld, zu der Annahme des Ackerbaues vor der Trennung der arischen Stämme zwingt. Der älteste Pflug war ein hakenförmiger Baumast, mit welchem man die Erde aufriss.

Wenn wir die Urheimath der Arier zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee annehmen, so gewinnen die Nachrichten über die ackerbauenden Skythen und die des Tacitus über den Ackerbau der Aestier: frumenta ceterosque fructus patientius, quam pro solita Germanorum inertia laborant, Beweiskraft für den alten Ackerbau der Arier. Dieser Ackerbau der Skythen und Aestier war nicht etwas Neues, sondern war uralt; freilich die aus der alten Heimath Ziehenden liessen nothwendigerweise darin nach, hatten weniger Ackerbau und mehr Viehzucht; Cäsar sagt von den Britaniern: interiores plerique frumenta non serunt, sed lacte et carne vivunt. So haben heute die Texaner unendlich weniger Ackerbau als ihre Vorfahren in Virginien und Tennessee, die Australier weniger als die Engländer. Die Germanen werden von Tacitus in der obigen Stelle wegen ihres unbedeutenden Ackerbaues getadelt; als sie später denselben wieder in grösserem Umfange aufnehmen, benennen sie das Hauptwerkzeug desselben mit einem slavischen Wort, Pflug. Man sieht wie der Ackerbau mit seinen Ausdrücken an der Urheimath und ihrer nächsten Nähe haftet.

Hübsch ist das Argument von Cuno für den Ackerbau der alten Arier. Alle Zweige derselben nennen die Maus mit demselben Namen, weil sie maust, stiehlt. Was stiehlt sie aber ausser Getreide und daraus gefertigtem Backwerk? Also mussten die arischen Stämme vor ihrer Trennung Getreide ernten.

Wenn man nun frägt, was für Getreide gebaut wurde, so muss man auf Hafer als erstes Getreide der Arier rathen, da dieser ursprünglich in Europa zu Hause zu sein scheint; die andern Getreidearten werden im Lauf der Jahrtausende ihnen aus dem Süden zugekommen sein. Die Botaniker behaupten sogar, dass der Lein, welcher jetzt an der Ostsee sein Hauptgebiet des Anbaues hat, aus dem Süden gekommen sei, und führen dafür gute Gründe an: Silene cretica, ein Unkraut, das in Griechenland mit dem Flachs wächst, aber im nördlichen Europa durch die harten Winter getödtet wird, wurde in den Schweizer Pfahlbauten gefunden, wohin es mit Leinsaat aus Griechenland gekommen sein muss. Ebenso fand Oswald Heer unter den Pflanzen und Samen der Pfahlbauten der Schweiz aus der Stein- und Bronzezeit Hordeum hexastichon L., eine Gerstenart, welche nach De Candolle die gewöhnliche bei den alten Griechen, Römern und Aegyptern war; ägyptischer Weizen (Triticum turgidum) wurde ebenfalls dort gefunden.

Die Urheimath bot in ihren Lindenwäldern den Bienen reiche und vorzügliche Nahrung; bald lernte der arische Mensch den Honig schätzen, den zunächst die wilden Bienen boten. Beweis dafür, wie alt die Gewinnung des Honigs bei den Ariern, ist die Thatsache, dass das Wort Honig ganz allein in der Sprache steht, seine Verwandtschaft ist ausgestorben.

Strabo hat uns folgende Beschreibung der Lebensweise der ältesten Arier aufbewahrt, welche Pytheas, der kühne Reisende aus Massalia, durch eigne Anschauung erforscht hatte: „Die Bewohner dieser kalten Gegend nähren sich mehrentheils von Hirse (Müllenhoff nimmt dies für

Hafer), Kräutern, Früchten und Wurzeln (Bohnen und Rüben wahrscheinlich), da sie an edlerem Obst und zahmen Thieren Mangel leiden. Da, wo man Getreide und Honig erzeugt, verfertigt man daraus einen Trank; das Getreide bringen sie bei dem Mangel an beständigem Sonnenschein in grosse Scheuern, damit es durch übles Wetter und Regen auf dem Felde nicht verderbe." Also schon in den ältesten Zeiten Meth und Bier; das letztere erwähnt Tacitus bei den Germanen: potui humor ex hordeo aut frumento, in quandam similitudinem vini corruptus.

Die gezähmten Pferde wurden zuerst zum Fahren, später erst zum Reiten benutzt. Wahrscheinlich wurde die Idee des Wagens den Ariern ebenfalls vom Süden zugebracht, von ihnen aber mit Begierde aufgenommen und in ihrer Art ausgeführt. Das Waldland gab herrliches Material zum Bauen derselben. Herr Stephan, der Generalpostmeister des deutschen Reichs hat neulich in seinem geistvollen Vortrag über Weltpost und Luftschiffahrt die ältesten Wagenräder beschrieben, wie er sie noch in Portugal sah. Man nahm das Stück eines dicken Baumstammes und hackte den mittleren Theil so weit weg, dass zwei solide Scheiben, an jeder Seite eine, und eine sie verbindende Achse blieben. Man sieht genau solche Räder auf einem ägyptischen Gemälde, das eine arische Schlachtscene darstellt. Ein mächtiges arisches Weib zieht den verwundeten Bruder, Mann oder Sohn auf einen mit Rindern bespannten Wagen, der solche Räder hat. Die heutige Eisenbahntechnik stellt gerade solche an die Achse befestigte Scheibenräder her, freilich aus Gussstahl.

Ausser Wagen hatte man Boote auf Flüssen und auf einem nahen Meer; die Boote waren zuerst Einbäume, *μονόξυλα*, wie alle wilden Völker sie zuerst fertigen, und wurden durch Ruder in Bewegung gesetzt. Segel haben sich erst später vom Mittelmeer aus verbreitet.

Ich schliesse den Abschnitt dieses Capitels, der sich auf Zähmung von Thieren bezieht, mit zwei bedeutsamen Beobachtungen. Die erste ist von Rütimeyer (die Ver-

änderungen der Thierwelt in der Schweiz seit Anwesenheit des Menschen, S. 68): „Die Pfahlbauten vertreten in der Thiergeschichte Europas einen wichtigen Abschnitt, gewissermassen die Jugendzeit unserer Hausthiere. Merkwürdigerweise lehren sie zwar nichts über deren Zähmung, da eines der wichtigsten Ergebnisse der Prüfung dieser Thierüberreste dahin geht, dass mit Ausnahme einer alten Race von Rindvieh und einer relativ jungen Race von Schwein wahrscheinlich die Gesammtheit der übrigen Hausthiere, namentlich Hund, Schaf, Ziege, sowie die gerade am weitesten verbreiteten und ältesten Racen von Rind und Schwein, im zahmen Zustande nach Mitteleuropa eingeführt worden sind.“

Die andere Beobachtung ist von Broca, welcher in seinem Vortrage vor dem französischen wissenschaftlichen Congress (abgedruckt in La Revue Scientifique Nov. 16. 1872) ausführt, dass zu einer bestimmten Zeit eine Einwanderung von Stämmen nach dem Lande stattgefunden habe, welches wir heute Frankreich nennen, die Folgendes mit sich gebracht hätten: Vieh, Ackerbau, Töpfergeschirr, geschliffene Steinwaffen. Diese vier Gegenstände machen, wie mich dünkt, die Signatur der ältesten arischen Cultur aus.

Die Kleidung bestand in den ältesten Zeiten aus Thierfellen; pellibus sunt vestiti, sagt Cäsar von den Britaniern; gerunt et ferarum pelles heisst es noch bei Tacitus von den Deutschen. Später lernte man vegetabilische Stoffe gewinnen, zuerst gewiss Lindenbast, aus dem man Kleider flocht, und das eine sehr grosse Bedeutung für eine gewisse Zeit besessen haben muss; in Russland spielt es heute noch eine wichtige Rolle. Nachher kam Leinsamen aus dem Süden, und Flachs wurde, wie schon sein Name andeutet, die Geflechtpflanze *κατ᾽ ἐξοχήν*. Man lernte dieselbe sodann spinnen und weben, schon vor der Trennung, wie *ὑφαίνειν* = weben beweist, falls dies Wort nicht auch einfach flechten bedeutete und seine jetzige Bedeutung erst später erhalten hat.

Wenn wir von der Kleidung der ältesten Arier handeln, dürfen wir einen wesentlichen Theil derselben nicht vergessen — die Anmalung. Von den Agathyrsen im heutigen Siebenbürgen wird das Bemalen durch verschiedene alte Schriftsteller bezeugt; die Picten in Schottland hatten ihren Namen von der Sitte des Anmalens, die damals also nicht mehr allgemein war. Wir finden jedoch Röthel so regelmässig in den alten Wohnungen, z. B. auch in der Niederlassung aus der Steinzeit unfern Eisenach, dass es nicht mehr erlaubt ist, an der allgemeinen Verbreitung dieser Sitte bei den ältesten Ariern zu zweifeln.

Auffallend ist, dass die Arier, die das Schaf besassen und wohl sein Fell mit Vorliebe trugen, wie heute noch deutsche und russische Bauern, doch die Wolle nicht benutzten. Desor stellt in seinem Buch „Le bel âge du bronze lacustre en Suisse" Wollengewebe für die Pfahlbauten entschieden in Abrede, und nichts deutet bei den ältesten Ariern auf ihren Gebrauch hin. Es scheint, Babylonier und Assyrer sind die Erfinder der Wollenweberei, von denen die Producte zuerst und dann auch der Process sich langsam nach Norden verbreiteten.

Die Wohnungen waren, wie alte Ueberreste zeigen, und wie es noch Tacitus bei den Germanen erwähnt, zum Schutz gegen die Witterung oft halb in die Erde gebaut, oder in einem Hügel angelegt. In den letzten zwanzig Jahren aber sind Entdeckungen gemacht worden, welche uns eine ganz neue Art von Wohnungen bei den Ariern zeigen. In der Schweiz, in Baiern, in Oesterreich, Italien, Frankreich, Mecklenburg und Polen wurden sogenannte Pfahlbauten entdeckt, einzelne oder eine Anzahl von Wohnungen auf Pfählen in einem See. Die Ausbreitung derselben in Raum und Zeit ist überraschend; findet man doch deren in Frankreich, die noch in der Karolingerzeit bewohnt waren. Die einzige Erwähnung solcher Bauten ist bei Herodot, der die Pfahlbauten der Päonier im thracischen See Prasias beschreibt. In Oberitalien erzeugte man künstlich einen Sumpf, um die terramare darin zu er-

richten. Ich bin sehr geneigt, in diesen merkwürdigen Bauten eine Art der ältesten Wohnungen der Arier zu erkennen. Im Sumpfland Lithauens und Polens ergab sich eine solche Bauart von selbst, wie andere Sumpfländer der Erde zur Genüge darthun. In trockneren Ländern erzeugte man künstliche Sümpfe, um der alten Gewohnheit genug zu thun. Besonders die Pfahlbauten von Czeszewo im Posenschen mit ihren verkehrt in den Sumpf gerammten Eichenwipfeln sehen aus wie Erstlingswerke junger Riesen. Jedenfalls unterstützen die arischen Pfahlbauten sehr bedeutsam meine Ansicht von der Urheimath der Arier in den Rokitnosümpfen.

c. Sitte und Verfassung.

Die geschlechtlichen Verhältnisse der Menschen haben sich bei verschiedenen Völkern in durchaus verschiedener Weise geordnet; es sind alle Möglichkeiten erschöpft; wir haben völlige Ungebundenheit des geschlechtlichen Verkehrs, Polygamie, Polyandrie, Monogamie. Monogamie erscheint bei den Ariern, sobald wir sie kennen lernen, als Regel, aber wir sehen noch genug Ausnahmen, um dieselbe etwa als von Anfang an bestehend zu betrachten, während sie offenbar nur Resultat einer langen Entwickelung ist. Noch bei den Germanen zu Cäsar's Zeit nehmen Fürsten, z. B. Ariovist, aus politischen Gründen mehr als eine Frau, aber auch sonst finden sich genug Spuren der Vielweiberei bei Skandinaven, Slaven, Geten (Grimm, Geschichte der deutschen Sprache I. S. 18). Auf S. 188 l. c. sagt derselbe: „Herodot legt den thrakischen Trausen und Krestonäern Vielweiberei bei, Adam von Bremen weiss der Sueonen Vielweiberei und die altnordischen Sagen sind voll von Beispielen: König Hiörvardr hatte vier Frauen; Haraldr, als er Ragnhild heirathete, verliess neun andere; Alrekr hatte zwei Frauen; Samo, ein König der Slaven, duodecim uxores ex gente Vinidorum habuit. Bei den Thrakern ist Vielweiberei auch sonst constatirt. Der

Lustspieldichter Menander sagt, wer nur vier oder fünf Weiber habe, gelte als ehelos; Strabo fügt dem hinzu: und dies wird auch durch Andere bestätigt. Ganz dasselbe sagen Pomponius Mela und Solinus aus. Die Thraker haben offenbar ältere Sitte beibehalten, die früher bei allen Ariern herrschte.

Hierher gehört auch, was Tacitus Germ. XLVI sagt: „Peucini, procerum connubiis mixtis, nonnihil in Sarmatarum „habitum foedantur.“ Also bei Peucinen wie bei Sarmaten Vielweiberei. Von den Agathyrsen berichtet Herodot IV. 104. Weibergemeinschaft.

Eine merkwürdige Nachricht findet sich bei Tacitus (Germ. XX.): „Sororum filiis idem apud avunculum, qui „apud patrem honor. Quidam sanctiorem arctioremque hunc „nexum sanguinis arbitrantur, et in accipiendis obsidibus „magis exigunt; tanquam ii et animum firmius et domum „latius teneant.“ Diese Stelle wurde früher nicht sehr beachtet, bis helles Licht aus Afrika auf dieselbe fiel. Dort sind die Söhne der Schwester die Erben des Thrones, aus dem Grunde, weil das königliche Blut sicherer in ihren Adern rollt, als in denen der Söhne des Königs, gerade wie auch das römische Recht sagt: pater incertus, mater semper certa. Das Quidam arbitrantur des Tacitus deutet darauf hin, dass dies eine uralte, im Verschwinden begriffene Vorstellung war.

Cäsar berichtet bekanntlich von den Britaniern als Augenzeuge, dass dieselben Weibergemeinschaft hätten, Bell. Gall. V. 14: „Uxores habent deni duodenique inter „se communes, et maxime fratres cum fratribus, parentesque cum liberis; sed si qui sunt ex his nati, eorum „habentur liberi, quo primum virgo quaeque deducta est.“ Freilich möchte sich hier doch der Gedanke aufdrängen, dass diese Institution den anarischen aborigines der britischen Inseln eigentlich angehörte, gegen die die Arier nur langsam die ihnen gemässere Form des Geschlechtsverhältnisses, die Monogamie, durchzusetzen vermochten. Auf den Inseln erhalten sich Zustände und Sitten oft

länger als auf dem Festland. Man vermuthet mit gutem Grund solche aborigines in den „Gemalten“, Picti, die neben den arischen Scoti auftreten.

So sehen wir denn bei dem ersten Auftreten der Arier in der Geschichte Monogamie wohl vorherrschend bei ihnen, aber andere Formen des Geschlechtsverhältnisses, Weibergemeinschaft und Vielweiberei noch nicht gänzlich verschwunden. Das kalte unwirthliche Klima wird in erster Linie zur Monogamie gedrängt haben, die dann zur festen Grundlage höherer Cultur werden sollte. Die Polygamie passt mehr zur Leichtlebigkeit wärmerer Zonen; im rauhen Norden begnügt sich der Mensch gern mit den Sorgen für eine Familie. Auch hierbei wird Anwendung auf alle Arier finden, was der flüchtige Spartanerkönig Demaratus dem Perserkönig Darius auf dessen eifrige Fragen nach den Spartanern und ihrer Lebensweise sagte: Die Noth ist immer unsre Nachbarin gewesen und die Weisheit unsre Rathgeberin. Wohl mag auch die sich entwickelnde Tüchtigkeit der arischen Frauen der Monogamie zu schnellerem Sieg verholfen haben, wie sie auf der andern Seite wiederum aus derselben resultirte.

Alle Arier waren frei und galten in der Theorie für gleich; natürlich existirt aber stets in der Wirklichkeit ein Unterschied, da grössere Tüchtigkeit und Begabung, rührigere Thätigkeit und Glück eine kleine Anzahl über die Andern in Bezug auf geistige und physische Bildung, auf Reichthum und Ansehn erheben. So bilden sich im Lauf der Zeiten die zwei Klassen der Edeln und Gemeinfreien.

Die Kriegsgefangenen und ihre Nachkommen, arischen und nichtarischen Stammes, bilden eine Klasse von Leibeigenen, Sklaven, welche die niedrigen Dienste des Feldes und Hauses besorgen müssen. Von allgemeiner Freiheit und Gleichheit ist deswegen bei den Ariern so wenig die Rede, als bei andern unentwickelten Völkern. Recht bezeichnend dafür ist, dass im Lateinischen *liber* frei und Kind bedeutet; die Kinder des Herrn waren ausser diesem die einzigen Freien auf dem Hof.

d. Sprache.

Die alte jetzt noch herrschende Ansicht ist, dass die Sprache ein wesentliches Kennzeichen des Menschen, demselben angeboren sei. Gegen diese Vorstellung hat Häckel entschieden protestirt, der sich die Menschen anfänglich ohne Sprache, als alali, vorstellt; jedenfalls mit Recht. Es ist mir nicht erinnerlich, dass Häckel oder ein Anderer ein Argument hierfür vorgebracht habe, das, wie mir scheint, diesen Punkt mathematisch beweist. Die verschiedenen Menschenracen reden Sprachen, die unter sich absolut keinen ursprünglichen Zusammenhang haben: daraus folgt aber unwiderleglich, dass die Racenbildung der Sprachbildung voranging. Für diese Racenbildung waren ungeheure Zeiträume erforderlich, während deren also die Menschen ohne articulirte Sprache waren.

Sehen wir uns einmal den Process der Sprachbildung näher an.

Wir können natürlich keinen Zweifel hegen über den rein thierischen Ursprung des Menschen. Der Golf, welcher die niedrigst stehenden Menschen von den höchststehenden anthropoiden Affen trennt, ist ein nicht gar breiter, und es heisst unserer Einbildungskraft nicht zu viel zumuthen, wenn wir uns denselben von den Menschen in der Zeit überschritten denken. Jedenfalls stehen ein Australneger und Gorilla sich unendlich näher in der Stufenleiter der Wesen, als der Australneger und z. B. der Astronom, welcher die Entfernung der Erde von der Sonne berechnet. Wir werden daher ruhig die anthropoiden Affen als Ausgangspunkt unserer Untersuchung nehmen können, ihren Verwandten denselben Grad physischer und intellectueller Begabung zuschreibend, den sie selber zeigen. Nun finden wir bei den Thieren ganz allgemein verbreitet, dass dieselben ihre Gefühle durch Laute ausdrücken. Der erregte Hund bellt, der aufgestörte Bär brummt, das leidenschaftliche Pferd wiehert, die sich behaglich fühlende Katze schnurrt, der verliebte Tauber girrt.

Bei den Singvögeln erreicht der Ausdruck leidenschaftlicher Liebe eine wahrhaft künstlerische Vollendung. Der Nachtigallengesang ist unstreitig die höchste vocale Leistung, welche sich neben menschlicher Rede und menschlichem Gesang findet. Es wird sich deshalb der Mühe lohnen, zuzusehen, unter welchen Verhältnissen derselbe entspringt. Die Nachtigallen kehren im Frühling aus südlicheren Breiten nach dem Norden zurück, um dort zu brüten. Zuerst kommen die Männchen allein, ihnen folgen später die Weibchen, und zwar geschehen die Reisen alle bei Nacht. Die wohlbegründete Annahme der Ornithologen ist nun, dass die Männchen des Nachts so wundervoll singen, um Weibchen anzulocken: es ist ein Wettgesang der verliebten Männchen, und der beste Sänger führt die Braut heim. Also höchste leidenschaftliche Liebeserregung bringt den herrlichsten Gesang hervor.

Aus allen hierher gehörigen, aber von mir nur kurz angedeuteten Umständen geht klar hervor, dass leidenschaftliche Erregung die Mutter aller Laute des Thierreichs und somit auch der menschlichen Rede ist. Darum findet sich auch die Vollendung derselben bei den Dichtern, und Darwin konnte mit Recht die Frage aufwerfen, ob die Menschen eher geredet oder gesungen haben. Der Mensch hat mehr Rede als die Thiere, weil er mehr Leidenschaft besitzt. Freude und Leid, Wonne und Schmerz verlangen nach lautem vocalen Ausdruck bei Thier und Mensch; selbst der sonst stumme Hase, wenn zum Tod getroffen, stösst Schreie aus, die denen von Kindern ganz ähnlich sind.

Im Laufe von Jahrtausenden wird so der Mensch gelernt haben, alle die Töne hervorzubringen, welche jetzt seiner Brust entquellen, wahrscheinlich jodelte er schon früh, aber er sprach noch nicht: die Töne waren Material, das erst feste Formen erhalten musste, um zur Sprache zu werden; erst wurden sie „gestammelt“, dann „festgerammelt“, nach Göthe's Ausspruch. Die grammatischen Kategorien des tempus, numerus, casus, der Person musste

man lernen zu unterscheiden und durch verschiedene Laute auszudrücken. Diese Geistesarbeit brauchte jedoch lange Zeiträume zu ihrer Vollendung, weil die Kraft nur schwach war, welche dieselbe zu vollbringen hatte. Nichts kann unrichtiger, nichts irrthümlicher sein, als die frühen Zeiten des Menschengeschlechts den späteren zu ähnlich zu halten. Was wir jetzt vor uns sehen, ist eine Accumulation von Kräften, die durch viele Jahrtausende vor sich ging. Die Anfänge waren ganz schwach und unbedeutend, der Fortschritt wird aber ein beschleunigter: je mehr die Menschen erreicht haben, um so schneller können sie noch mehr erreichen. Diese Wahrheit geht aus jeder unbefangenen Betrachtung des Menschen und seiner Geschichte hervor.

Das eben über die Entstehung der Sprache Vorgetragene bezieht sich auf alle Sprachen ohne Unterschied. Lenken wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die arische Sprache im Besonderen. Keine Sprache hat eine so gründliche Untersuchung erfahren wie die arische, und die Resultate entsprechen der darauf gewandten Mühe. Es liegt dem Zweck dieser Arbeit fern, etwa die Resultate der modernen Forschung über Sprache im Allgemeinen oder über die arische Sprache im Besondern hier zu geben. Es soll nur an einem schlagenden Beispiel die Formation der arischen Sprache nachgewiesen werden.

Es hatten sich nach unserer Annahme gewisse Laute für gewisse Actionen festgesetzt. Diese Laute waren formlos, sie bezogen sich ganz im Allgemeinen auf eine Handlung. So z. B. gab es einen Laut für Essen, einen andern für Trinken, wahrscheinlich eine Nachahmung des Geräusches dieser Handlungen, ohne welches sie wohl in der Urzeit eben so wenig stattfanden, als bei den heutigen Kindern. Der von der Jagd ermüdet heimkehrende Vater oder Sohn wird also zuerst wohl denjenigen Laut ausgestossen haben, welcher in seiner Familie conventionell für das betreffende Bedürfniss geworden war. Dies reichte zunächst aus. Später stellt sich aber ein Bedürfniss ein auszudrücken, wer isst; es bilden sich Pronomina zur

Unterscheidung der Personen, wobei sicher der Ausdruck für die zweite gegenüberstehende Person zuerst gebildet wurde. Dann wird der Ausdruck für eine entfernte, dritte Person, zuletzt der für die erste Person, den Sprechenden selbst, geformt worden sein. Kinder sprechen bekanntlich zuerst immer von sich in der dritten Person, und es dauert lange Zeit, ehe sie „ich“ sagen lernen. Sind nun die Ausdrücke für die Pronomina einem entstandenen Bedürfniss entsprechend formulirt worden, so ist die Combination mit dem formlosen Laut für eine Action natürlich. Es ist dies eine unbewusste Handlung des Geistes, gerade wie die erste, welche einen gewissen Laut zum Repräsentanten einer gewissen Handlung machte.

Die ältesten Pronominalformen der arischen Sprache, welche wir erschliessen können, sind für die erste Person *ma*, für die zweite *tva*, für die dritte *ta*. Einem Lautgesetz zufolge schwächt sich das *ma* zu *mi*, und dieses *mi* sehen wir nun in der That als Bestandtheil der ältesten arischen Conjugation:

Litauisch.	Sanskrit.	Griechisch.
dumi ich gebe	*dadōmi*	δίδωμι
stow-mi ich stehe	*tistami*	ἵστημι.

Denselben Ursprung hat das *m* in *amaba-m*, *era-m*, *I-a-m.*

Der Pronominalstamm, für die zweite Person *tva*, verflüchtigt sich zu *σν*, *si*, *s*, und erklärt Formen wie *ama-s*, *legi-s*, *ei-si*, du gehst, lith. *gelb-si*, du hilfst. Die Form für die dritte Person, *ta*, erklärt das *t* in *amat*, *edit*, er liebt, er isst; im Englischen wird das *t* zu *s*, daher *he goe-s*, *he love-s*. Daraus folgt, dass in er liebt, *he loves*, das Pronomen zweimal ausgedrückt ist, eine Tautologie, die sich oft genug in unsern zertrümmerten und wieder zusammengeflickten modernen Sprachen findet.

Ganz analog verhalten sich die Verbalformen der Tempora. Ein Hilfszeitwort wächst mit dem Stamm zu einer neuen Verbalform zusammen; *amaveram*, *amavero* zeigen ja deutlich den Bestandtheil *eram*, *ero* des verbum substan-

tivum. Die Zeit solcher Formen ist die der höchsten sinnlichen Fülle und Blüthe der Sprache. Auch sie werden nach einem allgemeinen Sprachgesetz wieder zerstört und das Hilfswort steht in der dritten Sprachperiode wieder getrennt neben dem Stamm.

Die alte arische Sprache kannte nur drei Vocale *a, i, u.* Aus der Vereinigung von *a* und *i* ist *e* hervorgegangen, aus der von *a* und *u* bildete sich *o.* *A* war aber im Gebrauch unendlich häufiger als *i* und *u*, so dass noch im Sanskrit *a* 70 Procent aller Vocale ausmacht; man vergleiche sansk. *dantam* mit lat. *dentem,* skr. *catvaras* mit gr. *τέσσαρες*, skr. *namnam* mit lat. *nominum.* Es ist in allen diesen Fällen ein Fortschritt von den schweren Vocalen zu leichteren; die Sprache wird im Lauf der Jahre bequemer, hat auch weniger Zeit und macht daher weniger Umstände mit den Worten.

Fassen wir nun einen andern Punct in's Auge, der, wie mich bedünken will, einen wichtigen Beweis liefert für die niedrigen Anfänge alles Menschlichen, das sich nur allmälig und durch harte lange Arbeit emporringt zum lichten Tage höherer Bildung. Dieser Punct ist, dass alle Worte der Sprache ursprünglich etwas derb Sinnliches bedeuten, die abgezogene Bedeutung sich erst später einstellt. Im Sanskrit giebt es ein Wort für Gast, das ursprünglich Kuhtödter bedeutet, weil beim Eintreffen eines Gastes ein Kalb getödtet wurde. Sehr aufrichtig ist auch das sanskritische *gavishti*, Kuhwünschen, für Kriegszug. Das lat. *gener,* Schwiegersohn, gehört zu *gignere,* bedeutet also den Kindererzeuger; nicht besser ist es mit unserm schönen deutschen Worte Braut, wenn man es zum englischen *to breed* hält! Recht schlagende Beispiele bieten auch die Worte für die Farben: grün gehört zum engl. *to grow,* wachsen, es ist die Farbe des wachsenden Grases; braun gehört zu brennen, es ist die Farbe des angebrannten Holzes; blau kommt von bläuen = schlagen (engl. *blow* = Schlag) und bezeichnet die Farbe des hart geschlagenen menschlichen Fleisches. Ueberall also das Nächstliegende,

Grobsinnliche; Vergessen der Zwischenglieder ist wesentlich für das edlere Aussehen der Sprache. Wie sehr ist doch die Sprache ein Abbild der Menschengeschichte!

Wir haben die arische Ursprache nicht mehr. Im Laufe der Jahrtausende breiteten sich die Arier aus und bildeten sich zu verschiedenen Völkern um. Gerade so veränderte sich die Sprache: aus der einen Mutter wuchsen die verschiedenen Töchter hervor, die alle starke Aehnlichkeit unter sich zeigen, welche uns zum Beweis für das Aussehen der Mutter wird. Ein Grund für die Unähnlichkeit der Schwestern ist übrigens in ihrer Ungleichzeitigkeit zu suchen. Einige leben noch gesund und stark, von andern haben wir nur die Form, die schon Tausende von Jahren alt ist, sie selber sind längst gestorben, z. B. Sanskrit und Zend. Man sieht leicht, wie bei der ewigen Veränderung lebendiger Sprachen die Verschiedenheit zwischen denselben mit dem Abstand in der Zeit zunehmen muss.

Der zweite Factor für die Differenziirung der Sprachen ist die räumliche Trennung derselben. Hier tritt ein Fall unendlich oft ein, der mehr als alles Andere den räumlich getrennten und dadurch ausser Zusammenhang gekommenen Sprachen ein verschiedenes Ansehen giebt, obgleich er in sich selber gar nichts bedeutet. Die alte Sprache besass eine Menge von Ausdrücken für jeden Gegenstand; sie hatte eine übersprudelnde Jugendfülle. Später wird die Sprache gleichsam ökonomischer; es werden so viele neue Worte nothwendig, dass es nicht mehr angeht, doppelte und dreifache Ausdrücke für denselben Gegenstand zu haben. Nun aber geschieht es unter solchen Verhältnissen natürlich oft, dass die eine Sprache ein Wort für eine Nuancirung wählt, das die verwandte Sprache für eine andere Nuancirung gebraucht. So sehen wir denn am Ende zwei ganz verschiedene Worte für denselben Gegenstand oder dieselbe Nuancirung, während beide Sprachen früher genau dieselben Worte für dieselben Sachen hatten.

Gewisse Wortklassen werden natürlich dem Wechsel weniger unterworfen sein als andere; dahin gehören, wie wir sahen, die Zahlwörter.

Eben so grosse Zeiträume, wie erforderlich waren, um den Bau einer Sprache, z. B. der arischen, aufzuführen, sind nöthig, um eine solche Sprache zu differenziiren, wie wir es bei den arischen Zweigsprachen sehen. Slavisch und Deutsch sind nach der Ansicht der Philologen nicht nur Schwestern, sondern Zwillingsschwestern; nun versuche aber doch ein Deutscher, einen slavischen Satz zu verstehen, ohne die Sprache gelernt zu haben! Er kann es unmöglich. Dieses Argument spricht so laut für das Alter der Menschheit, wie irgend ein paläontologisches. Schon oben wurde ausgesprochen, dass die Geschichte nach vielen Jahrzehntausenden zu rechnen habe; auf die Anwendung solcher Zeiträume in der Geschichte verzichten, heisst auf das wirkliche Verständniss der Geschichte verzichten.

e. **Schrift.**

Wie das Menschenthum uns mit Erfindung und Gebrauch des Feuers begann, so müssen wir Anfang und Grundlage einer höheren Civilisation in Erfindung und Gebrauch der Schrift erblicken. Nichts Wesentliches kann nun je wieder verloren gehen: die Race hat sich ein Organ festen Gedächtnisses geschaffen, während sie vorher vergass wie Kinder in ihren ersten Jahren.

Hatten die Arier vor der Trennung Schrift? Jakob Grimm beantwortet die Frage mit ja; hören wir ihn. Gesch. d. d. Sprache I. 159 heisst es: „Die griechischen Namen der Buchstaben scheinen phönizischen Ursprungs, doch ist glaublich, dass den Griechen schon bei der ersten Ankunft im Lande Schrift nicht mangelte. Sie war Gemeingut, dessen Kunde alle urverwandten Völker mit in ihren Auszug nahmen; aber viel fehlt daran, dass sie es auf gleiche Weise zu vereinfachen, zu veredeln und fruchtbar zu machen verstanden hätten.“

Haben wir aber nicht directe Beweise für die Abstammung des griechischen Alphabets vom phönizischen? Grimm geht über die phönizischen Namen der Buchstaben sehr schnell hinweg und lässt sich durch den letzten Satz den Ausweg offen, dass die Griechen ihr uraltes arisches Alphabet vielleicht nach dem phönizischen verbessert hätten. Heute besitzen wir ein directes Zeugniss dagegen; die cyprische Inschrift von Idalion ist nach dem Princip der assyrischen Keilschrift geschrieben, welches verlassen wurde, als die Griechen das phönizische Alphabet, die *φοίνικα σήμεια* kennen lernten. Das wäre nun in der That ein merkwürdiges Alphabet gewesen, welches noch schlechter zur arischen Sprache passte, als das assyrische. Oder hätten die Griechen in diesem Falle das bessere Eigene für etwas schlechteres Fremdes eingetauscht? Das ist doch nicht glaublich.

Auf S. 126 l. c. sagt Grimm jedoch etwas, das mit dem Späteren im Gegensatz zu stehen scheint und wohl annehmbar ist: „Ich schliesse mit einer Bemerkung über den Gebrauch der Schrift bei den europäischen Völkern. Entsprungen in einer Fülle des Zusammenhangs zwischen Bild und Gedanken bei den Aegyptern und bald zurückgeführt auf einen für ihren eigentlichen Zweck hinlangenden Auszug der Zeichen, hat sie sich frühe nach Phönizien gewandt und von dannen manche weitere Wege gefunden. Wie die Schrift unter Griechen, Etruskern und Römern einheimisch ward, sich noch einfacher und edler gestaltete und von dieser Grundlage her allmälig in das übrige Europa eindrang, ist bekannt. Minder ausgemacht scheint, ob nicht, was man vorlaut geleugnet hat, ausser jenem breiten Strom, in dem sie sich durch die Länder ergoss, auch noch schmale und versteckte Gänge eingestanden werden müssen, auf welchen sie theilweise vordrang, wieder stockte oder hernach in jener grössern Masse sich verlief. Es lässt sich zugeben, dass auch rohen ungebildeten Volksstämmen, wie wir uns die einwandernden zu denken haben, wenn nicht allgemeine

Uebung der Schrift, deren sie nicht bedurften, doch eine gewisse überlieferte und mitgebrachte Kenntniss derselben beigewohnt habe: hervorragende Stände und edle Geschlechter, zumal priesterliche, mögen hin und wieder im Besitz einer solchen gewesen oder geblieben sein und sie für ihre Zwecke anzuwenden verstanden haben."

Dies ist etwas ganz Anderes als „das Gemeingut aus der Urheimath", und kann leicht für Europa zugegeben werden; denn dafür sprechen Cäsar's Helvetiorum tabulae literis graecis confectae, Dietmar's von Merseburg slavische Götterbilder singulis nominibus insculptis und die nordischen Runen. Alles dies ist aber ganz spät, hat sehr geringen Umfang und ist aus Verkehr mit Griechen und Römern zu erklären.

Für die Deutschen haben wir das positive Zeugniss des Tacitus (Germ. XIX.): „Literarum secreta viri pariter ac feminae ignorant;" dasselbe sagt der bulgarische Mönch Chraber von den Slaven (Schaffarik II. 180): „Die Slaven hatten ursprünglich als Heiden keine Schriftzeichen, sondern gleich allen Ariern nur Holzstäbe mit eingeschnittenen Kerben, die eine conventionelle Bedeutung hatten; daher unser Buchstabe = Buchenstab. Vorkommenden Falls wurden solche Stäbe von Nachbar zu Nachbar, von Stamm zu Stamm geschickt; kleinere Zweige, surculi notis quibusdam discreti, impressi (Germ. X.) dienten bei Germanen, wie bei Slaven und Skythen zum Weissagen, sind daher jedenfalls uralt arisch."

Ich stelle aber auf das entschiedenste den Besitz der Schrift bei den Ariern in Abrede und nehme einen südlichen Ursprung für dieselbe an. Der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen mögen hier einige Notizen über die Erfindung der Schrift stehen. Wir sahen oben, dass die Griechen zuerst die Keilschrift benutzten, wie die Inschrift von Idalion auf Cypern beweist. Man hält die Sumir für eine hamitische Bevölkerung in Südassyrien, von welcher die religiöse und industrielle Bildung ausging, und in deren Sitze das skythische Volk der Akkad eindrang. Von

seiner früheren Heimath hiess dies Volk, welches seinen Weg über die Zagrosberge nach Susiana und von da in die Euphrat- und Tigrisebene genommen zu haben scheint, Akkad oder Bergbewohner. Die Sprache der Akkad ist eine agglutinirende, uralisch-finnische, und der Umstand, dass der lautliche Werth der Ideogramme (Chiffern) nicht zu den assyrischen, sondern zu den akkadischen Wörtern passt, zeigt, dass die Ideogramme und mithin das ganze System der Keilschrift von den Akkad erfunden worden ist. (S. den Artikel von Ferdinand Justi in No. 36 des Auslandes 1875.) Es scheint mir sehr sonderbar und weiterer Beweise bedürfend, dass ein mongolischer Stamm den Hamito-Semiten das Schriftsystem erfunden haben soll.

Bald jedoch wurde das complicirte System der Keilschrift mit dem ägyptisch-phönizischen vertauscht. Die Völker des Nilthals hatten sich eine Bilderschrift, Hieroglyphen, erdacht, durch welche sie ihre Gedanken vollständig auszudrücken verstanden. Die Aegypter verwandten schon sehr früh manchmal eine Hieroglyphe als rein phonetisches Zeichen, als Buchstaben, gleichsam durch logische Nothwendigkeit dazu fortgetrieben. Dies geschieht jedoch nur wie zufällig, ohne System, und macht im Lauf der Zeit gegen alles Erwarten keine Fortschritte. Wie konnte auch ein Aegypter daran denken, die von den Göttern gelehrte heilige Bilderschrift zu ändern? Es war dem Genius der Phönizier vorbehalten, aus den einzelnen von den Aegyptern verwandten phonetischen Zeichen ein System zu machen, unser Alphabet. Die Ehre der Erfindung unserer Buchstabenschrift muss also demnach zwischen Aegyptern und Phöniziern getheilt werden. Trotz der Theilung bleibt übergenug des Ruhmes für jedes der beiden Völker!

Die Schrift geht ungefähr 6000 Jahre zurück; für diesen Zeitraum hat die Menschheit daher Gedächtniss, und wenn die 6000 Jahre des Mosaischen Schöpfungsberichtes irgend einen Sinn haben sollen, so kann es jetzt nur noch der sein, dass die civilisirte Menschheit 6000 Jahre alt ist.

Von Cultivirung der Anfänge irgend einer Wissenschaft keine Spur bei den alten Ariern. Noch viel später, bei den Germanen Südwestdeutschlands, finden wir die Gräber so schlecht orientirt, dass sich die Jahreszeit des Begräbnisses bestimmen lässt. Die an den Skeletten erkennbaren Heilungen von Knochenbrüchen hingegen erregen noch heute die Bewunderung der Sachverständigen; es heisst also hier: gute Feldscheere, aber schlechte Astronomen.

Hier stehe auch der oft angeführte Beweis für die geringe intellectuelle Entwickelung der alten Arier, den Benfey's Argumentation nicht zu schwächen vermag: dieselben konnten nur bis hundert zählen! denn für diese Zahl haben alle arischen Sprachen dasselbe Wort, während tausend mit verschiedenen Worten bezeichnet wird, *mille*, *χίλιοι*, tausend, also ihnen nicht vor der Trennung geläufig war, so weit zu zählen.

So wäre denn das Resultat unserer Untersuchung, dass Schrift wie Bronze und Wollenweberei Produkte einer hochentwickelten, uralten Cultur im fernen Süden waren, die spät erst nach dem rauhen arischen Norden gelangten. Die zarte Pflanze der höheren menschlichen Cultur keimte im warmen subtropischen Klima. Herangewachsen und gekräftigt, kann sie nördlichere Klimate vertragen, ja gedeiht in ihnen besser als in der alten Heimath, befreit von vielem Lästigen und Niederziehenden; gerade wie zarte Pflanzen im Treibhaus keimen und erst später in's Freie, in kühleren kräftigenden Boden und in die frische Luft versetzt werden.

Dass dieses Verhältniss der Arier zur Cultur der Menschheit durchaus falsch aufgefasst, dass nämlich ihr jetziges Verhältniss als der Träger und Förderer derselben schon auf die frühesten Zeiten der Geschichte übertragen wurde, darin besteht der Fundamentalirrthum des sonst so vieles Vortreffliche enthaltenden Werkes des Grafen Gobineau „De l'inégalité des races humaines“.

f. Religion und Ritus.

Von religiösen Vorstellungen, welche die Arier vor ihrer Trennung hatten, ist nicht viel anzugeben, und zwar aus zwei Gründen. Der erste ist, dass religiöse Vorstellungen unfassbar sind wie Wolkenbildungen; der zweite, dass wegen der ihnen beigelegten Wichtigkeit eine Uebertragung leichter stattfindet, als bei irgend etwas Anderem. Worauf man Jemand so hohen Werth legen sieht, das will man selbst besitzen. Aller Polytheismus, und das war doch wohl bald genug die arische Religion, ist acquisitiv. So stehe denn hier nur ein ältestes Denkmal religiöser Anschauung der Arier, der mannichfachem dialektischen Wechsel unterworfene Ausdruck für die Gottheit. Ich folge dabei Spiegel, Ausland No. 47. 1869. Das Wort muss in der Ursprache *daiva* gelautet haben, zendisch ist es *daeva;* im Sanskrit finden wir *deva* dafür, litauisch *devas,* lateinisch *deus,* keltisch *dis*; das griechische *θεός* weicht im Anlaut ab. Es steht dieses Wort im engsten Zusammenhange mit dem sanskritischen *dyâus,* gr. *Ζεύς*, *Διός*, lat. *Jupiter* oder *Diespiter,* angelsächsich *Tiw,* nordisch *Tyr,* althochdeutsch *Zio.* An andern Stellen ist *dyâus* der lichte Tag, *dies.* Also dasselbe Wort bezeichnet Gott, Himmel, lichten Tag, von der Wurzel *div* leuchten.

Es ist eine schöne Uebereinstimmung, dass die lichte Race, deren Augen die Bläue des Himmels wiederspiegeln, und deren Haare einen Lichtglanz um sie verbreiten, das leuchtende Himmelsgewölbe als oberste Macht verehrten. Der Gegensatz dazu ist *nox,* die „schädliche“ dunkle Nacht. Ein Volk, das in kalten Sümpfen lebt, wie die ältesten Arier nach meiner Ansicht, hat wahrlich besondere Ursache, sich über die ersten Strahlen des Tagesgestirns zu freuen; daher die grosse Rolle, welche die Morgenlieder in allen Literaturen der Arier spielen. In dem Rig Veda, dem ältesten literarischen Denkmal der arischen Race, finden sich Hymnen an die Ushas *(aurora),* aus denen ich (nach der Uebersetzung von Geldner und Kaegi) folgende Verse mittheile:

Der Glanz der Ushas bei des Feuers Lodern,
der Sonne Aufgang macht die Räume helle.
Der Gott Savitar schickt uns an die Arbeit,
es sollen Mensch und Thier sich wieder regen.

Im Osten schaut man sie die Himmelstochter
mit einem Mal in Lichtgewand gekleidet;
Sie schreitet stracks auf vorgeschriebenen Pfaden,
des Weges kundig fehlt sie nicht der Richtung.

Es sind die Schwestern, welche Tag für Tag sich
von jeher auf dem Fusse folgend kamen,
So mögen denn die jüngsten wie die frühern
des Glückes Tage prächtig uns eröffnen.

Der Sonne waren die Pferde geheiligt; bei den Germanen wurden nach Tacitus, Germ. X. weisse lichte Pferde in heiligen Hainen gehalten, aus deren Wiehern die Zukunft erkannt wurde. Die bekannte Erzählung bei Herodot zeigt uns genau dieselbe Sitte bei den Persern. Ebenso finden sich die der Sonne dargebrachten Pferdeopfer überall bei den Ariern: gewöhnlich werden die Pferde in den Fluss geworfen, d. h. das „schnelle“ Thier wird zu Ehren der „wandelnden“ Sonne dem „beweglichen“ Element übergeben. Bedeutsam klingt hier die Etymologie von *aqua* und *equus* an. Nach Hehn (zweite Auflage seiner Culturpflanzen und Hausthiere) opferten die Perser Pferde in Flüssen; die Troer versenkten lebendige Rosse in den Skamandros; die Rhodier warfen jährlich der Sonne geweihte Viergespanne in's Meer, die Illyrier jedes neunte Jahr. Die Lacedämonier hingegen schlachteten auf einem Gipfel des Taygetos dem Helios Pferde; in Indien werden noch bis auf den heutigen Tag grossartige Pferdeopfer dargebracht.

Wie wäre es, wenn die älteste arische Religion heute noch in einem Erdenwinkel ungestört existirte? Ich glaube fast im Stand zu sein, einen solchen Winkel nachzuweisen. Herr von Strümpell berichtet in den Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig für 1875 Folgendes über das kleine Völkchen der Katschinzen am linken Ufer des Jenissei: „Der heidnische Katschinze glaubt an Kudai,

den guten Geist. Kudai ist der Gott des Lichtes; er liebt alles Weisse, weshalb man ihm nur weisse Thiere, Milch u. dergl. opfert. Sein Lieblingsaufenthalt sind die Höhen; hier bringt man ihm Opfer, vorzugsweise im Juni, bei dem grossen Frühlingsfeste, bei welchem ein weisses Opferpferd eine Hauptrolle spielt. Aus religiösen Gründen essen die Katschinzen keine Fische.“ Nun halte man hierzu, dass im Sanskritt *khuda* Gott heisst, dass die arische Gottheit das Licht personificirt, wie ich oben angab, dass die Arier die Gottheit auf den Bergen weilend sich vorstellten, man denke nur an den griechischen Olymp; dass ferner die Germanen den Göttern weisse Pferde hielten, und dass arische Perser und Briten keine Fische essen. Sollen dies alles nur zufällige Berührungen sein? Dies ist nicht glaublich; die Uebereinstimmung ist zu mannichfach. Eher sehe ich in den Katschinzen ein versprengtes, sonst gründlich turkisirtes Häuflein alter östlicher Arier, die unter fremder Kruste sich und uns Funken des uralten Glaubens unsrer Race bewahrten.

Der Begriff der ältesten arischen Gottheit, des lichten Himmelsgewölbes muss schon vor der Trennung sich dreifach gespalten haben, denn wir finden diese Dreitheilung bei allen arischen Völkern, wie folgende Zusammenstellung J. Grimm's nach dem dritten, vierten, fünften Wochentag zur Genüge darthut, Gesch. d. d. Spr. S. 119.

lat.	*Mars*	*Mercurius*	*Jupiter*
gr.	*Ἄρης*	*Ἑρμῆς*	*Ζεύς*
kelt.	*Hesus*	*Teutates*	*Taranis*
ahd.	*Zio*	*Wuotan*	*Donar*
altn.	*Tŷr*	*Oðinn*	*Thôrr*
slav.	*Svjatovit*	*Radigast*	*Perun*
lit.	*Pykullas*	*Potrimpos*	*Perkunas*
ind.	*Siva*	*Brahma*	*Vishnus*

„Es ist die kriegerische, schöpferische und donnernde (erdbefruchtende) Gewalt.“

Ich folge noch ferner Jacob Grimm, dessen VII. Capitel (l. c.) so tiefe Blicke in die älteste Vorzeit unserer

Race thut. Er sagt darin: „So lange die Menschen in der offenen Natur und den Wäldern lebten, wurde auch der Götter Aufenthalt und jeder Verkehr mit ihnen an keine andern Stätten gelegt. Es gab allerwärts dunkle Haine, in deren tiefem Schauer, heilige Berge, auf deren unnahbarem Gipfel man sich die Gottheit wohnend dachte. Geweihte Priester hatten den Zugang; das gesammte Volk nur an Tagen, wo der Gott zu erscheinen pflegte, wo ihm feierlich Gaben dargereicht wurden."

Das Opfer geschah an bestimmter, dafür ausersehener Stelle, unter hehrem Baum wurde Rasen erhöht, ein Tisch gesetzt, ein Stein errichtet. Der älteste Altar war wohl ein aufgerichtetes Stück eines Baumstammes; Tacitus gedenkt der *trunci* in germanischen Hainen, und älteste griechische Altäre sind einfach Nachbildungen solcher Baumstämme in Stein.

Auf steinernen Altären wurden den Göttern auch Menschen geopfert. Germania IX.: „Deorum maxime Mercurium colunt, cui certis diebus, humanis quoque hostiis litare fas habent;" später erwähnt Tacitus bei den Semnonen barbari ritus horrenda primordia in silva auguriis patrum et prisca formidine sacra. Neuerdings in Deutschland aufgefundene steinerne Altäre mit für einen menschlichen Körper passenden Vertiefungen und Blutrinnen an der Seite legen laut Zeugniss ab für die alte blutige Sitte.

Ueber der Leiche wurde ein Hügel aufgeworfen, dessen Grösse sich nach der Stellung des Verstorbenen im Leben richtete; in Skythien wie in der Trojanischen Ebene, an der Donau wie an der Elbe finden wir diese jedenfalls uralte Sitte geübt.

Auf dem Grabe des Gatten wurde seine Lieblingsfrau geopfert, wie uns Herodot von den Thraciern, Stephanus Byzantinus von den Geten, Valerius Maximus von den Teutonen, Bonifacius von den Wenden, und Procopius von den Herulern berichten (Rawlinson's Herodotübersetzung III. 218). Der heutige Gebrauch bei den Hindus ist also noch ein Ueberbleibsel aus ältester arischer Zeit.

Nach ältestem Gebrauch wurden die Todten in hockender Stellung begraben, wie es die Samojeden nach Middendorf noch heute thun (l. c. IV. 1461). Cicero errieth dies, wie seine schönen Worte de leg. II. c. 22 beweisen: „Mihi quidem antiquissimum sepulturae genus id „fuisse videtur quo apud Xenophontem Cyrus utitur. „Redditur enim terrae corpus, et ita locatum ac situm „quasi operimento matris obducitur."

Hostmann in seinem Aufsatz (Anthrop. Archiv VIII. 3) macht die wohlbegründete Bemerkung, dass eine solche Stellung, („längs den Wänden der grossen Steinkammern sitzen in kleinen Einzelzellen die Skelette in hockender Stellung, den Ellenbogen auf die Knie stützend und sich mit den Händen das Gesicht bedeckend",) gar nicht möglich wäre, wenn nicht alle Gelenkbänder wohlconservirt vorhanden wären. Dies setzt also die Entfernung der Fleischtheile und nachheriges Trocknen in der Luft oder am Feuer voraus. Mancherlei Nachrichten aus viel späterer Zeit lassen auf eine sehr complicirte Behandlung der Leiche bei den alten Ariern schliessen. Sepp hat vor einigen Jahren bei Gelegenheit der Frage, was aus Barbarossa's Leiche geworden, in der Beil. d. A. A. Z. merkwürdige Belege über das Kochen der Leichen, behufs der Gewinnung des Skeletts, beigebracht, wie neuerdings an demselben Ort der vielgereiste Löher uns über die minutiöse Behandlung der Leichen bei den zum Theil blonden Canariern berichtet.

Wenn man nur nicht bei dieser Losschälung des Fleisches des Leichnams an das zu denken gezwungen wäre, was Herodot IV. 26 von den Issedonen erzählt, die das Fleisch ihrer Väter mit Schaffleisch gemischt beim Leichenschmaus verzehren! Der Ausweg, dass ja vielleicht die Issedonen gar keine Arier wären, wird gründlich durch Herodot's Bemerkung am Ende des Capitels widerlegt, dass übrigens diese Issedonen für gerecht gelten, und dass ihre Frauen gleiche Autorität mit den Männern haben.

Zweites Buch.

Die mittleren Arier, bis zur Entdeckung Amerikas.

Capitel XII.

Aestier. Slaven.

Mit dem alten Namen der Aestier, Ostleute, der sich in der Form Esten bis heute erhalten hat, bezeichne ich die Gruppe der Litauer, Letten und Preussen, auf beiden Seiten des Niemen. Das Volk selbst ist so von germanischen, slavischen und finnischen Elementen durchsetzt worden, dass an Reinheit der Race nicht bei ihm zu denken ist. Nur seine herrliche uralte Sprache hat sich rein erhalten, und lässt noch heute die ältesten Formen der arischen Zunge mit grosser Treue ertönen. Leicht war der Uebergang aus den Rokitnosümpfen nach dem Thal des Niemen, in welchem sich eine arische Bevölkerung wie in einer stillen, ungestörten Bucht ablagerte.

Tacitus sagt Germ. XLV: „Ergo jam dextro Suevici „maris litore Aestiorum gentes alluuntur: quibus ritus ha-„bitusque Suevorum, lingua Britannicae proprior. Matrem „deûm venerantur: insigne superstitionis formas aprorum „gestant. Id pro armis omnique tutela: securum deae cul-„torem etiam inter hostes praestat. Rarus ferri, frequens „fustium usus. Frumenta ceterosque fructus patientius „quam pro solita Germanorum inertia laborant. Sed et „mare scrutantur; ac soli omnium succinum, quod ipsi „glesum vocant, inter vada atque in ipso litore legunt.“ Man hat eine ganze Bibliothek über die lingua Britannicae proprior geschrieben, ohne doch die Sache recht zu erklären. Meines Bedünkens will der Satz „quibus ritus

habitusque Suevorum, lingua Britanniace proprior“ weiter nichts sagen, als dass die Aestier Arier sind, wie wir uns jetzt ausdrücken würden, aber weder Sueven noch Briten, sondern ein drittes, den beiden andern nah verwandtes Volk. Sitten und Lebensweise erinnerten stark an die Sueven, die Sprache aber war nicht suevisch, sondern hatte Aehnlichkeit mit der britischen, wie aus einer Anzahl Worte für Tacitus hervorgehen mochte, der sich wahrscheinlich dieselben zum Vergleich verschafft hatte. Das gleich darauf von ihm erwähnte „glesum“ bietet ja den Beweis, dass Tacitus auf Sprachen achtete. An gründliche Sprachstudien oder gar an vergleichende Grammatik ist natürlich dabei nicht zu denken; von Handelsleuten und Militärs mochte sich Tacitus eine kleine Liste ästischer, suevischer und britischer Worte verschafft haben. Es mag sich nun getroffen haben, dass die in dieser Liste enthaltenen ästischen Worte entschieden mehr zu den britischen als zu den suevischen stimmten; daher sein Urtheil, das doch in der Hauptsache das Richtige trifft: alle drei Völker gehören zusammen, die Aestier sind Arier.

Der Cult der Göttermutter deutet auf milde Sitten; noch mehr, dass die Verehrer derselben sich in höherem Grade auf religiöse Symbole als auf Waffen verlassen; doch ist wohl die letztere Notiz cum grano salis zu verstehen. Es soll doch nur bedeuten, dass die Aestier nicht so kriegerisch und wild wie die Germanen sind, was ja sich durch alle Jahrhunderte hindurch bestätigt hat. Dies passt sehr gut zu ihrem Ackerbau, auf den man auch mit Recht Cicero’s Worte anwenden kann: „emollit mores nec sinit esse feros.“

Bei den Eberzeichen ist zu erinnern, dass dieselben bei den Kelten ganz gewöhnlich waren. Man hat deren in Ungarn und Böhmen gefunden, und glaubt, sie seien Feldzeichen gewesen. Die Kelten hatten sie offenbar schon in der alten Heimath gekannt und ihren Gebrauch mit in die Fremde genommen.

Etwas westlich von den Aestiern finden wir in ältesten

Zeiten ihre nahen Verwandten, die Slaven. Der grosse slavische Sprach- und Geschichtsforscher Dobrowsky sagt: (bei Schaffarik I. 446) „Die baltische Küste, in der Nähe der Weichselmündung ist das früheste Vaterland der Wenden oder Slaven.“ Der Veneticus sinus der Alten legt Zeugniss dafür ab. Schaffarik I. 119 bestimmt die alten Sitze der Veneden, Anten, Serben oder Slaven folgendermassen: „Sie beginnen an der Weichselmündung neben den Niederlassungen der Esten (d. h. der Litauer) und anderer kleinerer Völkerschaften wie der Sciren, Hirren u. s. w., gehen von da über den Niemen, über Samogitien und Livland bis an die östliche Spitze der Ostsee, wenden sich von dort nördlich vom heutigen Novgorod in der Nähe der Quellen der Wolga und des Dniepr und östlich bis beinahe an den Don, von da über den untern Dniepr bis an den Dniestr, und über den obern Dniestr bis an die Karpathen und Weichsel und Oder. An der Ostsee in Estland und im Gebiete der obern Wolga waren die Veneden Nachbarn der Finnen, am Don, Dniepr und schwarzen Meer Nachbarn der Sarmaten, denen einige Stämme der Veneden unterworfen waren, am Dniester Nachbarn der Peuciner oder Bastarner, zwischen der Weichsel und Oder waren sie mit den Deutschen vermischt.“

Procopius spricht von den *ἔθνη τὰ Ἀντῶν ἄμετρα*; Ptolemäos zählt sie unter die *ἔθνη μέγιστα*; Jornandes sagt, dass von der Quelle der Weichsel an „Winidarum natio populosa per immensa spatia“ angesiedelt sei. Man versteht unter solchen Umständen den Ausspruch Lelewel's: „Ein so grosses und zahlreiches Volk, wie das slavische, wandert nicht ein, sondern wächst an einem Orte auf.“

Wie die Slaven örtlich nur wenig sich von der alten Heimath der Arier entfernt haben, so stehen sie auch in Cultur und Lebensweise diesen noch am nächsten. Wir finden daher bei ihnen zum Theil sogar noch in der Gegenwart die uralte Form des Zusammenlebens in Sippen oder gentes, welche die sociale Einheit bilden. Alle Nachkommen eines Mannes wohnen zusammen und leben in

Gütergemeinschaft. Bei den Südslaven finden wir diese Institution noch vollständig vor; der russische „mir“ ist eine Modification derselben. Individuelles Leben und individuelle Kraft werden natürlich auf solchem Boden nicht entwickelt; Alles ist zur Abwehr, nicht zum Angriff eingerichtet, das ganze Leben verläuft friedlich, die Hauptbeschäftigungen sind Viehzucht und Ackerbau. Dieser letztere wurde in ganz bedeutendem Umfange getrieben, worüber wir directe Zeugnisse in der slavischen Sprache besitzen, denn wie Krek in seinem schönen Buche (Einleitung in die slavische Literaturgeschichte und Darstellung ihrer älteren Perioden) auseinandersetzt, haben alle Hauptgetreidearten bei den Slaven denselben Namen, müssen ihnen also schon vor der Trennung bekannt gewesen sein.

Dafür spricht auch, dass die Germanen in späterer Zeit, wie schon erwähnt wurde, ihr Wort für das Hauptwerkzeug des Ackerbaues, Pflug, den Slaven entlehnt haben.

Wenden wir uns nun zur Körperbeschaffenheit der Slaven, so finden wir dieselbe in hohem Grade gemischt. Ich setze hier die kurze, zutreffende Charakterisirung der Abtheilungen des heutigen slavischen Hauptvolkes, der Russen her, wie Hellwald sie nach Mainow mittheilt (Archiv f. Anthropologie VIII. 3. S. 330). „Die Grossrussen haben kastanienbraunes, gelocktes Haar, braune Augen, langen Bart und Stumpfnase; die Kleinrussen haben schwarzes, glattes Haar, schwarze Augen und Adlernase; die Weissrussen flachsblondes Haar, graue oder sehr lichtblaue Augen, spärlichen Bartwuchs und kurze, flache Nase.“ Aus diesen Merkmalen geht deutlich hervor, dass die Slaven eine Mischung sind von blonden, blauäugigen Ariern und dunkeln Mongolen, ihren Nachbarn, denen sie ja den grössten Theil ihres heutigen Gebietes genommen haben. Daraus allein erklärt sich auch die so auffallende Brachycephalie der Slaven. Virchow berechnete aus einer Anzahl czechischer Schädel aus Prag den Breitenindex 85.4, was höher ist als irgend eine Zahl, die dieser so fleissige Messer von Schädeln bei finnischen Stämmen fand. Die Finnen sind eben gerade so mit Ariern

gemischt, wie die slavischen Arier mit Finnen. Ein sehr genauer Kenner der Völker Russlands, Rittich, sagt von ihnen: (Geogr. Mitth. IV. 1877) „Gewisse Züge ihres Aeussern, so z. B. die hervorstehenden Backenknochen, der Schnitt der Augen, zeigen wohl noch charakteristische Merkmale der mongolischen Race, doch sind die Augen und Haare hellfarbig.“

Wie in einem frühern Capitel ausgeführt wurde, findet eine ungleiche Vererbung der Charaktermerkmale statt: am leichtesten und oftesten vererben sich breite Köpfe und blaue Augen, nebst blonden Haaren, die man deshalb unendlich mehr antrifft, als Dolichocephalie mit dunkeln Augen. Ich finde, dass Radloff's Beobachtungen in Sibirien dies ebenfalls bestätigen. Auch dort (S. Köln. Zeit. Januar 1872) siegt das blonde Haar der Russen über das schwarze der Mongolen, während die breiten Gesichter und Köpfe der letzteren die ovalen der Russen verdrängen.

Recht instructiv ist das Beispiel der Serben und Bulgaren. Szabo sagt in No. 8 des Auslandes 1875: „Die rein serbische Volksart zeichnet sich durch hohen schlanken Wuchs und regelmässiges Gesicht aus. Die bulgarische Race charakterisirt ein mehr kleiner und untersetzter Körperbau, und von denen der Serben verschiedene Gesichtszüge.“ Ein anderer Berichterstatter sagt: „Bei den Bulgaren zeugen die enggeschlitzten Augen, die hervorstehenden Backenknochen, der breite Schädel, der manchmal dunkle Teint und Haar von der mongolischen Beimischung.“ Im Jahre 678 kamen nämlich ungarische Bulgaren, eine Abzweigung des gewaltigen und nach Middendorf so vielgestaltigen Mongolenvolkes, und eroberten das Slavenland an der untern Donau. Wenig zahlreich, wurden sie, wie das so oft geschah, von den Eroberten absorbirt, denen sie nur ihren Namen und hier und da auftauchende Körpermerkmale hinterliessen.

Dass die Mischung der blonden Slaven mit dunkeln Mongolen sehr alt ist, bezeugen übrigens schon die Worte

des Procopius Bell. Goth. 3. 14, in denen er die Slaven *ὑπέρυδροι, subrufi* nennt, etwas roth d. h. hier brünett, *auburn.*

Von *slowo* Wort nannten sich die Slaven selber Slovenen, d. h. die Redenden; und zwar nannte jeder der beiden Zweige, in welche dieselben schon früh zerfielen, sich so, während er für den andern Zweig eine besondere Benennung hatte. Der südwestliche Zweig nannte den nordöstlichen Anten, während diese jene Lechen nannten. Njemetz ist der Stumme, d. h. der germanische Nachbar, mit dem sie sich nicht mehr verständlich machen können. Der uralte Name Wenden für die Slaven scheint aus dem altskand. *vand* = Wasser abzuleiten; Wenden sind demnach Wasserleute, Sumpfleute, grade wie die Finnen; beide so genannt von ihren germanischen Nachbarn.

Lange sassen die Slaven ruhig in ihren Stammsitzen, sich nur auf Kosten der finnischen Völkerschaften ausbreitend, als die germanische Völkerwanderung seit 200 n. Ch. ihnen nach Westen und Süden Luft machte. Von da bis Ende des 6. Jahrhunderts nehmen sie die Flussthäler der Weichsel, Oder, Elbe, Saale, des obern Main, der untern und mittlern Donau in Besitz. Sie dringen in's griechische Reich, bis in den Peloponnes seit Mitte bis Ende des 6. Jahrhunderts. „Im ganzen eigentlichen Griechenland, in Livadien und Morea befanden sich, wie die Ortsnamen bezeugen, zahlreiche Niederlassungen bald in Masse zusammen, bald einzeln unter Nichtslaven zerstreut. In Morea findet sich ein Schloss Weligost, wie Wolgast in Pommern; Morea, der moderne Name des Peloponnes, erklärt sich am besten aus dem slavischen *more* = *mare,* also Seeland; die südwestliche, gegenwärtig von Walachen bewohnte Seite des Pindus führt noch den Namen Zagorje (*za* jenseits, *gora* Berg, also *transmontana terra*).“ Schaffarik II. 226. 27.

Oft versuchten die Slaven, sich Constantinopels, Czarigrads, zu bemächtigen, wo es slavische Heerführer im Dienst der griechischen Kaiser gab, wie wir in Rom germanische Generale finden. Es gelang jedoch den Slaven

nie, sich dieses hohen Zieles ihrer Wünsche, ihres Ehrgeizes zu bemächtigen, während die Germanen bald genug die Herren in Rom wurden, klar dadurch ihre Ueberlegenheit den östlichen Stammgenossen gegenüber documentirend.

Reichlich die Hälfte der Germania des Tacitus war den Slaven völlig preisgegeben worden, als die Germanen das römische Reich eroberten. Die deutsche Geschichte der letzten 1100 Jahre hat sich bemüht, in langwierigem Kampf, durch blutige Schlachten, durch mühselige Colonisirung langsam zurück zu gewinnen, was einst schnell aufgegeben wurde. Noch ist dieser Process lange nicht zu Ende, sondern heute in voller Thätigkeit, wie uns ein Blick auf die deutschen Ostmarken vom baltischen Meer bis zur Adria belehrt.

Was aber die Slaven im Westen seit 1100 Jahren einbüssen, das wird ihnen mehr als ersetzt im Osten: für jedes im Westen verlorene slavische Dorf gründen sie zehn Dörfer auf mongolischem Boden. Diese Erwerbungen sind eine Folge der Erstarkung der slavischen Stämme, seit ein germanisches Element ihre Führung übernommen hat. Skandinaven von der gegenüberliegenden Küste, von Rosslagen, dem „Land der Ruderer", hatten seit Jahrhunderten Expeditionen mancherlei Art nach den slavischen Ländern unternommen. Im Jahr 862, so erzählt der russische Mönch Nestor, wurde der skandinavische, „russische" Heerführer Rurik von den Novgorodern zum Haupt ihres Staates gewählt. „Unter der Herrschaft der strengen russischen Fürsten wurden nach und nach alle nordslavischen Stämme freiwillig und mit Gewalt zu einem grossen Staate vereinigt, dessen Macht die Angriffe der skandinavischen Normannen und der uralischen Finnen und Türken, welche das nordische Slaventhum mit Vernichtung bedrohten, zurückzuweisen vermochte." (Schaffarik II. 74.) Rurik geht bald nach dem Dnieprland, dem wichtigsten Theil des alten Slavien. Kiew wird von Askold und Dir, unzufriedenen Landsleuten Rurik's, gleich darauf erobert. 866 schon schwammen die Normannen auf 200 Schiffen den

Dniepr in's schwarze Meer hinab, plünderten die thrakischen Küsten und belagerten Constantinopel. Im Jahre 906 gehen 2000 Fahrzeuge den Dniepr hinunter; der uralte arische Heerweg ist wieder in Aufnahme gekommen.

Das Mischvolk der Russoslaven entwickelte eine grossartige Thätigkeit auf dem Felde der kriegerischen Eroberung sowohl, als auf dem der friedlichen Colonisation. Im 11. und 12. Jahrhundert erreichen die Novgoroder Pelzhändler auf der Dwina das weisse Meer, das Kloster Archangel wird gegründet und ackerbauende Colonisten folgen.

Vom Dniepr aus wurde in der Mitte des 12. Jahrhunderts das Territorium um Moskau erobert und colonisirt. Die vier dort wohnenden finnischen Stämme hiessen Wessen, Merja, Murana und Tschuwaschen. Man behauptet, es gäbe noch heute dort eine finnische Sprache, das „Maski“, welche von den Bauern heimlich gesprochen werde. Wie dem auch sei, die „Moskowiter“ sind sicher ein Mischvolk von mongolischen Finnen und arischen Slaven. Siehe hierüber: Casimir Delamarre, Les peuples slaves et Moscovites d'après Viquesnel, im Bulletin de la Société de Géographie. Juin 1870, Août 1871. Castren sagt: „Les Russes que nous „avons l'habitude de ranger parmi les Slaves sont donc, „en réalité, une population extrêmement mêlée; tandis qu'au „sud l'élément turc et mongol y entre pour une forte pro„portion, au nord l'élément finnois est de fait prédominant.“

Diese Thatsachen sind heutzutage so evident, dass man nur mit Lächeln auf die Zeiten vor einem Jahrhundert zurückblicken kann, als Schlözer und Stritter die Wahrheit erkannten, und die russische Regierung versuchte, dieselbe zu unterdrücken. Was ändert es? Gerade weil Moskovitien ein Colonialland war, kam es an die Spitze der slavischen Welt. Die Ruriksnachkommen, welche in Moskau herrschten, wurden aus eben demselben Grunde die Ersten unter den Rurikingern, aus welchem die Habsburger und Hohenzollern die Ersten unter den deutschen Fürsten wurden: sie waren Gefolgfürsten in fremdem

Land, konnten und mussten daher ein stärkeres, strafferes Regiment führen, als ihre Vettern im alten Stammlande.

Prof. Ecker bespricht im Archiv für Anthropologie IX. 1. S. 118. 119. die interessanten Untersuchungen von Kopernicki über die Schädel der Hügelgräber von Pokutien, Südostgalizien. Diese gehören der Bronzezeit an und der Uebergangszeit von Bronze zum Eisen. Sie enthalten zum Theil Skelette athletisch gebauter Menschen. „Die Schädel der Hügelgräber Pokutiens sind exquisite orthognathe Dolichocephalen (mittlerer Schädelindex = 73), und unterscheiden sich in dieser Beziehung von den Schädeln der heute in diesen Gegenden ansässigen Bevölkerung, der ruthenischen, welche typische Brachycephalen sind (Index = 81), auf das Auffälligste. — — Dagegen constatirt Kopernicki eine grosse Uebereinstimmung der Schädel aus den Hügelgräbern Pokutiens mit den vom Referenten (Ecker) beschriebenen dolichocephalen alemannischen Schädeln aus süddeutschen Hügel- und insbesondere Reihengräbern. Und ganz ähnliche Schädel sind nach dem Verfasser auch an anderen Orten Galiziens, dann der Ukraine, Volhyniens und im Königreich Polen gefunden worden, so dass also angenommen werden darf, dass in Galizien und den zuletzt genannten Gebieten ganz ähnlich wie in Südwestdeutschland der jetzigen brachycephalen Bevölkerung eine craniologisch gänzlich davon verschiedene dolichocephale vorangegangen ist.“ En leuchtet ein, von welcher grossen Bedeutung für die Wissenschaft diese Funde sind: sie constituiren in der That die vierte südöstliche Ecke des europäischen dolichocephalen Quadrilaterals, dessen südwestliche Ecke die alemannischen Reihengräberschädel bilden, während die nordwestliche und nordöstliche Ecke durch die in Hannover und Westpreussen gefundenen Schädel repräsentirt werden. Und uneinnehmbar wird diese Festung sein, so gut wie ihr südliches Vorbild; von ihren Zinnen herab wird laut und unwiderleglich proclamirt: es gab einst über ganz Ost- und Mitteleuropa ein in sich ganz

homogenes, mächtiges, dolichocephales Volk; was ihr jetzt an seiner Stelle seht, sind Trümmer desselben, mit anders geartetem Material überstark gemischt.

Capitel XIII.
Die Skythen und Genossen.

Immer mehr drängt sich mir die Ueberzeugung auf, dass einst am Dniepr ein wichtiger Act des arischen Drama spielte: dort ist ein mächtiges Volk im Lauf langer Zeiten erwachsen, und von dort aus ist ein grosser Theil Asiens erobert worden. Bei Herodot (IV. 5.) heisst es, dass Targitaus, der Stammvater der Skythen, ein Sohn des Zeus und einer Tochter des Borysthenes gewesen sei, d. h. also, dass im Thale des Dniepr einst ein mächtiges Volk erwuchs. Ich habe schon an einer andern Stelle die bewundernde Schilderung mitgetheilt, die Herodot von diesem Fluss entwirft, und die von neueren Reisenden vollständig bestätigt wird.

Auf diesem Strome hinabfahrend gelangten die Arier zum „schwarzen Land“, *chernosum* der Russen, „einem breiten Gürtel unendlich fruchtbaren, für den Weizenbau ganz besonders geeigneten Bodens, welcher sich vom Orenburgschen Gouvernement in südwestlicher Richtung durch das ganze mittlere Russland zieht.“ (Cuno S. 90) Hier war es, wo der goldene Pflug vom Himmel fiel, d. h. hier kamen die Keime des schon in der alten Heimath gepflegten Ackerbaues zu voller Entwickelung. In den Thälern des Dniepr, Dniestr und Bug sassen die „ackerbauenden“, „gesetzliebenden“ Skythen arischer Abstammung; östlich davon in den wasser- und baumlosen Steppen die wilden nomadischen Skythen mit grosser mongolischer Beimischung. Vielleicht ist die Nachricht, dass die letzteren, die königlichen Skythen, die ersteren als Sklaven angesehen hätten (Herodot IV. 20.), nicht auf politische Herrschaft zu beziehen, son-

dern aus dem Hochmuth des ungebundenen, herumschweifenden Nomaden zu erklären, der die Beschäftigung des an die Scholle gefesselten Ackerbauers für sklavisch hält.

Es giebt kein Volk des Alterthums, über dessen ethnologische Stellung die Meinungen so weit auseinander gingen, als die Skythen, und zwar hauptsächlich weil wir schwer zu vereinigende Nachrichten von Augenzeugen über dieselben haben. Herodot und Hippokrates waren beide selbst in Skythien gewesen und berichten Selbsterfahrenes; in neuerer Zeit hat sich eine andere Quelle durch zahlreiche Ausgrabungen im alten Skythenland eröffnet. Sehen wir uns nun diese Zeugnisse näher an.

Aristoteles und Galen (Ukert 289) geben den Skythen schlichtes, weiches und langes Haar, das röthlichgelb ist; Clemens von Alexandrien sagt, dass die Skythen durchgehends blond seien. An der Maeotis werden uns *Ξάνδιοι* genannt, die doch wohl *Ξάνθοι*, Blonde, sind. Dazu stimmt nun sehr gut das Wenige, was uns von der Sprache der Skythen erhalten ist, etwa 30 Worte. Alle diese Worte tragen arisches Gepräge, und die meisten können aus arischen Sprachen erklärt werden. Auf ausgegrabenen Vasen sind Skythen abgebildet, die meist ein arisches Aussehen haben.

Alle diesem scheint nun die Beschreibung entgegen zu stehen, welche der grosse Arzt Hippokrates nach dem Augenschein von dem physischen Aussehen der Skythen entwirft. Er schildert sie unter sich ganz ähnlich, mit dickem Körper, überaus fleischigen Schenkeln, aufgeschwollenem Bauche und spärlichem Haarwuchs. Diese Beschreibung, das ist ganz sicher, weicht entschieden von der gewöhnlichen Beschreibung der Arier ab. Niebuhr und Schaffarik denken mit Recht an Mongolen, die Nachbarn der Arier. Rawlinson in seiner Herodotübersetzung führt noch zwei Argumente für den mongolischen Charakter der Skythen an, obgleich er zuletzt sich ganz nach der Sprache entscheidet. Das erste derselben scheint von Gewicht. Herodot erzählt von einer Krankheit, welche die von ihr

Befallenen entmanne, die deshalb Enarees hiessen, unmännliche; ganz genau dieselbe Krankheit soll heute noch unter den Nogai-Tataren herrschen. Das zweite Argument ist, dass die Skythen Kumyss trinken, das bekannte gegohrene Getränk aus Stutenmilch, das in Schläuchen aus Pferdehaut durch Umrühren und Stossen mit einem langen hölzernen Stock hergestellt wird. (S. Bär u. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches, VII. S. 29 ff. Abhandlung von Dr. Dahl über den Kumyss.) Jeden Tag wird die frische Pferdemilch zum alten Kumyss gegossen und verwandelt sich nach wenigen Stunden in solchen. Thierschläuche sind absolut nothwendig; in Holzgefässen bereiteter Kumyss ist schaal und schlecht, abgesehen davon, dass auf der Steppe Thierhäute näher zur Hand sind, als Holzgefässe. Hören wir nun, was Herodot über die Milchbehandlung der Skythen sagt (IV. 2.). Sie giessen die Pferdemilch in tiefe hölzerne Gefässe, um welche die geblendeten Sklaven sitzen und die Milch umrühren. Was an die Oberfläche steigt, wird abgenommen und gilt für den besten Theil; der untere Theil ist weniger werth. Hier ist doch ganz deutlich vom Buttern die Rede und nicht vom Kumyssmachen. Die hölzernen Gefässe, das Emporsteigen der werthvollen Butter, die Buttermilch sind doch nicht zu verkennen. Herodot hatte aber nach Art der Touristen auch von Bearbeitung der Pferdemilch läuten und nicht zusammenschlagen hören, daher seine Aussage, dass man Butter und Buttermilch aus Stutenmilch mache, die nach Dr. Dahl nur sehr wenig Butter und Käsestoff enthält. Herodot's Bericht ist daher durchaus confus; er mischt Butter- und Kumyssbereitung, beide den Griechen gleich fremd, untereinander, dadurch, freilich unabsichtlich, andeutend, dass wir es hier wirklich mit einer Mischrace zu thun haben, die freilich nur eine und dieselbe Sprache hatte. Dies ist ja ganz gewöhnlich der Fall und beweist, dass die Körper sich leicht genug mischen, während, der gewöhnlichen Anschauung ganz entgegen, die Sprachen nur

schwer sich mischen, vielmehr meist die eine die andre ganz verdrängt und allein herrscht.

Zu demselben Resultat führt, was Bär über die von ihm untersuchten Schädel aus alten skythischen Königsgräbern sagt (Ueber die Makrokephalen, Mémoires de l'Academie de St. Pétersbourg, Serie 7. T. II): „Die Skythen kann man nach diesen Köpfen eher für ein türkisches Volk halten, oder für ein Volk, das zwischen türkischer und finnischer Bildung in der Mitte steht. — — Die Masse eines Schädels war kurz, ziemlich breit, aber nicht mongolisch. Die beiden andern Köpfe, einem jungen Weibe und einem ältlichen Manne angehörend, waren dagegen sehr lang, und besonders der männliche Kopf sehr hoch, mit etwas dachförmigem Scheitel. Schädel von alten Kelten, im Breisgau ausgegraben, auch solche in Göttingen und Paris sind sehr ähnlich.“ Man wird nicht fehl gehen, wenn man in den Langschädeln Arier der herrschenden Race sieht, während die Masse des Volkes an der Küste des schwarzen und asowschen Meeres Mongolen oder Mischlinge von solchen waren. Dass Herodot die Blondheit der weiter nördlich wohnenden Budinen hervorhebt, erlaubt doch den Schluss, dass die am Meer wohnenden Skythen weniger blond waren. In Bezug auf den von Hippokrates bemerkten geringen Haarwuchs der Skythen möchte ich daran erinnern, dass Herodot von einem östlich am Fuss hoher Berge wohnenden Volke spricht, das von Geburt an kahl wäre, breit gedrückte Nasen und sehr lange Kinne habe. Man hat von jeher hierin die Beschreibung einer mongolischen Völkerschaft gefunden; merkwürdig ist nun die Beobachtung von Middendorf bei den Lappen, Mongolen in weiterem Sinn: (Bär u. Helmersen, Beiträge XI. S. 178) „Die meist sparsame Kopfbehaarung der Lappen scheint mir dort, wo sie verhanden ist, von einem trockenen Grinde herzurühren, der sie als Kinder stark heimsucht und selbst im Mannesalter nicht immer verlässt.“

Vieles Andere in den Sitten und Gebräuchen der Skythen, falls es sich wirklich so verhielt, wie z. B. dass jeder

Skythe beim Tode eines Königs sich ein Stück Ohr abschneiden musste, lässt sich aus starker Vermischung derselben mit asiatischem Blut herleiten.

Was wurde aus den Skythen? Die so genannten Völker verschwinden aus der Geschichte, und der Name des Landes wird später allgemein auf den Nordosten Europas angewandt. Ein so zahlreiches Volk wird natürlich nicht ganz und gar vertilgt, sondern grosse Theile desselben gehen über in andere Völker. Die Skythen hatten das Unglück, dass ihr Land zur Heerstrasse von Asien nach Europa und deswegen gründlich „verheert“ wurde. Als die Mongolen nach Europa drängten, war ihr natürlicher Weg das Nordufer des schwarzen Meeres entlang nach der Donau und diese hinauf. Die Gothen kamen vom baltischen nach dem schwarzen Meer und waren gewiss harte Herren für die Unterjochten. Unter diesen Umständen suchten die Skythen Zuflucht im fernen Norden. Sie sind den ältesten slavischen Chronisten unter ihrem Namen als Fremdlinge auf slavischem Boden bekannt, denn „Tschuden“ kann doch unmöglich etwas Anderes sein, als „Skythen“ nach slavischer Aussprache. Sie verlieren sich unter Slaven und nördlichen Mongolen; mit jeder von diesen Racen waren sie ja als Mischvolk verwandt. Das viele arische Blut bei den Finnen wird man mit Freiherrn von Tettau getrost auf diese nordwärts flüchtenden Skythen mit zurückführen können; später kamen dann Schweden nach Finnland, deren der neueste Census 264,000 dort zählt, die natürlich der ganzen Bevölkerung Finnlands ein arisches Gepräge aufzudrücken halfen; was in Finnland arisch aussieht, ist von den Nachbarn erborgt. Nicht verschieden aber ist es bei andern nordmongolischen Stämmen, z. B. den Syrjänen an der Petschora, welchen Freiherr v. Sterneck in Petermann's Mittheilungen (1874. 4. S. 139) blondes Haar, blaue Augen, einen starken Körperbau, aber kleinen Wuchs beilegt.

Virchow sagte auf der anthropologischen Versammlung in München: „Ich habe im vorigen Jahr im pathologisch-anatomischen Museum zu Helsingfors eine Sammlung von

Schädeln betrachtet, welche ein finnischer Forscher in Gräbern des innern Russlands hinter Petersburg in der Richtung nach der Wolga zu, an einer Stelle, wo er die urfinnische Bevölkerung suchte, ausgegraben hat, und ich kann versichern, dass darunter so vortreffliche dolichocephale Schädel vorkommen, dass ein Germanomane leicht die Frage aufwerfen könnte, ob diese „Reihengräber“ mit den „fränkischen Schädeln“ nicht einem deutschen Stamme angehörten.“ Ich kann natürlich nicht für die „Germanomanen“ sprechen, will aber doch Virchow danken, dass er auf einen Fund aufmerksam macht, der grosse Beweiskraft für meine Theorie besitzt. Jene „vortrefflichen dolichocephalen Schädel“ gehören offenbar, falls sie ganz alt sind, arischen Skythen an, die unter dem Namen Tschuden, wie wir eben sahen, die nördlichen finnischen Stämme unterwarfen, sich mit ihnen vermischten und so das zum grossen Theil blonde Volk der Finnen bildeten. Sind aber die Schädel jünger, dann gehören sie wahrscheinlich arischen Slaven an, welche, zufällig frei von mongolischer Mischung, wie man ja solche Individuen bei jedem gemischten Volke findet, den alten arischen Typus in ihren Schädeln rein bewahrten. Der Fund hat durchaus nichts Befremdliches, gerade so wenig, wie die von Virchow auf derselben Versammlung erwähnten blonden Juden.

Neben den Skythen wohnten die Sarmaten, auf dem Raum, welcher im Süden vom Kaukasus, im Osten und Westen durch kaspisches und schwarzes Meer, im Norden durch die sich einander nähernden Flüsse Tanais und Rha (Don und Wolga) begrenzt wird. Ihr Name wird von Schaffarik mit grosser Wahrscheinlichkeit aus *sara* = Steppe, und *mat* = Volk erklärt, also *Sarmatae* = Steppenvolk. (I. 367). Die kirgisischen Kosaken, ihre Nachkommen zum grossen Theil, nennen sich *Sare-Kaisaka*, Steppenkosaken. Die Sarmaten waren in viele Stämme getheilt, unter denen die vorzüglichsten die der Jaxamaten, Roxalanen, Jazygen und Alanen waren. Die Roxalanen sind wahrscheinlich

dem Namen nach Alanen vom Fluss Rha (Wolga), der auch manchmal Araxes genannt wird.

Ueber die Lebensweise der Sarmaten erfahren wir aus den alten Schriftstellern, dass sie vollständige Nomaden ohne feste Wohnsitze waren. Sie führten mit Filz ausgeschlagene Zelte auf Wagen (Kibitken) mit sich, in denen sie sich aufzuhalten pflegten; um diese Zelte herum weiden ihre Heerden, von deren Milch, Käse und Fleisch sie sich nähren. Sie sind kriegerisch, freiheitsliebend, unbändig und so wild, dass sogar ihre Weiber mit in den Kampf gehen, weshalb diesen gleich nach der Geburt, so wurde erzählt, die rechte Brust ausgebrannt wurde. Bogenschiessen, Reiten und Jagd sind tägliche Beschäftigungen der Mädchen; einen Feind erschlagen zu haben gilt als Verdienst der mannbaren Jungfrau, die ohne das sich mit keinem Manne verbinden darf. Hier also haben wir die Amazonen, die „Brustlosen“, die reisigen Weiber der Nomaden, wie wir sie ja heute noch in Centralasien und Südamerika antreffen, und die auf die leicht entzündliche Phantasie der Griechen einen so unauslöschlichen Eindruck machten. Das Ausbrennen der rechten Brust mag Fabel sein, jedenfalls aber ist die rechte Brust, welche der griechische Künstler aus Schönheitssinn seinen Amazonen giebt, kein stichhaltiger Beweis gegen dieselbe. In der Amazonensage bei Herodot findet sich der Zug, dass diese sich mit Männern andern Stammes verbinden; ich sehe darin eine Hindeutung auf den Umstand, dass die Sarmaten ein Mischvolk von Ariern und Mongolen waren.

Der arische Bestandtheil der Sarmaten kam einst den Dniepr herunter, ging dann östlich um das schwarze Meer herum nach dem Kaukasus. Förstemann will in diesem Namen wie in dem bekannten „Caucalandensis“ unser „hoch“ wiederfinden. Plinius sagt freilich: „Sarmatae Medorum, ut ferunt, soboles.“ Dies heisst für uns nur, dass ein enger Zusammenhang zwischen Medern und Sarmaten in Kleidung, Waffen, Sprache bemerkbar war. Wir acceptiren das Zeugniss in Bezug auf diesen Zusammenhang,

verstehen aber die Sache so, dass die Meder soboles der Sarmaten waren.

Der Name Sarmaten ist, wie Schaffarik behauptet, ganz mit Unrecht auf Slaven übertragen worden. Die Verwechselung erfolgte, weil der Name Sarmaten an einen uralten Namen der Slaven, Serben, erinnerte, dessen Labial manchmal sogar sich in *m* verwandelt (Sirmium); zweitens aber weil Sarmaten vielfach nach slavischen Gegenden vordrangen und sich mit Slaven vermischten. Jedenfalls halfen so die Sarmaten mongolisches Blut in die slavische Familie zu bringen. Die Frage, ob der Name Serbe und Sarmate etwas mit einander zu thun haben, wollen wir den slavischen Gelehrten als Familienangelegenheit überlassen.

Sarmaten drangen nördlich bis an die Quellen der Wolga vor, wo sie den Skandinaven bekannt wurden, deren Sänger viel von dem Alanensitz Asgard zu singen und zu sagen haben. Andere drängen westlich nach den Donaumündungen. Mit Germanen verbunden gelangen die Alanen bis nach Gallien, Hispanien. Im letztern Lande bewahrt eine Provinz ihren Namen bis heute, denn *Catalonia* ist = *Gothalania*, der gemeinsame Besitz von Gothen und Alanen.

Die berühmte *ἀποικία*, d. h. die Hinwegführung von Medern durch die skythischen Könige nach dem Don, ist doch an sich zu unwahrscheinlich, als dass man noch darauf zurückkommnn sollte. Die Skythen haben Einfälle nach Asien gemacht, zugegeben; aber wir kennen keine Regierung zu irgend einer Zeit in Skythien, die je einen solchen Plan hätte haben können, wie er nur einer weisen Regierungskunst, z. B. der assyrischen oder römischen, entspringt. Rohe Völker, wie die Skythen, schleppen nur Sklaven aus Feindesland mit sich fort, denen sie ausser dem Leben Alles nehmen, Freiheit, sogar Augenlicht nach Herodot, ihren Nachkommen auch Nationalität und Sprache.

Die Massageten am Jaxartes und die Parther an der Südostecke des kaspischen Meeres müssen, wie mich däucht, als mit den Skythen und Sarmaten ähnlich zusammenge-

setzte Völker aufgefasst werden. Ammianus Marcellinus sagt von den erstern: „Veteres Massagetae, crinibus mediocriter flavis.“ Das mediocriter flavis deutet klar auf Vermischung blonder mit dunkelhaarigen Völkern, deren natürliches Resultat dunkelblondes und braunes Haar ist. Die alten Seidenhändler, die Seren, waren ebenfalls blond, und es sind unzweifelhaft diese Völker, welche uns die früher schon citirten chinesischen Annalisten beschreiben als vom kaspischen Meer bis nach Kaschgar und dem Jennisei sitzend. Will doch Klaproth sogar bei den Mandschu ein indogermanisches Element finden!

Massageten soll grosse Geten bedeuten, Hauptstamm der Geten, während Rawlinson in dem Namen Thyssageten die Bedeutung kleine Geten finden will. Die Geten an der Donaumündung werden Sarmatorum populus genannt; danach wären sie also aus den östlichen Steppen gekommen, Vorläufer der Alanen, die selber Nachkommen der alten Massageten waren. Ihr Name soll von *alin* = Berg abzuleiten sein, sie wären dann der genaue Gegensatz zu den Sarmaten, Steppenbewohnern.

Von den Parthern wird bei den alten Schriftstellern oft bezeugt, dass sie Abkömmlinge der Skythen seien, und es ist kein Grund vorhanden, dies zu bezweifeln. Das Wenige, was wir von ihnen wissen, beweist nur, dass die Proportion zwischen arischem und nicht arischem Blut bei ihnen wahrscheinlich anders war, als bei Skythen und Sarmaten: je weiter südöstlich, um so weniger arisches Blut. Justin (XLI. 2. 5) sagt: „Der grösste Theil der parthischen Heere besteht aus Sklaven. — Als dem Antonius sich ein parthisches Heer zu Ross von 50,000 Mann entgegenstellte, waren nur 400 Freie unter demselben,“ d. h. doch wohl nur 400 vom hohen Adel rein arischer Abkunft. Vambery's blonde Turkmenen mögen Nachkommen der Parther sein; bei denen vermeine ich sogar noch ein altes arisches Erbtheil nachweisen zu können. Ich denke an die Argamaks, die wundervollen Pferde der Turkmenen, die gross und stark, 48 Stunden lang mit zwei Menschen

auf dem Rücken galoppiren können. Wenn man bedenkt, dass die Pferde aller Mongolenstämme gewöhnlich klein und unansehnlich sind, so begreift man schwer, wie die Turkmenen in ihrer Hungerwüste zu den hohen stattlichen Pferden kommen. Ich denke an die nisäischen Weiden Mediens als das Stammland dieser Race, welche durch lang fortgesetzte Zuchtwahl geschaffen wurde, und nun sich erhält, zähe, wie jeder Organismus. Von den in denselben Gegenden einst hausenden Alanen bemerkt übrigens Ammian ausdrücklich, dass ihre Pferde ihr grösstes Besitzthum sind, gerade wie das bei den Turkmenen heute der Fall ist.

Die langjährigen Kämpfe der Parther mit den Römern können uns hier nicht beschäftigen, denn sie enthalten kein ethnologisches Moment. Wohl aber ist dies mit einer andern That dieses Volkes der Fall, mit der Eroberung des Induslandes durch die Parther im zweiten Jahrhundert v. Chr. (128—126). Noch in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. herrschen am Kabul und Indus diese „Indoskythen", von denen die Geschichte so wenig weiss, und über die wir erst seit 30 Jahren durch aufgefundene Münzen einigermassen unterrichtet werden. Uns interessirt hier vor Allem die Thatsache, dass „Skythen" vom schwarzen Meer nach dem Indus vordringen. Das hatten ein und ein halbes Jahrtausend vor ihnen verwandte Völker gethan, wie wir bald sehen werden. Man hält die Stämme der Jats am Indus für Nachkommen dieser Eroberer und denkt dabei an den Namen Getae, der bei den Steppenariern zu Haus zu sein scheint; jedenfalls, wie ihr heutiges Aussehen beweist, sind dieselben mit unarischen Elementen so stark gemischt, dass von arischem Blut nur noch wenig vorhanden ist.

Capitel XIV.
Die Iranier.

Ich bin der Ansicht, dass Inder, Perser, Meder, die sich selber „Arier“ nannten und länger beisammen gewohnt haben müssen, wie Uebereinstimmung in Sprachen und Sitten beweist, durch die „kaukasische Pforte“ ihre schliesslichen Wohnsitze erreicht haben. Meiner Gründe für diese Ansicht sind zwei. Die Nachrichten der Alten verknüpfen Meder und Sarmaten, die einen am Südabhang, die andern am Nordabhang des Kaukasus wohnend; im Kaukasus selbst aber finden wir ein beiden verwandtes Volk, das sich selbst Iron, Iranier nennt. Dies stellt eine zusammenhängende Kette her, die sich über den Kaukasus zieht. Der Weg von der Dnieprmündung über den Bosporus nach Medien, Persien und Indien, wie Latham will, ist doch ein zu grosser Umweg, wenn man auch allerdings seine Möglichkeit zugeben muss. Gegen den Weg durch die Uralpforte, zwischen Ural und kaspischem Meer, für die betreffenden Völker spricht, dass dieser durch wüste Gegenden, die uralte Heimath mongolischer Völker, geht und nur von solchen Völkern benutzt werden konnte, die sich den letztern assimilirten, sich mit ihnen vermischten und dann stets auf einer niedrigern Culturstufe stehen blieben, wie Massageten, Parther und wohl alle blonden Völker, die bis an die chinesische Grenze wohnten. Der Weg durch die Pässe des Kaukasus war der kürzere und vermied allzugrosse Assimilirung mit allophylen Völkern. *Es gab drei Wege vom schwarzen Meer nach Asien: durch die Uralpforte, durch die kaukasische Pforte, über den Bosporus; die Arier haben alle drei dieser Wege eingeschlagen, wie man von einem so kraftvollen Volk zu erwarten hat.*

Benfey hat schon vor langer Zeit auf einen Umstand aufmerksam gemacht, aus welchem frühe Trennung der Arier im engern Sinne von dem Gesammtvolk und längeres Zusammenleben unter sich hervorgeht. Die Formen, welche der sanskritischen Wurzel *mriǵ* entsprechen, haben nämlich bei Griechen, Römern, Kelten, Germanen, Slaven, Lithauern die Bedeutung melken angenommen, während die südöstlichen Arier, Inder und Iranier, die alte Wurzel *duh* für diesen Begriff beibehielten. Dies beweist für mich unwiderleglich, dass die Griechen um das Westende des schwarzen Meeres gezogen, und zwischen ihnen und den Ariern in engern Sinn kein specieller Zusammenhang ausser der allgemeinen Verwandtschaft waltet, wie dies neuerdings vorzüglich von Sonne behauptet wurde.

Es hat sich ein Streit darüber erhoben, ob die Arier in Iran eine Urbevölkerung vorfanden. Der neueste Historiker derselben, Spiegel, ist sehr abgeneigt, den Argumenten für eine solche Urbevölkerung, wie sie von Norris und M. Niebuhr vorgebracht worden sind, sehr grosses Gewicht zuzugestehen. Ich glaube, Norris und Niebuhr sind noch hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Für sie ist das Hauptargument die Existenz der zweiten Sprache auf den dreisprachigen Inschriften der Perserkönige. Diese veröffentlichten bekanntlich wichtige politische Dokumente in drei Sprachen nebeneinander, auf ungeheuern geglätteten Felsenflächen. Die Sprache der ersten Abtheilung war persisch, die der dritten semitisch; der zweiten noch unbekannten musste natürlich ebenfalls eine Race entsprechen, die im persischen Reich wohnte. Diese, so schloss man mit vielem Recht, werden die Ureinwohner gewesen sein, welche von Semiten erst und dann mit diesen zusammen von Ariern unterjocht wurden. Gegenwärtig erklärt man nun diese Inschriften der zweiten Abtheilung aus den Turksprachen, allem Anscheine nach mit völligem Erfolg. Die bedeutendsten Gelehrten (s. Oppert. Z. d. d. m. G. XXX. 1.) halten die Sprache der zweiten Abtheilung für medisch, was in der That den Verhältnissen ganz zu entsprechen

scheint. Wenn nun Herodot (VII. 62) sagt, die Meder hätten früher Arier geheissen, und wenn alle oder die meisten der uns überlieferten medischen Namen arisch sind, so scheint doch hier ganz entschieden einer der vielen Fälle vorzuliegen, in denen eine Minderheit von Eroberern von der Mehrheit der Unterjochten absorbirt wird und sogar die Sprache der Letztern adoptirt.

Nun giebt es aber ein lebendiges Zeugniss für eine solche Urbevölkerung, das stärker spricht, als die Sprache der zweiten Reihe: es ist dies die physische Beschaffenheit der heutigen Perser. Sie haben dunkle Haare, Augen, Haut, sind aber nicht so dunkel wie die Mongolen, d. h. sie tragen alle Merkmale von Mischlingen an sich, wozu ich auch vorzüglich den üppigen Bartwuchs rechne.

In Persien selbst findet man heute, so viel ich sehen kann, den alten arischen Typus gar nicht mehr; wohl aber bewahren die Gebirge ringsum denselben, wie Osseten, Kurden, Afghanen und die so merkwürdigen Kafirs oder Siahposch beweisen. Diese sind ein wunderbares Völkchen am Südabhang des Hindukusch, an Zuflüssen des Indus wohnend. Tapfer haben sie alle Eindringlinge von ihren Thälern abzuhalten gewusst. Ihr Land trägt nur wenig Getreide, aber fruchtbare Bergweiden ernähren zahllose Heerden von Schafen und Rindern, und an den Abhängen trägt der Weinstock reichlich. Sie bereiten Wein, den sie bei festlichen Gelegenheiten aus grossen silbernen Gefässen trinken, um mächtige eichene Tafeln sitzend. Sie und ihre neuerdings von Leitner studirten Nachbarn, die Dardas, haben oft blaue Augen und hellbraunes oder blondes Haar und ganz europäische Züge.

Ich will auch noch anführen, dass bei den Alten der stattliche Wuchs der persischen Frauen besonders erwähnt wird; heute zeigt sich dieser nicht mehr, da Klima und fortgesetzte Mischung mit Mongolen ihn haben verschwinden lassen. Der Teint der Perser ist durch dieselbe Ursache so dunkel geworden, dass Vambery sagt, die an Persien grenzenden Turkmenen seien durch Vermischung mit Per-

sern viel dunkler geworden als ihre nördlicher wohnenden Stammgenossen.

Ausserhalb der politischen Grenzen Persiens, in Centralasien, finden sich zwei Menschenklassen weit verbreitet, die wir hier erwähnen müssen: die Tadschiks und Sarten. Die erstern sind in jeder Beziehung, in Aussehen und Sprache Perser, während die letztern einer nochmaligen Mischung der Perser mit Tataren ihr Dasein verdanken, ihr arisches Blut noch mehr mit Mongolenblut verdickt haben. Dies zeigt sich in ihrem Aussehen; sie sind kleiner als die Tadschiks, haben vollere runde Formen, mässige Bärte, selten blondes, öfters rothes Haar, was sich überhaupt oft bei Mischlingen von Blonden und Dunkeln einstellt. Die Sarten haben die Sprache ihrer Turkmütter, aber vielfach mit eranischen Elementen durchsetzt.

Iran ist ein trockenes und heisses Land, das der Natur der einwandernden Arier nicht so zusagte, wie ihre alte Heimath, ein Umstand, der den Ureinwohnern einen grossen Vortheil über dieselben gab. Grosse Wüsten durchziehen das Land, Ackerbau ist nur mit Bewässerung möglich. Da diese nicht überall thunlich ist, so sehen wir grosse Theile des Landes gar nicht angebaut, andere sehr wenig, die Bevölkerung daher dünn und unzusammenhängend, was einen entschieden nachtheiligen Einfluss auf ihre Entwickelung ausüben musste. Das alte Stammleben wurde fortgesetzt, manche Bereicherung unstreitig erfahrend durch Aneignung der Kenntnisse der Eingeborenen in Ackerbau, Obstbau, Viehzucht: Kameele und Esel kommen zu den alten gezähmten Thieren der Arier. Die Eingebornen wurden unstreitig zu Sklaven gemacht, so dass zunächst eine gewisse Blüthe herbeigeführt, aber eben so sicher der Untergang des Volkes vorbereitet wurde.

Es ist eine wohlbegründete Vermuthung Rawlinson's, dass der Feuerdienst der Iranier der Urbevölkerung angehöre und von dieser übernommen sei; die brennenden Erdölquellen mochten leicht Veranlassung zu solchem Cultus bieten. Neuerdings sucht Spiegel, der fleissigste

Forscher iranischer Geschichte, westliche semitische und östliche buddhistische Einflüsse auf die Religion der Iranier nachzuweisen. Die gründlichsten Untersuchungen sind nicht im Stande gewesen, Zarathustra (Zoroaster) als historische Persönlichkeit nachzuweisen. Wohl aber trägt sein Bild Züge, die sowohl an die hebräischen Propheten als an Sakyamuni (Buddha) erinnern. Zu den erstern rechnen wir seine Unterredungen mit der Gottheit und die förmliche Mission, welche er von dieser erhält. An Sakyamuni erinnert, dass er aus königlichem Stamm sein soll, und dass er sein Lehramt im 30. Jahr antritt, nachdem er schon als Kind wunderbare Proben abgelegt hat. Wenn man früher geneigt war, Züge der Genesis aus dem Zendavesta entlehnt zu glauben, so nimmt man jetzt vielmehr an, dass beide aus uralten assyrisch-babylonischen Quellen schöpften, und deswegen manchmal sich ähneln.

So bliebe denn als unzweifelhaftes iranisches Erzeugniss nur die religiöse Speculation des starren Dualismus zwischen Gutem und Bösem, zwischen der Welt des Ormuz und der des Ahriman. Man hat nicht mit Unrecht die physischen und ethnographischen Gegensätze Irans zur Erklärung dieses Dualismus herbeigezogen. Hier dürre gluthverzehrte Wüsten, daneben wohlbewässerte, kühle Berglandschaften; sengende Hitze des Sommers und bittere Kälte des Winters in Folge des excessiven Continentalklimas; Arier und Nichtarier, Iranier und Turanier in ewigem Kampf! Nur eine kampfbewegte streitbare Race konnte der Speculation des Dualismus das Dasein geben.

Vergleicht man die Religion des Zendavesta mit der der Vedas, so ergiebt sich, dass die letzteren uns eine ältere Gestalt der Religion zeigen, während das erstere uns eine spätere, in manchen Stücken veränderte weist. Wie es nun bei solchen Wandlungen zu gehen pflegt, so ist es auch hier: gefeierte Gottheiten einer früheren Periode erhalten ihren Platz unter den bösen Geistern einer spätern angewiesen.

In der Religionsgeschichte Irans spiegelt sich wunderbar die Configuration des Landes wieder, das eines Cen-

trums entbehrt, von dem aus das Ganze zu beherrschen wäre. Nur in den Randgebirgen, in Medien und der Persis finden sich gute Positionen, aber sie sind nach Aussen gelegen, excentrisch, und können nie auf die Dauer dem Zweck entsprechen: überall ist fremdem Einfluss Thor und Thür geöffnet. Wir sehen starken semitischen Einfluss in ältesten Zeiten, der endlich in veränderter Gestalt, als Islam, sich des Volkes bemächtigt. Vielleicht ist es auf die starke Beimischung arischen Blutes zu schieben, dass die Iranier heute noch sich innerhalb des Islam als Schiiten absondern.

Was wir von dem sittlichen Leben der alten Iranier wissen, zeigt genug Spuren alter arischer Tüchtigkeit. Es ist mir unbegreiflich, wie Spiegel aus der Einschärfung der Wahrhaftigkeit im Avesta schliessen kann, die alten Iranier seien verlogen gewesen. Ihre jetzigen Nachkommen sind es gewiss, aber die Vorfahren hielten die Wahrhaftigkeit über Alles hoch. Wenn man aus der öftern Ermahnung zu ihr auf ihre Abwesenheit schliessen wollte, so müsste man auch annehmen, die Perser seien schlechte Reiter und Bogenschützen gewesen, da bekanntlich das Hauptgewicht der Erziehung auf Reiten, Bogenschiessen und Wahrheitreden gelegt wurde.

Die Haremswirthschaft des Hofes drang vom semitischen Babylon und Assyrien in Medien ein, von da in Persien, und hatte natürlich ihren reichlichen Theil an der Corruption des nationalen Lebens.

Der westliche Theil Irans war Jahrhunderte lang Assyrien unterthan und empfing von dort grössere Anschauungen des politischen Lebens, das bis dahin bei den Ariern wohl noch nie über Stammverhältnisse hinausgegangen war. Bei abnehmender Macht des alternden Assyriens fühlten die Meder die Kraft in sich, sich unabhängig zu machen und ihre Herrschaft über ganz Iran auszubreiten. Als auch sie altern, erheben sich ihre arischen Stammgenossen in der Persis und reissen die Hegemonie Irans an sich. Alles Land im Osten bis an den Indus wird unterthan, ebenso

sind es die alten semitischen Reiche im Thal des Tigris und Euphrat; ganz Kleinasien gehorcht dem persischen Grosskönig, und selbst Aegypten wird zeitweilig unterjocht.

Alle Macht des Reiches ist jedoch nicht im Stande, die offene Seite im Nordosten gehörig zu bewachen. Von dorther stürmen die alten unversöhnlichen Feinde auf ihren Rossen ohne Unterlass heran, verderbenbringend: Turan ist die nie versiechende Quelle aller Leiden für Iran. Nur fasse man den Gegensatz nicht rein ethnologisch, Arier gegen Mongolen, denn unter den Turaniern gab es sehr viele arische Elemente, die sich mongolisirt hatten, während, wie wir oben sahen, Iran eine zahlreiche Urbevölkerung nichtarischen Stammes in sich schloss. Es waren vielmehr in der Hauptsache die Gegensätze des sesshaften Lebens und des Nomadenlebens, die sich bekämpften und allerdings auch ethnologisch gefärbt waren: die Arier zeigen stets Neigung zu sesshaftem Leben, während die Mongolen inveterirte Nomaden sind.

Wohl wehrt man sich tapfer, wann hätten das Arier nicht gethan, aber es ist das Fatum Irans, sich in diesen ewigen wilden Fehden zu verbluten. Die Iranier nennen jene wilden Reitervölker des Nordostens Saken; Skythen dürfte nur eine andere Form des Wortes sein, vielleicht entstanden aus *Σακάϑης*, wie Rawlinson will.

Die nationalen Dynastieen konnten Iran nicht retten, wir sahen schliesslich sogar eine turkmenische Dynastie den Thron besteigen. So endete der mehrtausendjährige Kampf zwischen Iran und Turan mit dem Sieg des letztern; Iran behauptet gegen den Sieger nichts als seine Sprache. Freilich mag leicht eine neue arische Welle von Norden diese Verhältnisse gründlich ändern.

So mächtige Kämpfe wie die zwischen Iran und Turan fanden ihren Widerhall in der eigenthümlichen Poesie der Arier, dem Epos. Das nationale Heldenbuch Firdusi's ist ein würdiges Glied in der Kette der arischen Epen, in welchen das prächtige Heldenthum dieses grossen Stammes seine poetische Verklärung findet.

Capitel XV.

Die Inder.

Indien ist verhängnissvoll, wenn nicht für die Arier, so doch jedenfalls für die arische Theorie. Als vor hundert Jahren das einst dort gesprochene Sanskrit in Europa bekannt wurde, gab es die Veranlassung zur Erkennung des Zusammenhanges der indogermanischen Sprachen, zur Entdeckung des indogermanischen Sprachstammes, dessen älteste Sprachform es bewahrt. Aber so gewaltig war der Eindruck, den dieses äusserste südöstliche Glied der Gruppe machte, dass es das Centrum der Gruppe in der Theorie ganz nahe zu sich zog, und dadurch das Aussehen derselben verzerrte und entstellte. Man schloss die Augen für den so grossen Unterschied der physischen Beschaffenheit der Hindus und der europäischen Arier, den doch D'Omalius d'Halloy oft warnend hervorhob, und folgte der Sprache allein.

Hören wir die grosse Autorität über Indien, Lassen, der I. 408 seines Werkes Folgendes sagt: „Die arischen Inder gehören zur kaukasischen Race vermöge ihrer Sprache und ihres physischen Typus; ihre dunklere Hautfarbe erreicht nicht einen solchen Grad von Schwärze, dass wir sie nicht aus Einwirkungen klimatischer Verhältnisse herleiten könnten. Die kaukasische Race nimmt durch Mischung und durch fortwährende Wirkung eines heissen Klimas leicht schwarze Schattirungen an.“ Dies ist die früher gäng und gäbe Ansicht, für die wir den Philologen kaum verantwortlich machen können. Nur mache ich auf den Widerspruch aufmerksam, den Lassen's Behauptungen enthalten. Zuerst sagt derselbe kühn, freilich ohne irgend einen Grund für seine Behauptung unter den Füssen: „Ihre dunklere Hautfarbe erreicht nicht einen solchen Grad von Schwärze, dass wir sie nicht aus Einwirkungen klimatischer

Einflüsse herleiten könnten." Also hier thun es die klimatischen Einflüsse allein! Im nächsten Satz heisst es aber: „Die kaukasische Race nimmt durch Mischung und durch fortwährende Wirkung eines heissen Klimas leicht schwarze Schattirungen an." Hier wird die einzige wahre Ursache der dunkeln Schattirung im Verein mit der falschen genannt, offenbar weil Lassen fühlte, dass das, was er zuerst gesagt hatte: „Klima allein thut es," nicht begründet sei.

Es ist hier am Ort, auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der in hohem Grade zur Aenderung des Typus der sanskritredenden Bevölkerung Indiens beigetragen haben muss. Das subtropische Klima Indiens musste schädlich auf die von Norden kommenden Eroberer wirken, vorzüglich musste eine grosse Sterblichkeit unter den Kindern herrschen. Heute können die neuen Eroberer Indiens, die Engländer, so gut wie keine Kinder in Indien gross ziehen; sie schicken deshalb diese vom dritten bis siebzehnten Jahre nach kühleren Ländern. Trotz dieser Vorsicht giebt es in Indien, wie mir eine intelligente Dame mittheilt, welche als Gattin eines englischen Beamten lange dort lebte, keine dritte Generation von rein nordeuropäischer Abkunft. Diese hochwichtige Thatsache empfehle ich allen denen ganz besonders zur Beachtung, welche uns noch heute von Ariern in Indien so viel erzählen. Diese Verhältnisse treffen jedoch nur zu bei Kindern reiner arischer Race: Kinder, deren Väter blonde Arier, deren Mütter Eingeborne sind, haben viel mehr Aussicht leben zu bleiben. Wie es heute ist, war es vor Jahrtausenden: das subtropische Klima Indiens decimirte schnell die Reihen der Eroberer reinen arischen Blutes, und verschaffte den Mischlingen Platz.

In keinem Lande mit arischer Sprache ist heute der alte physische Typus der Arier mehr geschwunden, als in Indien, woraus wir auf grosse Entfernung vom Verbreitungscentrum und auf numerisch geringe Einwanderung der Arier mit gutem Fug schliessen. Wohl sind die heutigen

Sprachen Indiens in der Mehrheit arisch, aber das Volk ist es physisch nicht mehr. Schlage man doch die vier Bände photographischer Bilder der Eingebornen auf, welche die indische Regierung vor einigen Jahren herausgegeben hat, und man wird nichts finden als schlichthaarige Neger und Mulatten!

Wie könnte es aber auch anders sein, da doch die Arier schon stark gemischt mit allophylen Bestandtheilen am Indus einst ankamen. In Indien selbst trafen sie aber eine ihnen numerisch unendlich überlegene Bevölkerung. Subtropische Länder mit reicher Bewässerung pflegen in der Regel eine zahlreiche Bevölkerung zu besitzen, da der überreiche Boden eine solche leicht zu ernähren vermag. In der dunkeln Bevölkerung, welche die Arier in Indien antrafen, glaubt man nach physischer Bildung und Sprache zwei verschiedene Strata unterscheiden zu können. Das älteste Stratum bilden die Gonds, Bils und andere Stämme in den Bergen und Sümpfen Indiens. Dahin wurden diese getrieben durch dravidische Eroberer, die einst über den Himalaja herabkamen, jetzt noch in Madras wohnen mit eigenthümlicher Sprache, dem Tamil und seinen Geschwistern.

Man setzt die Ankunft der Arier am Indus in die Zeit um 1500 v. Ch., von wo aus dieselben langsam sich des Landes bemächtigten, sich zum Theil der Ureinwohner, des Fürsten Hanuman „Affen“, gegen deren dravidische Herren als Bundesgenossen bedienend. Im Epos Ramayana haben wir einen poetischen Bericht der Eroberung des Dekkan und Ceylons durch die Arier, also einer verhältnissmässig späten Begebenheit; alles Frühere lässt sich nur aus den Verhältnissen erschliessen. Die Eroberung eines so grossen und so viele Hindernisse darbietenden Landes war natürlich das Werk von Jahrhunderten.

Am Indus sassen kleine arische Stämme, unter Stammeshäuptlingen eine selbstständige Existenz nebeneinander behauptend. Heerden von Rindern und Rossen sind ihr Reich-

thum, diese erflehen sie sich von ihren Göttern unter Versprechung von Gegengeschenken. Sie wollen Pferde opfern, sie wollen den Saft der Somapflanze darbringen, den sie selber so lieben, denn „mit Molken, Gerstenmehl und einer wildwachsenden Kornart gemischt und gährend gemacht, bewirkt er eine starke berauschende Aufregung, er giebt Nahrung, Gesundheit, Schutz und Unsterblichkeit!" „Durch deine Führung," heisst es in den Vedas, „haben unsere muthigen Väter unter den Göttern Schätze erlangt." Es ist im höchsten Grad charakteristisch für die Arier, dass sie stets darauf aus sind, berauschende Substanzen aufzufinden und zu geniessen. Die Arier in Iran und Indien benutzen dafür die Somapflanze, während ihre fernwohnenden Vettern in Skandinavien, die Berserker, den Fliegenschwamm essen und in dem dadurch erzeugten Rausch ihre Heldenthaten vollbringen. (Siehe darüber Schübeler, die Pflanzen Norwegens.) Das Hirtenleben erfüllt ihr ganzes Dasein; die Sprache entnimmt diesem Leben Ausdrücke, welche im Laufe der Zeit eine abstractere geistige Bedeutung erhalten. *Gopa* heisst erst Kuhhirt, dann bedeutet es Fürst; *gotra* ist Geschlecht der Kühe und Stammbaum; *gokara* Kuhweide und Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung; *goshtha* Kuhhürde, Versammlung, unterhaltendes Gespräch; *gavishti* Begehren nach Kühen, Kampf.

Im Lauf der Zeit bilden sich folgende vier Stände in Indien aus. Zuerst die Priester, Brahmanen, Inhaber alles Wissens; dann die Krieger, Kschatryas, aus denen die Könige hervorgehen; drittens die Gemeinfreien, Vaisyas. Alle diese drei Stände sind Arier, oder werden doch als solche angesehen; sie heissen als solche *dviga*, zweimal geboren. Der vierte Stand sind die Sudras, die alten „schwarzen, langhaarigen" Ureinwohner am Indus, deren Name dann auf alle Eingebornen übergeht, die in den indischen Staat aufgenommen werden. Diese Stände oder Kasten werden im Sanskrit *varna* genannt, was Farbe heisst, ein neuer Beweis für die ethnographische Verschiedenheit der Inder.

Vom Indus finden die Eroberer ihren Weg in das Gangesthal, das sie sich nach und nach ganz unterwerfen, und in welchem die höchste Blüthe indischen Lebens sich entfaltet, während das Indusland immer mehr zurücktritt als Land der Unreinen und Rohen. Dort am Ganges zwischen 25—30° nördlicher Breite liegt Madhja deça, media terra, das innerste Kernland Indiens, der lieblichste Aufenthalt, das Mutterland aller indischen Cultur, während weiter nach dem Indus zu, an dem Sarasvati Brahmavarta war, das alte Musterland indischer Verfassung. Das wahre Land der Arier erstreckt sich, wie es in Manu's Gesetzbuch heisst, am Ganges so weit wie die schwarze Gazelle geht, so weit das Hügelland reicht; Bengalen ist also ausgeschlossen. Im Himalaja bildet der Fluss Kali nach Lassen, dessen Werk ich alle die hier angeführten ethnologischen Data entnehme, eine bemerkenswerthe Scheidelinie der Bevölkerung: westlich sogenannte Arier, östlich Urbewohner; neben den Hindus, den Khaça, wohnen die Ravat oder Ragi, bis auf wenige Familien zusammengeschmolzen. Sie sind von sehr schwarzer Hautfarbe, mit krausem beinah wollenartigem Haar, und mit eigenthümlicher nicht sanskritischer Sprache; sie betrachten sich als Ureinwohner.

Im Westen haben die Brahui von Balukistan statt der schlanken Gestalt, des langen Gesichts, und der scharf hervortretenden Gesichtszüge ihrer Landesgenossen kurze dicke Knochen, runde Gesichter und flache Lineamente. Sie halten sich selber für die Urbewohner ihres Hochlandes. Die Sprache, obwohl überwuchert von fremden Bestandtheilen, zeigt Verwandtschaft mit den dekhanischen. Die schwarze Farbe dieser Stämme fällt besonders auf.

Die grösste Masse des eingebornen Elementes begegnet uns jedoch im Süden des Ganges, in der Vindhjakette und dem Dekhan. Hören wir Lassen darüber: „Nach dem Dekhan kamen die Arier in schwacher Anzahl als bekehrende und bildende Ansiedler: sie konnten ihre Bildung, nicht ihre Sprache verbreiten. Im Dekhan finden wir mit einigen nicht zahlreichen Ausnahmen arische Religion und

arisches Gesetz eingeführt, die Sprache aber, obwohl mit arischen Bereicherungen stark versetzt, doch in Formen und den ursprünglichsten Wörtern erhalten und eigenthümlich. Im Vindhja dagegen ist, wo die Sprache erhalten, wie bei den Gonda, Kanda, Paharia, nichts oder sehr einzelnes von arischer Bildung wahrzunehmen." Dies sind also die Nachkommen und Vettern der „Affen", der Unterthanen des Königs Hanuman im Epos. Die Bewohner Guzerats sind dunkler als manche andere; zwei Drittel von ihnen sind Koli, alte Ureinwohner. Ebenso werden die Bewohner Bengalens als klein, schwächlich, furchtsam und schwarz geschildert; die des Dekhan als klein und schwarz, während die Hindustani, die Bewohner des mittleren Gangeslandes „gross, rüstig, kriegerisch und hellfarbig sind", d. h. mehr arisches Blut in ihren Adern haben, als die andern.

Eine solche Fluth von Thatsachen sollte doch wohl stark genug sein, die alten Irrthümer über die Inder hinwegzuschwemmen, und sie der modernen Wissenschaft als das erscheinen zu lassen, was sie sind: Neger und Mulatten, die sich die herrliche Sprache einiger Vorfahren väterlicherseits zu erhalten wussten. Subtropische Natur hat in Indien leiblich und geistig die arische Art überwuchert und in ihrer Fülle erstickt.

Man überschätzt gewöhnlich das Alter der indischen Cultur, das sich nicht mit dem der babylonischen, ägyptischen, chinesischen messen kann; ihre höchste Blüthe scheint kurz vor Alexander d. G. gewesen zu sein; und ebenso traut man ihr zu viel Originalität zu. Eine wichtige Frage in dieser Beziehung ist die nach dem Ursprung des Sanskritalphabets, das man aus überzeugenden Gründen ebenfalls vom phönikischen herzuleiten genöthigt ist.

Capitel XVI.

Thraker, Pelasger, Hellenen, Armenier.

Die östlich um das Schwarze Meer ziehenden Arier erreichten den Kaukasus, und durch dessen Pforten Iran und endlich Indien, wo die letzten leisen Wellen der arischen Fluth, wie wir eben sahen, im dunkeln Völkermeer aufhörten. Die westlich um das Schwarze Meer ziehenden Arier kamen zum Ausfluss der Donau, die sie begierig hinaufgingen, wie Fische zur Laichzeit die Ströme hinaufziehen. Dort, in den fruchtbaren Ebenen der untern Donau haben sie viele Jahrhunderte gehaust, von dort sind sie über den Hämus vorgedrungen, haben die Hämushalbinsel mit ihren Stämmen erfüllt, sind endlich von dort über den Bosporus nach Kleinasien gegangen.

Hören wir zunächst historische Zeugnisse über eine Wanderung arischer Stämme von Europa nach Kleinasien, wie sie Cuno (Die Skythen S. 268 ff.) zusammengestellt hat. Homer nennt unter den Verbündeten der Troer die Traker am Hellespont, die westlich von ihnen wohnenden Kikonen am Hebros, die Paeonen am Axios; neben ihnen die Paphlagonier und Eneter, die Myser und Phryger, die Maeonier oder Lyder. Thraker, sagt Eustathios, wohnten nicht blos in Europa, sondern auch in Asien, denn nach Arrian wanderten zugleich mit Phrygern und Mysern auch Thraker aus Europa nach Asien, vertrieben die Kimmerier aus Bithynien und nahmen dieses Land in Besitz. Schon Xanthos, der Lyder, welcher ungefähr ein Menschenalter vor Herodot schrieb, hatte überliefert, dass zur Zeit des trojanischen Krieges Phryger aus Europa und den nordpontinischen Ländern in Asien eingewandert seien (Strabo 680). Herodot berichtet dasselbe (VII. 73): einst sollen die Phryger Nachbarn der Makedonier gewesen sein, in Europa hätten sie Briger geheissen, in Asien aber ihren Namen geändert. Von den Phrygern, meldet Herodot

weiter, sind die Armenier ausgegangen. Dasselbe meldet der 50 Jahre jüngere Eudoxos von Knidos, der auch die grosse Aehnlichkeit beider Sprachen erwähnt; Herodot sagt, die Armenier hätten gleiche Waffen mit den Phrygern. Die Bithynier hatten eine alte Ueberlieferung, nach welcher die Heimath ihrer Vorfahren einst am Strymon gewesen wäre. Herodot nennt dieselben einmal (I. 28) geradezu Thraker, und redet auch sonst noch von Thrakern in Asien (III. 90). Plinius sagt V. 145: „Sunt auctores transisse ex Europa Moesos et Brygos et Thynos, a quibus appellentur Mysi, Phryges, Bithyni.“ Strabo spricht öfters von thrakischen Wanderungen nach Kleinasien.

Angesichts solcher Zeugnisse muss doch wohl jeder Zweifel an Wanderungen arischer Stämme von Europa nach Asien über die Propontis verstummen. Nun erklärt sich auch leicht und ungezwungen Asia = Aria; das von Thrakien aus durch Arier eroberte und colonisirte Lydien wurde zuerst so genannt mit Wechsel zwischen r und s, wie so oft in den arischen Sprachen, und im Lauf der Zeiten dehnte sich der Name immer weiter aus, zuletzt auf den ganzen ungeheuren Continent: das Land erhielt den Namen von dem eingewanderten Volk, nicht trug umgekehrt das Volk den Namen der alten Heimath.

Von der untern Donau aus nahmen noch andere arische Wanderungen ihren Anfang. Die Hellenen erreichten von hier aus ihre Wohnsitze, wie schon Heyne vor hundert Jahren vermuthete, in seiner Abhandlung: „Suspiciones de Graecorum origine a septentrionali plaga repetenda.“ Vor ihm hatte Leibnitz auf Skythien als Ausgangspunkt der griechischen Wanderung gedeutet. Ebenso sagt Jacob Grimm, Gesch. d. d. Sprache, S. 804: „Auch die Griechen rückten aus Nordosten südwestwärts in ihre Heimath; sie müssen am Schwarzen Meer her durch Thrakien, Makedonien, Thessalien, Böotien nach dem Isthmus und Peloponnes eingerückt sein.“

Wie wenig die Ansichten solcher Männer bei uns beachtet sind, beweist jede griechische Geschichte, in welcher

die asiatische Herkunft der Griechen ohne Weiteres als Dogma behauptet wird. Curtius z. B. fängt seine griechische Geschichte statt einer Untersuchung dieser Frage mit einem lyrischen Erguss über Identität von Luft und Landschaft auf beiden Seiten des Aegäischen Meeres an, woraus ihm die Wanderung der Hellenen aus Kleinasien nach Griechenland folgt.

In dem Artikel „Indogermanischer Sprachstamm“, in Ersch und Gruber's Encyklopädie, sagt Pott auf S. 64: „Adelung im Mithridates v. II. S. 339 tischt uns einen thracisch-pelasgisch-griechischen Sprach- und Völkerstamm auf, unter welchem von ihm 1) ein thracisch-illyrischer Hauptstamm a) in Kleinasien, b) in Europa; 2) der pelasgische, 3) der hellenisch-griechische, mit vielen Unterabtheilungen einbegriffen werden.“ Dies ist nun genau die Hypothese, welche ich für wahr halte und zu vertheidigen bereit bin. Pott wendet ein, Adelung sei den Beweis der Verwandtschaft des Illyrischen mit dem Griechischen schuldig geblieben. Seit Pott dies schrieb, haben die schönen Untersuchungen von Hahn und Stier über das Albanesische, den Ueberrest der illyrischen Sprache, stattgefunden, und vielleicht ist Pott in diesem Fall eben so bekehrt worden, wie es ihm ja in der Frage des Keltischen erging, das auch nach ihm keine arische Sprache sein sollte. Die beiden genannten Forscher haben unzweifelhaft einen arischen Kern des Albanesischen nachgewiesen; ich lasse mich deshalb hier nicht weiter auf das linguistische Moment der Frage ein, sondern ziehe ein physiologisches Argument herbei. Wenn die alten Thraker und Illyrier Arier sind, so müssten sie und ihre Nachkommen auch ganz oder zum Theil blond und blauäugig sein. Dies ist nun der Fall. Die heutigen Albanesen sind ihrer Mehrzahl nach hochblond und blauäugig; wir haben ferner Zeugnisse über das Aussehen der alten Thraker, welche dasselbe bestätigen. Aristoteles und Galen (Ukert 289) geben den Skythen und Thrakern am Pontos schlichtes, weiches und langes

Haar, das röthlichgelb und dünn ist; Galen bemerkt: „Die Kelten, Germanen, Thraker und Skythen haben eine kalte und feuchte Haut, dieselbe ist daher weich, weiss und ohne Haare. (Bei Cuno S. 298.) Wir haben hier also directes Zeugniss für die weisse Haut und das röthlichgelbe Haar der Thraker, die sichern Indicien arischer Abstammung. Auch für die blauen Augen derselben findet sich wenigstens ein indirectes Zeugniss. Clemens von Alexandrien erwähnt, dass die Thraker ihre Götter blond und „blau" bilden, was doch wohl nur heissen kann blond und blauäugig. Die zu den Thrakern zu rechnenden Geten werden immer flavi Getae genannt; und so liessen sich die physiologischen Beweise der arischen Abstammung der Hämusvölker, und somit ihrer Verwandtschaft in's Unendliche vermehren. Pott's Behauptung gegenüber, die von Adelung „aufgetischte" Hypothese lasse sich durch nichts erweisen, sagen wir also, dass Geschichte, Sprache und körperlicher Habitus gleichmässig die Existenz eines thracisch-pelasgisch-griechischen Zweiges der arischen Race beweisen, der sich von der untern Donau bis nach Kleinasien hinein erstreckte.

Wie einfach löst sich das alte Räthsel der Pelasger auf Grund dieser Hypothese! Die Pelasger sind arische Stämme der Hämushalbinsel; ihr Orakel zu Dodona allein, wo im Rauschen der Eichenwipfel die Stimme des Gottes ertönt, spricht laut genug für ihre arische Abkunft. Ihr Name ist von *πάλαι*, ehemals, alt abzuleiten, wie man ja so oft schon vorgeschlagen hat, aber stets unter Widerspruch derer, die kein Auge für das Einfache, Natürliche haben. Aeschylus nennt Pelasgos Paläehthons Sohn (Schutzflehende 250—258). *Παλαίχθων* ist doch offenbar, wie auch Cuno will (l. c. S. 257), „Altland", die Bezeichnung eines Landes, die nur durch späteres Missverständniss zur Bezeichnung eines Mannes wird.

Arische Stämme hatten seit unvordenklicher Zeit das Land auf beiden Seiten des Hämus bis nach Kleinasien

in Besitz genommen, als sich die Hellenen erhoben und zum herrschenden Stamm machten. Die Arkader nennen sich deshalb Prosellenen d. h. Vorhellenen, wie man längst richtig erkannte. Zwei Fälle sind nun möglich: entweder waren die Hellenen ein pelasgischer Stamm, mitten unter den andern wohnend, der sich besonders glücklich entwickelte und, von innerem Kraftgefühl getrieben, die umwohnenden verwandten Völker in immer weitern Kreisen sich unterwarf und ihnen seinen Dialekt aufdrängte, oder die Hellenen waren Arier vom Norden, nie zu den Pelasgern gehörend, die sich ihren Weg durch jene hindurch mit dem Schwert bahnten. Der erste Fall erscheint als der wahrscheinlichere; es wäre dann ein Vorgang, wie er so oft in der Geschichte beobachtet werden kann, z. B. bei den Römern.

Gladstone in seinen homerischen Studien und der Juventus mundi fasst das Verhältniss zwischen Pelasgern und Hellenen genau so auf, wie es hier dargestellt wurde. Dasselbe thut F. v. Löher in seinen vortrefflichen „Griechischen Küstenfahrten". (Beilage der Augsb. Allg. Ztg. 1874.) Freilich ist es nicht die ganze Wahrheit, die von diesen beiden Schriftstellern zur Geltung gebracht wird. Beide wissen keine genügende Erklärung für den grossen Unterschied zwischen arischen Pelasgern und arischen Hellenen, und doch liegt ein Grund wenigstens sehr nahe: es gab auf der Hämushalbinsel eine zahlreiche Urbevölkerung, mit welcher die erste arische Welle, die Pelasger, zusammentrafen und welche sie incorporirten. Gladstone stellt geradezu eine solche vorarische Bevölkerung in Abrede, er sagt S. 32 seiner Juventus mundi: „The relation „between this older (Pelasgi) race and the Hellenic tribes „leads to the conclusion that both were alike derived from „the Arian stem. And there is no reason to believe that „there were any earlier occupants of the Greek, or of the „Italian Peninsula, than the group of tribes that was called „Pelasgian. Neither of these countries presents us with „remains belonging to what is called the stone period

„of the human race, when implements and utensils were „made of that material, and the use of metals was „unknown.“

Gladstone macht uns die Widerlegung leicht; sein Hauptargument ist, dass weder in Griechenland noch in Italien Steinwerkzeuge gefunden würden. Dies ist nun nicht der Fall: im Gegentheil liefert kein Land mehr und schönere Steinwerkzeuge als Italien, wie sich jetzt Gladstone aus dem Bericht über den anthropologischen Congress in Bologna leicht überzeugen kann. Dieser Congress fand erst 1871, also nach Abfassung der zwei Gladstone'schen Schriften statt, aber die Sammlungen von Steinwaffen in Italien existirten damals schon. Griechenland ist bis jetzt weniger durchforscht worden als Italien, aber auch dort findet man Steinwerkzeuge. Schliemann fand in Mycenae einen Steinhammer; Herr v. Dücker legte in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 18. April 1874 (Bericht darüber im Correspondenzblatt der anthropol. Gesellschaft S. 94) griechische Alterthümer vor. Es waren vorzugsweise keilförmige polirte Steinäxte von kleiner zierlicher Form aus Gneis, Diorit, Kieselschiefer und Eisenkiesel; die Fundorte waren Attika und Euboea. Ausserdem befand sich in der Sammlung eine grössere Anzahl von feinen Obsidiansplittern nebst entsprechenden 3 bis 4 Centim. langen Kernen dieses Minerals.

Hierher gehören auch die Funde auf Santorin, wo man unter einer Tuffschicht schön geformte Vasen von sehr bedeutender Grösse fand, welche Getreide und feine Sämereien enthielten, Beweise einer vorgeschrittenen Cultur, die aber nicht eine Spur von Metallgebrauch zeigte.

Nun sind für mich, wie ich in einem früheren Kapitel entwickelte, Steingeräthe, wenigstens geschliffene, kein Beweis mehr für eine vorarische Bevölkerung, da ich solche Geräthe den Ariern selber zuschreibe. Das Obige hatte also den alleinigen Zweck zu zeigen, wie schlecht begründet des von mir sonst hochverehrten Gladstone Ur-

theil in dieser Frage ist. Ich musste um so mehr von Gladstone's Aeusserungen hier Notiz nehmen und dieselben widerlegen, da er ein guter Repräsentant einer Klasse von Gelehrten ist, die, auf den Schriften der Alten fussend, neuere Untersuchungen entweder gar nicht oder viel zu wenig beachten.

Ich führe als Argument für eine vorarische Bevölkerung der Hämushalbinsel das Aussehen ihrer Bewohner an, das sich wohl nicht allzuweit von dem der alten geschichtlichen Bewohner jener Gegenden unterscheiden wird. Die gegenwärtigen Griechen sind in ihrer Mehrheit weit entfernt vom alten arischen Typus, und die alten Griechen hatten unter sich nachweisbar zwei Typen, den arischen, welchem *ξάνθος Μενέλαος* angehörte, und den anarischen mit allen möglichen Mischformen beider Typen. Wo kommt dieser heute vorherrschende Typus her? Die einfachste Annahme ist doch, dass er von einer dunkeln kleinen Urbevölkerung stammt. Mir fällt auf, dass Herr v. Löher, der dem Aussehen der von ihm besuchten Menschen so grosse Aufmerksamkeit widmet, den blonden Typus auf den griechischen Inseln nicht ein einziges Mal beschreibt. Die Pelasger, als erste arische Völkerwelle in jenen Ländern, mischten ihr Blut mit dem der Urbevölkerung, und die aus jener Mischung hervorgegangenen Menschen zeigten deutlich, wie dies ja stets der Fall ist, die Merkmale beider Stammracen, uud wurden deswegen von den Hellenen, den nachrückenden reinen Ariern, nicht mehr für ebenbürtig angesehen. Man erlaube mir statt vieler ein schlagendes Analogon anzuführen, um das Verhältniss ganz klar zu machen. Die Hellenen stellten sich den Pelasgern gegenüber, wie heute in Canada die Schotten und Engländer es mit den französischen habitants thun. Beide sprechen arische Sprachen, aber die einen haben durch Vermischung in ältesten Zeiten in Europa und neuerdings in Amerika viel mehr nichtarisches Blut in sich, als die andern, und werden deshalb nicht für ebenbürtig angesehen, zurückgedrängt, gehen in der stärkeren

Nationalität unter. Man lese in Kohl's vortrefflichem Buch über Canada nach, wie die französischen habitants sich beinah als Autochthonen fühlen den „Europäern" gegenüber, und man wird den Vergleich mit den Pelasgern, den Söhnen „Altlands", genau zutreffend finden.

Wo von Mischung der Typen die Rede ist, vergesse man auch nie den Sklavenhandel als einen der hauptsächlichsten Vermittler. So flucht der Prophet Joel den Phöniziern, weil sie Angehörige des jüdischen Volks den Griechen als Sklaven verkaufen; ein zahlreiches semitisches Element steckt jedenfalls in den Griechen.

Schliemann's Ausgrabungen in Troja, — ja in Troja, trotz des hochfahrenden übelbegründeten Protestes so vieler deutschen Gelehrten, — zeigen übrigens genau wie die Funde auf Santorin eine vorarische Welt mit besser geformten Thongeschirren, begraben unter einer arischen Schicht mit schlechter gearbeiteten Gefässen. Die kriegerischen wilden Arier mit ihren Stein- und Eisenwaffen zerbrechen jene friedliche Cultur wie deren Gefässe, und setzen zunächst an deren Stelle ihre roheren Formen, bis allmälig eine Verschmelzung der Racen wie ihrer Culturformen, unter Einfluss der Semiten, ein drittes Höheres hervorbringt.

Da ich mich durch die Erwähnung Trojas in Kleinasien befinde, so will ich, ehe ich mich völlig auf die Betrachtung der Griechen beschränke, Folgendes über ein in den uns hier beschäftigenden Kreis gehöriges Volk mittheilen. Es scheint, dass wir die Armenier zu den Ariern rechnen müssen, welche über den Bosporus nach Asien gelangten. In No. 6. des Auslands von 1872 sagt Prof. Justi, Patkanof und Lenormant benutzend: die griechischen Schriftsteller leiten die Armenier aus Phrygien her, aber Herodot kennt dieselben nur im westlichen Theil des Landes; in dem grösseren Theil von Grossarmenien wohnen Kolcher, Alarodier, Saspeiren und Matiener. Die Alarodier scheinen Urardi Araratier zu sein, was aber vom Namen einer Provinz hergenommen ist, der Berg heisst Masis. Um das 7. oder 6. Jahrhundert v. Ch. beginnt

die von Westen her erfolgende Einwanderung des armenischen Volkes, welches die alte Bevölkerung theils in sich aufnahm, theils in die nördlichen Gegenden verdrängte. Unter den Armeniern war das Geschlecht des Hai(k) herrschend; die Inschriften von Wan, vor dem 7. Jahrhundert geschrieben, sind nicht arisch. Herodot kennt die eigentlichen Armenier am oberen Euphrat in der Nähe der Phrygier. Die armenische Sprache ist jetzt deutlich als arisch erkannt worden, aber wie es bei einem letzten Ausläufer nicht anders zu erwarten ist, ist dieselbe in Lauten und Formen geschwächt und zerbröckelt, so dass ihre Anerkennung als arische Sprache grossen Schwierigkeiten begegnete.

Nun zurück zu den Griechen. Wir sehen also dieses Volk hervorgehen aus einer Vereinigung der Pelasger und Hellenen. Vielleicht thun wir einen Blick in die ferne Vorzeit dieses Volkes, wenn wir um Dodona, das uralte arische Heiligthum herum, die Helli oder Selli wohnen sehen, deren Land Hellopia heisst, d. h. Land der Helli (γῆ δὲ Ἀπία auf Skythisch, Herodot IV. 59). Dies sind, die später Hellenen heissen, und wahrscheinlich von hier zu ihren Eroberungen auszogen. Man könnte für diese Ansicht noch anführen, dass die Helli auch Graeci heissen, und dass die italischen Völker diesen Namen auf die Griechen anwandten, nicht wie man bisher allgemein annahm, weil die Graeci ihnen zunächst wohnten, also aus demselben Grunde aus welchem die Franzosen die Deutschen Allemands nennen, sondern weil die Italer die Graeci als Eroberer des ganzen Landes kannten; Graeci wäre also ganz parallel dem Namen Hellenen, und nicht pars pro toto.

Zu den beiden Elementen, dem pelasgischen und hellenischen, gesellte sich ein drittes: das thrakische. Die Pelasger waren Hirten, Ackerbauer, einem friedlichen, sesshaften Leben zugeneigt, während die Hellenen den reinen Typus der kriegerischen Arier zeigen, kühn, gewaltsam, unternehmend, roh sind. Hören wir Bernhardy über die

Thraker (Grundriss der griechischen Literatur S. 197—99): „Weit klarer, aber auch einseitiger ist auf einem mässigen geographischen Raume die Wirksamkeit der Thraker hervorgetreten, von denen fast die ersten Einrichtungen der Humanität und einer milderen Lebensart ausgingen. Sie erscheinen als ein gesangreiches Volk, das mit Formen einer Gottesverehrung und heiligen Namen begann; sie haben sogar bestimmte Persönlichkeiten aufzuweisen, welche fast für historische gelten, aber diesen Einzelnamen wurde früh das undurchsichtige Gepräge von Symbolen aufgedrückt." Wir hören von Thamyris, einem berühmten öffentlichen Sänger, von Orpheus und Eumolpus, welcher letztere eine Bedeutung in den eleusinischen Weihen hatte. „Vom Panganus herab — — zogen Thraker in das Thal Pierien, und bildeten dort, gleichsam als Vermittler zwischen der Heimath und dem künftigen Hellas, im Ausgangspunkte der griechischen Länder zuerst das religiöse Lied, den enthusiastischen Ton des Naturgesanges, der einen leidenschaftlichen Reigen begleiten und weihen mochte. Hochgebirge mit ihren Quellen und Wäldern, durch die leuchtenden Namen Pindus, Olympus, Pimplea, Libethron verewigt, waren die Stätten jener Musik und nährten sie mit begeisternder Kraft; Vorsteherinnen derselben hiessen die drei Gottheiten des Gedächtnisses, der Uebung und des Gesanges, Musen genannt, ihre Schützlinge aber oder Söhne die priesterlichen Sänger. — — Dann nahm ein thrakischer Zug in Phokis rings um den Parnassus seinen Platz, und gab der Orakelstätte von Delphi, ihrer natürlichen Anlage gemäss, vielleicht die erste Richtung auf einen künftigen poetisch-religiösen Beruf; er drang ferner bis an den Helikon und den böotischen Flecken Thespiä vor, in Gegenden, wo die lebendigsten Ueberlieferungen, Mythen, musische Culte, Namen von Ortschaften, von Höhen und Gewässern an uralten Pierischen Einfluss erinnern. Als äusserster Wohnsitz der Thraker ist der Winkel um Eleusis bezeugt. Die Weihen und Mysterien der Demeter (θεσμοφόρος) und des gesetz-

gebenden Triptolemus gelten unbestritten als Stiftung der Thrakischen Eumolpiden, namentlich des Musäus: indem dort die priesterlichen Weihen an Werke und Symbole des Ackerbaues anknüpfen, konnten sie im Stillen die schlichten Gebote der Sittlichkeit und des gesetzlichen Lebens aussäen.“

So hätten wir nun drei verschiedene Volkselemente als Wurzeln des griechischen Lebens erkannt: die Pelasger, Hellenen, Thraker, den Nährstand, Wehrstand, Lehrstand Griechenlands. Dieses dreigetheilte Volksleben trieb eine Blüthe, welche sich gegen Südosten öffnete, dem Licht entgegen, um sich vom Blüthenstaub aller vorhergegangenen Culturen des Orients befruchten zu lassen. Nur durch diese Befruchtung von Aussen wurde es möglich, dass Griechenland jene Früchte in Politik, Kunst und Wissenschaft zeitigte, welche der Menschheit als *κτῆμα ἐς ἀεί*, als Besitz für immer angehören.

Nicht gleichmässig und überall war die Vermischung und Befruchtung vor sich gegangen, daher die grossen Unterschiede und Gegensätze zwischen den verschiedenen Stämmen. Die Dorer zeigen uns mehr den rein arischen Stamm, der in Sparta eine wahre Kasernenwirthschaft mit ihrer schwarzen Suppe einrichtet und einen Leonidas mit seinen Gefährten hervorbringt, während die Ionier andrerseits mehr Blut der Ureinwohner in sich haben, sie werden ausdrücklich Pelasger genannt, und sich auch viel mehr den fremden orientalischen Einflüssen hingeben, deswegen auch das Edelste in Kunst und Wissenschaft hervorbringen. Vicomte de Rougé beweist aus einer Inschrift von Karnak, dass Aegypten zur Zeit seiner höchsten Blüthe auch zur See mächtig war, und sich eines Theils der griechischen Inseln und des griechischen Festlandes bemächtigt hatte. Die Phönizier werden das Hauptelement dieser ägyptischen Seemacht aller Vermuthung nach gewesen sein, und dadurch fände der phönizische Colonist Kadmus und der Stadtname Theben seine natürliche Erklärung. Gladstone will auch in Marathon einen semitischen Namen sehn.

Erst vor kurzer Zeit haben sich zwei competente Zeugen über die Bedeutung des orientalischen Einflusses auf Griechenland und damit auf Europa vernehmen lassen, Rawlinson und Max Müller auf dem Congress der Orientalisten in London. Wer noch über diesen Punkt Zweifel hegt, lese ja nach, was Max Müller so wahr darüber sagt. Ohne orientalischen Einfluss war Europa eine traurige umnachtete Halbinsel, und nur durch das Licht aus dem Orient ist seine heutige Cultur geweckt und gross gezogen worden. Ebenso sagt Schelling: „Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem Alles vom Orient her eingepfropft und erst dadurch veredelt werden musste.“

Deswegen sind die Ausgrabungen von Schliemann in Troja und von Cesnola auf Cypern von so weittragender Bedeutung, weil sie uns einen Einblick gestatten in jenen Werdeprocess griechischer oder, was ganz dasselbe ist, europäischer Cultur. Ganz Kleinasien wird uns hierzu wichtige Beiträge liefern, denn dieses Land war von arischen Stämmen in Besitz genommen, die dort mit babylonischer und ägyptischer Cultur bekannt wurden. Seit dieses niedergeschrieben wurde, hat der unvergleichliche Schliemann noch Grösseres vollbracht: *er hat das Grab Agamemnon's mit Agamemnon selber und allen seinen Schätzen gefunden!* Alles darin bestätigt den Satz, dass die ganze ursprüngliche Cultur der Hellenen aus dem Osten stammt; aber noch mehr, es scheint vollkommen wahr, dass auch die angesehnsten Geschlechter derselben, wie z. B. die Pelopiden, Colonisten aus dem Osten waren. Die Sculpturen im Grab Agamemnon's zeigen uns Menschen mit assyrischem Typus, und Schliemann bemerkt über Agamemnon selbst, derselbe habe ein *rundes* Haupt, gerade wie ja auch der von Schliemann in Troja gefundene Schädel eines Kriegers rund ist.

Wie im athenischen Fakellauf der ermüdete Läufer seine Fackel an einen Andern gab, der mit neuen Kräften dem Ziel entgegeneilte, so gab der abgemattete Orient die Fackel menschlicher Cultur in die Hände Griechenlands,

das mit derselben rasch dem Ziel sich näherte, seine Vorgänger auf der Bahn weit hinter sich lassend. So wahr es ist, dass Griechenland die Grundlagen aller höhern Cultur vom Osten empfing, eben so wahr ist es auch, dass die höchste Vollendung in jedem einzelnen Zweig der Cultur erst von den arischen Griechen erreicht wurde.

Capitel XVII.

Die Kelten.

Weiter westlich finden wir den mächtigen arischen Stamm der Kelten in Britannien, Irland, Spanien, in Oberitalien und zwischen Alpen und Donau; das Centrum ihrer Macht ist Gallien. Cäsar fand Gallien in drei ethnographisch verschiedene Theile getheilt: Aquitanien, das eigentliche Gallien und Belgien. Von den Bewohnern des zweiten Theiles sagt er: ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur. Die griechische Form *Γαλάται* sieht wie eine Zwischenform aus und spricht für die sprachliche Identität der beiden Formen: gerade wie wir die Formen Vanen, Veneten, Venden haben, so hätten wir Galli, *Γαλάται*, *Κέλται*. Wenn man die nie endenden Verhandlungen der französischen Gelehrten über diesen so einfachen Punkt liest, so kann man sich nicht der Verwunderung enthalten, wie es möglich sei, hinter einer so leicht erklärlichen, so oft vorkommenden Variante eines Namens alle möglichen ethnologischen Geheimnisse zu vermuthen.

Im armorikanischen Dialekt heisst *galluus* oder *gallwy* potens, validus, und es entspräche dem Charakter des Volkes sehr gut, wenn sie sich selber die Mächtigen, Tapferen genannt hätten; das Volk und die bekannten Vögel könnten sonach doch den gemeinsamen Namen „Streithähne“ tragen.

Das Thal der mittleren Donau ist unstreitig als die alte Heimath anzusehen, in der aus Ariern Kelten wurden. Fick in seinem Vergleichenden Wörterbuch der indogermanischen Sprachen giebt die Marschroute der Arier sehr abweichend von der, die ich im gegenwärtigen Buch zu begründen suche. Um so bemerkenswerther ist die völlige Uebereinstimmung beider Routen in Bezug auf die Kelten, da Fick ebenfalls annimmt, dass die keltische Nation sich an der mittleren Donau gebildet habe (l. c. 2 Ausg.). Auf zwei Wegen konnten die Kelten in ihre neue Heimath gelangen, entweder, und das halte ich für das Wahrscheinlichere, von der Mündung der Donau herauf, oder die Thäler der Weichsel und Oder hinauf über das Mährische Gesenke in das Marchthal, und dieses hinab nach dem Donauthal. Die lange Zeiträume hindurch dauernden Pfahlbauten der Schweiz, Baierns und Oestreichs sind daher als keltische Ansiedelungen anzusehen, wie Franz Keller vor Jahren schon aussprach. Die Kelten brachten diese Ansiedelungsweise aus ihrer alten Heimath, dem Sumpfland des Dniepr, mit.

Die Kelten werden oft von griechischen und römischen Schriftstellern ihrem Aussehen nach beschrieben, und jedesmal ist es das uns wohlbekannte Porträt der Arier, das sie entwerfen. Ihre Grösse wird oft hervorgehoben; Cäsar, der beste Gewährsmann über die Gallier, sagt, dass dieselben die Römer wegen ihrer Kleinheit zu verachten pflegten, Bell. Gall. II. 30: „Nam plerumque hominibus „Gallis prae magnitudine corporum suorum brevitas nostra „contemtui est.“ Ebenso wird die Weisse ihrer Haut hervorgehoben (ulnae et costae niveae), und ihre röthlichen Haare, z. B. von Ammianus Marcellinus: „Celsioris staturae „et candidi paene sunt Galli omnes, et rutili et luminum „torvitate terribiles.“ Ueber die Farbe ihrer Augen ist mir kein directes Zeugniss bekannt, doch kann man keinen Augenblick zweifeln, dass sie blaue Augen hatten. Wenn sich drei charakteristische Merkmale der arischen Race vorfinden, so darf man mit Sicherheit auf das vierte schliessen, das von jenen unzertrennbar erscheint. Die tor-

vitas oculorum wird oft gerade von den blauen Augen der Germanen ausgesagt, deutet also wohl auch hier auf gleiche Augen. Die alten Kelten waren überhaupt den Germanen so ähnlich, dass diese zuerst unter jenen bei griechischen Schriftstellern mitbegriffen waren. Erst die Römer lernten Kelten und Germanen gut unterscheiden.

Die keltische Sprache zerfällt in zwei Zweige, den gälischen in Irland und Schottland, und den kymrischen in allen übrigen von den Kelten besessenen Ländern. Sie erweist sich als eine rein arische Sprache, die oft die überraschendsten Aehnlichkeiten mit den Schwestersprachen zeigt, aber sie hat doch auch viel Eigenthümliches, was sogar verhinderte, dass man sie sogleich als eine arische Sprache erkannte und in den Kreis der Schwestern zuliess. Die Erklärung dieses Umstandes ist offenbar in der frühen Trennung der Kelten von den andern Stämmen, und in den stürmischen Schicksalen des Volkes zu suchen. Die Kelten waren die Avantgarde der grossen arischen Südwestarmee, die Pioniere, wie die Amerikaner sagen; sie hatten als solche besonders schwere Arbeit, und jedenfalls grössere Berührung mit den anarischen Urbewohnern Westeuropas als ihre Nachfolger. Solche Umstände können nur umgestaltend auf eine Sprache wirken; es ist jedoch nichts im Keltischen, was berechtigen könnte, dieselbe als eine Mischsprache zu bezeichnen. Die keltische Sprache ist zertrümmert worden, wie jede Sprache es mit der Zeit wird, ihre Consonanten haben eine merkwürdige Flüssigkeit erlangt, wie sie fast unerhört ist unter arischen Sprachen; aber auch in ihrer Zertrümmerung zeigt dieselbe das arische Gepräge deutlich. Es ist wunderbar, welche Kraft dem Sprachorganismus innewohnt, sich intact zu erhalten, Fremdes von sich abzuweisen. Auch in den sogenannten Mischsprachen ist die Mischung nie so zu verstehen, dass etwa zwei verschiedene Sprachen zu gleichen Theilen gemengt seien. Eine Sprache ist immer die Hauptsprache und Grundlage, die nur gewisse fremde lexikalische Elemente zugelassen hat und für ihre Zwecke

verwendet. Man nehme z. B. das Englische. Wenn man blos den Wortvorrath ansieht, so könnte es scheinen, als sei dasselbe ein reines Gemeng, während doch sein Organismus durchaus germanisch ist, der nur eine grosse Zahl fremder Wörter für gewisse Zwecke verwendet. Nach der berühmten Ausführung des Hirten in Ivanhoe wird das gut sächsische *calf* in der Küche unter den Händen des französischen Koches *veal*, und *ox*, *sheep*, *swine* wird dort *beef*, *mutton*, *pork*. Unsere deutsche Sprache war im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht viel anders, ganz von lateinischen und französischen Ausdrücken überwuchert.

Bekannt ist, dass Böhmen und Baiern nach dem keltischen Volk der *Boji* benannt sind; der erstere Name ist aus *Bojohemum* entstanden, bedeutet also Heimath der Bojer, das andere lautete zuerst *Bojovaria*.

Als die Kelten in dem später nach ihnen genannten Lande Gallien eintrafen, fanden sie in ihm mindestens zwei nichtarische Völker vor. Diese waren die Ligurer im mittleren östlichen Theil, und die Iberer im südlichen Theil des Landes. Strabo kennt Ligurer in den westlichen Alpen, und Keltoligurer, Mischlinge von Kelten und Ligurern, mit der Lebensart der Ersteren. Da sich in Oberitalien wie im mittleren östlichen Frankreich die Köpfe der heutigen Bevölkerung durch Breite auszeichnen, während die Unteritaliener Langköpfe sind, so ist man versucht, jene Brachycephalie von den Ligurern herzuleiten.

Die Iberer sind die alten Bewohner Spaniens, die wahrscheinlich über die Pyrenäen nach dem heutigen Frankreich vorgedrungen waren. In den letzten Jahren ist ein ethnologischer Zusammenhang zwischen Afrika und Spanien hergestellt worden. Eine Anzahl uralter Schädel, in den Felsenhöhlen Gibraltars gefunden, erweisen sich identisch mit berberischen Schädeln und zeigen zu gleicher Zeit eine grosse Aehnlichkeit mit iberischen. Alles deutet darauf hin, dass eine uralte Völkerwanderung von Afrika nach Spanien und weiter nördlich stattgefunden habe. Die heutigen Basken zu beiden Seiten der Pyrenäen sind ein

physisch stark gemischtes Ueberbleibsel dieser ältesten Bevölkerung, welche sogar ihre anarische Sprache sich bewahrt haben. Die baskische Sprache steht jetzt als einsame Sprachinsel in der Fluth der arischen Sprachen, von denen ihr Continent einst zertrümmert wurde. Dieselbe hat ein Analogon in den Sprachen der Indianer Amerikas, die ebenfalls das Princip der Agglutination, der Zusammenleimung der Worte, besitzen. Es wäre natürlich viel zu rasch, daraus auf eine nähere Verwandtschaft dieser beiden Völker schliessen zu wollen, die sonst durch nichts unterstützt wird.

Die Kelten unterjochten nicht allein die Iberer auf der Nordseite der Pyrenäen, sondern überstiegen diese und liessen sich dort nieder. Die Keltiberer waren die Mischlinge dieser Eroberer und iberischer Frauen; ihre Wohnsitze sind auf einer Karte leicht an der Endung *briga* = *berg* zu erkennen.

Aber nicht einmal das südliche Meer setzte dem Heldenlauf der Kelten eine Schranke: sie überschritten dasselbe, gingen nach Afrika hinüber und drangen die Nordküste desselben entlang bis Aegypten vor, dasselbe mit Krieg überziehend! So unglaublich eine solche Behauptung zuerst klingt, so ist sie doch sicherer zu beweisen, als irgend ein anderes geschichtliches Ereigniss gleich hohen Alters. Nicht weniger als vier Beweise können für diese Vorgänge beigebracht werden: ägyptische Bilder und Inschriften, Nachrichten eines römischen Geschichtsschreibers, aus karthagischen Annalen geschöpft, die eigenthümlichen Steinbauten der Kelten, Dolmen und Cromlechs, und endlich die blonden blauäugigen Nachkommen der ersten Eroberer unter den braunen Afrikanern! Der um die Ethnologie Nordafrikas hochverdiente französische General Faidherbe, mit dem Lande selbst aus langjähriger Anschauung bekannt, schreibt im Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Mai à Juillet 1873, p. 605: „Im zweiten Jahrtausend v. Chr. erschien eine neue Race westlich von Aegypten. Schon unter der 18. Dynastie,

1700 Jahre v. Chr., ist die Mutter des Königs Amenhotep IV. blond, mit blauen Augen und rosigem Teint, fremden Familien angehörend, die sich im Delta niedergelassen haben. (Dies wäre also das älteste arische Porträt, das auf uns gekommen ist. P.) Aber unter der 19. Dynastie, ungefähr 1400 Jahre v. Chr., findet eine vollständige Invasion blonder, blauäugiger Nomaden vom Westen her in Aegypten statt. Unter der Herrschaft Seti des Ersten greifen die Libyer ernstlich Unterägypten mit diesen Alliirten und mit Völkern des Mittelmeeres an. Der Sohn des Seti, Ramses II., hält sie auf; aber unter Merenptah, seinem Sohn, wird die Invasion ernsthaft, und die schlimmsten Feinde sind jene Blonden, welche endlich Niederlassungen in Aegypten gründen und seinen Königen Soldtruppen stellen."

Blonde in Afrika, mit seinem gegenwärtigen Klima, welches dasselbe in den historischen Zeiten war, sind eine Anomalie. Diese Blonden waren nach Afrika über die Meerenge von Gibraltar gekommen, aus dem Lande der Blonden, dem nördlichen Europa, und als Zeugen ihrer Wanderung finden wir jene ununterbrochene Linie von Dolmen und andern Steinmonumenten, von den Küsten des baltischen Meeres bis nach Tunis. Die letzten Nachrichten, welche wir in Bezug auf diesen Gegenstand erhalten haben, geben an, dass es Dolmen um Tangier herum giebt, dem Punkt, an welchem diese Blonden in Libyen landeten. Sallust (Jugurtha XVIII.) giebt uns aus den Geschichtsbüchern des punischen Königs Hiempsal einen genauen Bericht dieser Invasion, nur dass er die Eindringlinge Meder, Perser, Armenier nennt, d. h. man erkannte sie an Habitus und Waffen als Stammgenossen dieser und substituirte daher, aus Nichtkenntniss des eigentlichen Namens, einen verwandten, wie es ja so oft im Alterthum geschah. Diese blonden Nordländer unterjochten die eingebornen Libyer oder verbanden sich mit ihnen; sie nahmen ihre Sprache an und vermischten sich vollständig mit ihnen. Die Aegypter nannten dieses Misch-

volk Tamahu. Spuren von ihnen sind noch übrig in beinah jedem Stamm, welcher berberisch spricht oder sprach. Wir machen in dieser Beziehung die Anthropologen besonders auf die Ouled-Yacoub, einen Theil der Amamra, nahe dem Posten Khenchela, und auf einige Ortschaften im Djebel-Chechar, beide im Auresgebirge, aufmerksam. In der Provinz Constantine kann man die alten Blonden zu 10 Procent der Bevölkerung annehmen. Sehr zahlreiche Blonde giebt es ausserdem in den Gebirgen im Südwesten Marokkos.

So weit die hauptsächlich Faidherbe entlehnten Nachrichten; p. 613 l. c. kommt er nochmals darauf zurück, und reclamirt die 26. ägyptische Königsdynastie, die sich durch ihre Unternehmungen und durch Eröffnen des Landes für die Fremden so auszeichnete, als diesem Mischvolk angehörig. Derselbe verdiente Anthropolog wandte sich an den französischen Gesandten in Marokko um nähere Nachrichten über den betreffenden Gegenstand. (S. Bulletin de la Société d'Anthropologie, Janvier et Février 1873 S. 118 ff.) Herr Tissot antwortet ihm, er könne die Existenz ziemlich zahlreicher Dolmen, Menhirs und Cromlechs in der Umgebung Tangiers constatiren, welche ganz denen Frankreichs und Englands ähnlich seien. Was aber die Blonden betreffe, die gegenwärtig in Marokko unter den Berbern leben, so habe ihn nicht allein die Anzahl frappirt, welche man in den Bergen von Andjéra und des Kiff, wie unter den Chlouah des Südens antreffe, sondern auch ihr ganz europäisches Aussehen. Dr. Barth hat übrigens schon auf die zahlreichen Steinconstructionen aufmerksam gemacht, welche man um das alte Carthago herum sieht.

Einen Theil dieser alten blonden Afrikaner kann man unbedenklich von den Vandalen herleiten, aber die Cromlechs zeugen für ältere arische Einwanderung, denn die Vandalen waren schon Christen. Ebendafür zeugen die ägyptischen Denkmäler und Nachrichten. Wir werden also die Ueberlieferung der Carthager über eine arische

Wanderung von Spanien nach Nordafrika für vollkommen begründet halten können. Nun erklären sich auch die auf den canarischen Inseln gefundenen Mumien mit blondem Haar, wie die jetzt noch theilweise blonden Canaresen, und die blonden blauäugigen Tuariks der Sahara auf sehr einfache Weise, denn beide Bevölkerungen sind Berber. Löher, der letzte Beobachter der Canaresen, sucht in einer Reihe interessanter Aufsätze in der Beilage der Augsb. Allg. Ztg. f. 1876 den ausschliesslich vandalischen Ursprung dieser Blonden zu beweisen, was ihm jedoch meines Erachtens nicht gelungen ist.

Da der Gegenstand von hohem Interesse ist, stelle ich hier die Quellen für die alten Blonden in Nordafrika zusammen. Wir haben uns soeben mit dem Einbruch blonder Kelten über Spanien in Nordafrika beschäftigt, die uns als die älteste und ihren Steindenkmalen nach zahlreichste blonde Bevölkerung Nordafrikas erscheinen. Wie sich diese arischen Stämme von Westen gegen Aegypten zum Angriff nahen, so zogen andere Arier von Osten her gegen Aegypten. Lauth giebt im Correspondenzblatt des Archiv f. Anthrop. No. 11. 1874 folgende Nachricht über sie: „In Medinet-Abu ist eine Flotte der Pelasta dargestellt, und eine Schlacht zu Lande in Syrien zwischen den Aegyptern und den Pelasta. Die Streitwagen der mit Chiton und der charakteristischen Mütze, mit rundem Schild und Schwert versehenen Pelasta werden von Ochsen gezogen, ebenso die mit einer Art Hürden versehenen, welche ihre Frauen und Kinder führen. In Medinet-Abu sind die Frauen, welche mit Ramses III. spielen, vermuthlich solche Gefangene: sie zeigen im Profil die bekannte griechische Linie.“ Jedenfalls haben wir es hier mit kleinasiatischen Ariern zu thun, deren Nachkommen Lauth mit viel Wahrscheinlichkeit in den hellfarbigen und blondhaarigen Canalarbeitern von El Arisch wiederfindet. Die Erklärung der Pelasta als Pelasger lasse ich hier auf sich beruhen.

Später kommen die Carthager und bringen unter andern auch blonde Sklaven. Die ihnen folgenden Römer

waren selber zum Theil blond und brachten ebenfalls manche blonde Sklaven. Auf diese folgen die blonden Vandalen, welche 100 Jahre in Afrika regierten und natürlich Nachkommen hinterliessen. Die heutigen Blonden Nordafrikas jedoch allein von ihnen abzuleiten, wie Löher es mit den blonden Canaresen thut, verbieten die Steindenkmäler, welche, wie wir sahen, einer älteren, noch heidnischen arischen Wanderung angehören müssen.

Später hören wir von raubfahrenden Franken, die bis Nordafrika vordrangen, und von denen natürlich manche gefangen genommen wurden, oder auf andere Weise blieben. Zuletzt sind die Seeräuber von Algier, Tunis und Tripolis zu nennen, die manche Blonde aufbrachten und zu Sklaven machten. Der Reisende Carsten Niebuhr, der Vater des Geschichtschreibers, fand vor hundert Jahren dort im Zelt eines arabischen Sheiks eine junge Landsmännin aus Dithmarschen als Sklavin, die ohne seine Zwischenkunft leicht hätte die Ahnfrau einer Reihe blonder Sheiks werden können.

Was Cäsar Aquitanien nennt, den südlichen Theil Galliens, das könnte eben so gut Keltiberien heissen, denn auch dort war die iberische Bevölkerung wohl der Zahl nach überwiegend und brachte die Verschiedenheit hervor, welche Cäsar zwischen ihnen und den eigentlichen Galliern in Sprache, Sitten und Einrichtungen bemerkte. Dem ganz analog wird eine Verschiedenheit zwischen den eigentlichen Galliern und ihren nördlichen Nachbarn, den Belgen, dadurch hervorgebracht, dass die letztern stark mit Germanen vermischt sind. Sie selber berichten Cäsar so, und dieser gesteht ihnen daher stammende überlegene Tapferkeit zu.

Die Gälen in Schottland und Irland müssen zu den allerersten westwärts ziehenden Ariern gerechnet werden. Ihre Sprache entfernt sie mehr von den Germanen, während die kymrische oft genug grosse Uebereinstimmung mit der letztern aufweist, ohne jedoch, wie Holzmann will, die Celten zu Germanen zu machen. Es sind eben

Vettern, consanguinei, die sich so nahe stehen und so verschieden von einander sind, wie es ein solcher Grad der Verwandtschaft mit sich bringt. Die zuletzt in Britanien angekommenen Kelten sind von den Germanen vertriebene Belgen.

Als Zeit der Besiedelung Oberitaliens durch Gallier geben römische Schriftsteller den Anfang des sechsten Jahrhunderts v. Chr. an. Dies mag sich jedoch nur auf neuen zahlreichen Zuzug beziehen, der wahrscheinlich schon ältere keltische Colonien in Oberitalien vorfand.

Der Charakter der Kelten wird mit wunderbarer Einstimmigkeit von allen alten Schriftstellern angegeben. Sie sind äusserst tapfer, verwegen, händelsüchtig, schnell aufbrausend, querelleurs et coquins, wie Abbé David ihre Vettern in China nennt, furchtbar im Angriff, von keiner grossen Ausdauer, prahlerisch und immer auf Neues aus. Cato sagt von ihnen, dass sie zwei Sachen eifrigst betreiben und hochhalten: rem militarem et argute loqui, Kriegswesen und geistreiche Rede; bei Tacitus lesen wir Hist. IV. 73 in Bezug auf sie: „quia apud vos verba plurimum valent.“ Wer erkännte hier nicht sofort die frappante Aehnlichkeit zwischen Vorfahren und späten Nachkommen! Ihre Frauen nehmen an Allem Theil, an politischen Berathungen, an Händeln, oft zum empfindlichen Nachtheil der Gegner ihrer Ehemänner. Sie sind gross und stark wie diese; gleich echten Arierinnen sind sie auf dem Schlachtfeld gegenwärtig, stemmen sich den Fliehenden entgegen und entreissen dem verfolgenden Feind die Waffen, um dieselben gegen beide zu gebrauchen, jene als Verräther, diese als Feinde behandelnd. Ist die Niederlage unwiderruflich entschieden, dann tödten sie ihre Kinder und sich selbst, um der Schmach und Entehrung der Gefangenschaft zu entgehen. Die Frauen der Cimbern fordern von Marius nach der Niederlage ihres Volkes die Rechte der Priesterinnen, also Unverletzlichkeit; als diese ihnen versagt werden, begehen sie Selbstmord.

Wir finden bei den Kelten einen verhältnissmässig hohen Stand der Industrie. Sie weben Tuch und lieben sich bunt zu kleiden; die schottischen carrirten plaids gehen in's hohe Alterthum zurück. Die Männer sogar tragen goldene Armringe massenhaft; ihre Helme sind mit Thiergestalten geschmückt, an der rechten Seite tragen sie mächtige Schwerter an eisernen Ketten. Dass heute noch in Deutschland so viele Salzwerke Hall heissen (Schwäbisch Hall, Hallein, Hall, Friedrichshall), spricht dafür, dass die Kelten seit früher Zeit die Salzbereitung eifrig betrieben und Meister darin waren. Ich möchte übrigens aus dem Namen Halle a. d. Saale nicht schliessen, dass die Kelten je so weit nördlich in Deutschland wohnten, sondern denke eher an übergeführte keltische Salzarbeiter zur Betreibung des Geschäftes; der Name Hallore ist bekanntlich eine keltische Bezeichnung, *hall* = *sal, ur* = *vir*, also Salzmann, Salzarbeiter. Cäsar bezeugt den Eisenbergbau in Gallien; die Kelten im heutigen Oestreich wussten vortreffliches Eisen zu schmieden, das unter dem Namen des norischen vielfach nach Rom ging.

Ihr Ackerbau war vortrefflich, wie die Mergeldüngung der Felder beweist; der Weinbau machte schnell bei ihnen überraschende Fortschritte. Schweinezucht ist ein hervorragender Zweig ihrer Oekonomie; Schinken werden in grossen Massen nach Rom versandt. Sie erfinden die Seife, zunächst, wie es scheint, als Schönheitsmittel zum Rothfärben der Haare. Fässer aus Dauben zusammenzustellen ist eine Erfindung der Alpenkelten. Aber sie verstanden noch mehr. Cäsar spricht mit Bewunderung von den aus Eichenholz gebauten und mit Ledersegeln versehenen Schiffen der gallischen Veneter, welche den Fluthen und Stürmen des Oceans Trotz zu bieten verstehen: frühe, nicht unwürdige Ahnen der stolzen eisernen Dampfer, welche heute alle Meere befahren! Sie verstanden Festungen mit 40 Fuss hohen Holzmauern zu bauen, die von langen eisernen Bolzen zusammengehalten wurden. Die berühmte Festung Bibracte ist jetzt wiederum entdeckt worden und

bestätigt Cäsar's Bericht. Es ist ein wahres keltisches Pompeji, das unendlich vielen Aufschluss über Lebensweise, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner giebt. Die Privathäuser sind wie in Herculanum und Pompeji wunderbar klein.

Strabo IV. 4. giebt an, dass die Hütten der Alpenkelten rund waren, mit kegelförmigem Strohdach, wie sie auch die Columna Antonini zeigt. Jetzt hat man die Ueberreste solcher Wohnungen aufgefunden, wie ich dem vortrefflichen Aufsatz des Freiherrn v. Sacken entnehme, Band LXXIV, Heft 3. der Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften in Wien. „Die 27—33 Fuss im Durchmesser haltenden Mauern waren aus zusammengelegten Steinen ohne Mörtel gebildet. Diese 2 Fuss dicken Mauern wurden aussen mit einer dicken Schicht von Lehm ausgeschlagen; hierauf muss ringsherum Feuer angemacht worden sein, denn dieser Lehmbeschlag ist bis auf eine Dicke von mehreren Zollen roth und ziemlich fest gebrannt." Neuerdings hat Dr. Bornemann bei Eisenach eine Niederlassung der Steinzeit aufgefunden, deren runde Hütten auf keltische Bewohner zu deuten scheinen; ich wenigstens habe noch nie von runden Hütten bei Germanen gehört; von Böhmen, dem alten Bojohemum, Bojenheim, ist's ja auch nicht gar weit bis Eisenach. In Nr. 68. der Beil. d. A. A. Z. v. 1877 wird angegeben, dass die Hütten der gaelisch sprechenden Bewohner der Hebrideninsel St. Kilda „von kreisrunder Form" seien.

Die von v. Sacken beschriebene Methode des Bauens mit Anwendung des Feuers wirft ein helles Licht auf die glasirten Wälle der Lausitz und Schottlands, die bisher so räthselhaft erschienen: es ist eine Eigenthümlichkeit der ingeniösen Kelten, Feuer auf diese Art beim Bauen anzuwenden. Derselbe Aufsatz Sacken's enthält auf S. 586. 7. sehr beherzigenswerthe Betrachtungen über die Umstände, welche das Beibehalten von Steinwaffen und Steinwerkzeugen noch lange nach dem Bekanntwerden der Metallbearbeitung nothwendig machten. Armuth zwang die Be-

wohner Niederöstreichs, wie der Verfasser will, bis in's achte Jahrhundert sich der Steinwaffen zu bedienen.

Die politischen und socialen Zustände der Kelten zeigen ebenfalls eine sehr hohe Entwickelung. Die ganze politische Macht ist bei den zwei freien Ständen des „schwerttragenden Adels“ und der Priester, der Druiden. Die ganze Nation zerfällt in eine grosse Anzahl Stämme. Aus dem Adel gehen die zeitweiligen Stammesvorsteher, die Fürsten, hervor. Die ärmeren Gemeinfreien sind zu Clienten des Adels herabgesunken; jeder Adelige geht von zwei ebenfalls berittenen Knappen begleitet in die Schlacht. Factionen zerrütten das ganze Land: Stamm ist gegen Stamm; innerhalb jedes Stammes wiederum Parteien, die um die Suprematie hitzig kämpfen.

Zu Cäsar's Zeit war der Mittelpunct der keltischen Religion in Britannien; dahin wurden die jungen Leute geschickt, um sich Kenntniss derselben anzueignen. Die Unsterblichkeit der Seele ist ein Hauptdogma der Druidenreligion. Da die Griechen einen östlichen arischen Stamm, die Geten, geradezu *Γέτας ἀθανατίζοντας* nannten, die immortalisirenden Geten, so scheint daraus hervorzugehen, dass der Unsterblichkeitsglaube den Ariern entweder schon vor der Trennung eigen war, oder sich später bei den an der Donau lebenden entwickelte. *Dis* ist der oberste Gott und Vater der Menschen. Die Schrift zur Fixirung der göttlichen Geheimnisse anzuwenden, erschien ihnen unrecht; Alles wurde dem Gedächtniss überliefert, wie in Indien. Ihre Religion kannte Orakel, deren eins darin bestand, dass man einen Mann mit dem Schwert durchhieb und aus seinen Zuckungen sich Raths erholte. Strabo VII. 2. giebt von den Priesterinnen der Cimbern, welches Volk das überwiegende Zeugniss des Alterthums nebst ihren Verbündeten, den Teutonen, als Kelten erscheinen lässt, und in denen ich deswegen Cymri, nördlichste Kelten sehe, die freilich wohl niemals im Chersonesus cimbricus wohnten, folgende Schilderung: Ihre Weiber begleiten die Expeditionen und haben unter sich einige grauhaarige Priesterinnen,

welche weisse Gewänder tragen und leinene Kopftücher mit einer Schnalle befestigt, nebst einem Bronzegürtel. Sie gehen barfuss, und nach einer Schlacht wandern sie mit gezückten Schwerten in ihren Händen durch das Lager, um die Gefangenen zu untersuchen. Sie wählen einige von diesen aus, welche sie mit Kränzen schmücken und zu einem bronzenen Becken führen, das 20 amphorae fasst. Ueber diesem Becken ist ein Gerüst errichtet, welches die Priesterin mit den Gefangenen besteigt und nun einem nach dem andern den Hals abschneidet und das Blut in dem untenstehenden Becken auffängt. Aus diesem so gewonnenen Blut wahrsagen sie, während andere von ihnen den Gefangenen die Bäuche aufschlitzen und nach Besichtigung der Eingeweide ihren Genossen künftige Siege verkünden.“

Das Druidenthum entwickelte sich im Lauf der Zeiten zu einem der vollendetsten, durchgebildetsten priesterlichen Systeme, welche die Geschichte kennt. Die christliche Kirche fasste in allen keltischen Ländern so schnell Wurzel, weil sie den Boden von den Druiden so gründlich für eine Hierarchie bestellt fand.

Diese hochbegabten Kelten hat ein trauriges Schicksal, aber kein unverdientes erreicht. Die Römer zuerst, später die Germanen eroberten ihre Länder und machten jene selbst sich untergeben. Wir in unsern Tagen sehen die letzten Reste keltischer Sprache rasch verschwinden; noch wird dieselbe in vier Sprachinseln gesprochen: in Irland, Schottland, Wales und Bretagne; bald werden auch diese von dem umfluthenden Ocean fremder Sprachen hinweggespült sein.

Es ist nicht zu verkennen, dass die geographische Lage mit diesem nationalen Unglück zu thun hatte. Die Kelten bewohnten das äusserste bekannte Westland und konnten dem stärkeren nachdringenden Feind nicht weiter westlich ausweichen. Die Hauptschuld trifft aber ihren Charakter, der Uneinigkeit und Wankelmuth erzeugte und sie nie einmüthig lange zusammenhalten liess.

Nach dieser raschen Uebersicht keltischer Verhältnisse und Geschichte wende ich mich nun zur Beantwortung der Frage, wie es kommt, dass die heutigen Kelten körperlich so wenig ihren Vorfahren gleichen. Wie wir sahen, waren die alten Kelten normale Arier von sehr hoher Statur, mit blauen Augen, weisser Haut, blondem oder röthlichem Haar. Wir stellen uns jetzt alle Kelten als klein vor, mit braunem oder gelbem Teint, schwarzen Augen und Haaren. Dies ist nun in solcher Allgemeinheit nicht wahr, aber die meisten Kelten zeigen wohl jetzt diesen Typus. Die Gründe der Veränderung sind folgende. Die keltischen Länder haben ein wärmeres Klima, das in Europa durch westlichere Lage herbeigeführt wird. In solchem Klima finden wir stets eine zahlreichere Urbevölkerung, als in kälteren Strichen. Mexiko z. B. hatte bei Ankunft der Europäer eine viel dichtere Bevölkerung als die nördlicher liegenden Regionen Amerikas. Die Kelten fanden im Süden Frankreichs eine zahlreiche iberische Bevölkerung vor, im östlichen Frankreich Ligurer. Diese wurden nach der Sitte aller alten Völker zu Sklaven gemacht und mussten hauptsächlich den Acker bauen. Aber schon auf ihrem Wege mussten die Kelten, als die ersten südwestwärts ziehenden Arier, eine Menge Ureinwohner antreffen, deren viele jedenfalls von ihnen weiter westlich mitgeführt wurden. Die dunkeln Ureinwohner flohen zum Theil nach den Gebirgen, um ihre Freiheit zu retten, wo wir ihre Nachkommen noch heute antreffen. Man findet bei französischen Schriftstellern oft Beschreibungen derselben; sie werden stets als von kleiner Statur, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzem Haar auf den kugelrunden Köpfen und mit hässlichen Gesichtszügen geschildert. Diese Schilderung erinnert frappant an die Lappen. Da nun unzweifelhafte Lappenschädel von Schaafhausen in Westphalen gefunden wurden, neige ich mich zu der Annahme einer Wanderung von Lappen aus dem südlichen Schweden über die dänische Inselbrücke und den cimbrischen Chersones nach dem heutigen Frankreich. Französische Anthropologen behaupten,

diese Mongoloiden, wie sie dieselben nennen, seien später als die alten Dolichocephalen nach dem Lande gekommen.

Im Gegensatz zu diesen Mongoloiden der Gebirge werden Bevölkerungen ganzer Ortschaften in der Ebene geschildert, die heute noch reinen arischen Charakter an sich tragen, auch moralisch einen ganz bestimmten Gegensatz zu ihren Gunsten gegen ihre anders gearteten Nachbarn darstellen. Die Tradition weist dann manchmal nicht uneben den letztern einen skandinavischen Ursprung an.

His und Rütimeyer machen es in den Crania Helvetica sehr wahrscheinlich, und neueste Funde von Gräbern der Pfahlbauern bestätigen es, dass ihr sogenannter Siontypus die alten helvetischen, also keltischen Schädel umfasst. Dies sind sehr schön geformte grosse Schädel, die einen schon grösseren Breitenindex zeigen und daher mesocephal genannt werden müssen; aus 29 Schädeln wird nämlich eine mittlere Breite von 77.2 berechnet. Verglichen mit den Schädeln der germanischen Reihengräber, deren Breitenindex Ecker 71.3 fand, haben wir hier das Resultat einer ethnographischen Mischung in den Schädeln angezeigt.

Die kleinen dunkeln Menschen waren also schon zu den Zeiten der Griechen und Römer vorhanden, aber diese nahmen keine Notiz von ihnen, da alle Chefs und wohl die meisten Krieger den reinen oder nur erst wenig veränderten arischen Typus trugen. Der oben geschilderte vortreffliche Ackerbau der Kelten deutet ebenfalls ganz bestimmt auf eine zahlreiche allophyle Sklavenbevölkerung. Eine solche nun leidet viel weniger von den beständigen Kriegen, als die arische freie oder halbfreie. Deshalb vermehrt sich jene beständig, während diese sich vermindert. Von dem kriegerischen Adel Spartas und Roms ist nachweislich nicht eine Familie übrig geblieben. Man kann daher das Wort des Tacitus über die Athener auf die Arier, vorzüglich auf die weiter südlich und westlich gedrungenen anwenden: non Arios, tot cladibus extinctos, sed colluviem nationum invenies!

Im Lauf der Zeit nun wurde die Sklaverei abgeschafft, freie Verhältnisse traten ein, und die dunkeln Heloten der Arier konnten während der folgenden Jahrtausende die Schichten der Gesellschaft emporklimmen. Ein vortrefflicher Beobachter in Würtemberg, Dr. Hölder, hat im Arch. f. Anthrop. ausgeführt, dass in seiner Heimath in den frühesten zugänglichen Jahrhunderten die beiden Racentypen, Arier und Nichtarier, rein und unvermischt auftreten, dass aber jedes Jahrhundert mehr Mischlinge aufweist, die jetzt in Südwestdeutschland überwiegen. Ganz dasselbe gilt, und zwar in noch stärkerem Grade, von Gallien. Hierin haben wir also den Hauptgrund für die Veränderung des Typus zu finden. Die spätere Einwanderung der blonden Franken konnte jener Bewegung nicht die Wage halten, da sie numerisch viel schwächer war als die Masse der vorgefundenen Bevölkerung.

Nun kommt als zweiter Grund dazu, dass sich bei den Ariern nach und nach ganz verdunkelt, was zuerst ehelichen Verbindungen der verschiedenen Typen entgegentrat, nämlich ein lebhaftes Racenbewusstsein. Man findet im Gegentheil lebhaftes Gefallen an den dunkeln Schönen, die, wie man auch bei uns beobachten kann, bessere Chancen bei der Verheirathung haben. Wie schwer dies bei einer Nation in's Gewicht fällt, die ihr Leben nach Jahrtausenden rechnet, ist leicht einzusehen.

Die Irländer haben jetzt meistens dunkelgraue Augen und braunes Haar. Braune Augen sind nach meinen Beobachtungen seltener unter ihnen, als unter Deutschen und Engländern; auf der andern Seite sieht man nur sehr selten das helle Flachshaar der germanischen Kinder bei ihren Kindern. Diese beiden Umstände lassen vermuthen, dass bei den Irländern die Mischung der beiden Typen älter und deswegen ebenmässiger ist.

Mag den Kelten übrigens Sprache und Typus abhanden gekommen sein, ihr ureignes ingenium ist ihnen trotzdem geblieben, und in Hinsicht darauf können wir getrost mit dem Dichter sagen: sie sind so, wie sie angetreten.

Das vorstehende Capitel wurde von mir im Juni 1872 geschrieben. Zu Weihnachten 1872 erhielt ich das Buch von Roget de Belloguet, L'ethnogenie Gauloise, dessen Titel mir vorher allein bekannt war. Ich kann nicht aussprechen, wie sehr ich erfreut war, in diesem so ausgezeichneten Werke meine Ansichten über die Kelten vollständig bestätigt zu finden, bis in alle Details verfolgt und durch grosse Gelehrsamkeit fest begründet, wie es nur möglich ist, wenn ein Mann, wie es bei Belloguet der Fall war, der Erforschung der Geschichte eines Volkes ein ganzes reiches und fleissiges Leben widmet. Es verursacht mir aufrichtigen Schmerz, dass ich nicht mehr dem Lebenden meine Bewunderung und meinen lebhaften Dank auszudrücken vermag.

Capitel XVIII.

Italer, Römer, Romanen.

Die keltische Nation bildete sich, wie im vorstehenden Capitel zu zeigen versucht wurde, im Thal der mittleren Donau. Haufen dieser Kelten müssen in sehr früher Zeit schon die westlichen Pässe der Alpen überschritten haben, die Westseite Italiens bis nach Sicilien allmälig in Besitz nehmend. Gewöhnlich sieht man in den arischen Stämmen Italiens Zwillinge der griechischen Stämme; mit wenig Recht, wie es jetzt sich herausstellt. Der Irrthum war sehr verzeihlich in einer Zeit, als man nur Griechen und Römer kannte, die als Zweigestirn die tiefe Nacht nordischer Barbarei einigermassen erhellten. Seit wir die übrigen arischen Schwestern kennen gelernt haben, müssen wir die Ansicht über den Verwandtschaftsgrad des Griechischen und Lateinischen modificiren. Das Latein entfernt sich oft genug in Formen und Wortschatz vom Griechischen und nähert sich dem Deutschen und Keltischen.

Vieles ist auch im Latein geradezu aus dem Griechischen entlehnt, und führt, wenn man dies nicht beachtet, irre; so ist z. B. *vinum* nicht altarisches Eigenthum, sondern zunächst von *οἶνος* genommen, beides aber, wie V. Hehn nachweist, dem Semitischen entlehnt. Ueberhaupt aber erscheinen uns Römer, die Hauptrepräsentanten der Italer, und Griechen deshalb so nahe verwandt, weil wir die Römer am besten kennen, nachdem sie bei den Griechen in die Schule gegangen, ihre Sprache gebildet, bereichert und verfeinert, und für ihre Literatur, Kunst, Beredsamkeit sich von jenen die Muster erborgt haben. Was wir von den Römern vor dieser Periode wissen, hat durchaus keine specifisch griechische Färbung. Pott glaubt ebenfalls nicht an die engere Verwandtschaft der beiden Völker innerhalb des arischen Kreises. Ich setze die ganze Stelle hierher, weil sie nach mehr als einer Richtung Licht verbreitet (Ersch und Gruber, Indogerm. Sprachstamm S. 71): „Nicht über Meer erhielt Italien seine Bevölkerung lateinischen Stammes, wogegen schon dies zeugt, dass sie die von Griechenland abgewendete Westseite Italiens bewohnt, sondern von Norden, wo vermuthlich einst noch deren Urväter mit den Nordstämmen Griechenlands zusammenhingen und verkehrten. Geschichtliche Beweise für diese Vermuthung muss man nicht verlangen wollen. Die Geschichte reicht nicht so weit und ihre Massstäbe sind zu kurz, als dass man sie an so früh vergangene Ereignisse anlegen könnte. Allein wie man aus den Schichtungen der Erde eine Geschichte ihrer geologischen Umwandlungen construirt, so darf man auch Sprache und geographische Stellung der Völker zu einander mitbenutzen zu allgemeinen Folgerungen in Betreff ihrer frühesten Geschichte. Seitwärts und im Norden finden wir die Griechen von Illyriern und Thrakern umgeben. Dass Letztere durch Erstere von Unten herauf seien zurückgedrängt worden, ist deshalb schon unwahrscheinlich, weil die Massen jener Barbaren zu gross sind, die Zahl der Griechen gegen sie zu klein und schwach ist. Es bleibt daher immer glaub-

licher, dass sich wenigstens der äolisch-dorische Stamm vom Norden her in Griechenland ergoss, so nämlich, dass er den illyrischen Stamm westlich zurückgedrängt hielt in seinen Bergen, ihm selber aber die Thraker durch Nachdrängen seitdem die Rückkehr verlegten und seine Beziehung zum Norden abschnitten. Das Geschlecht der Illyrier reichte westwärts oberhalb der Alpen an die Kelten; allein es finden sich auch nicht undeutliche Spuren von ihm an der Ostküste von Italien.“

Mit eben derselben Bestimmtheit erklärt Mommsen sich (S. 31 der römischen Geschichte): „Dass die Italiker eben wie die Inder von Norden her in ihre Halbinsel eingewandert sind, darf auf jeden Fall als ausgemacht gelten.“ Aber genau wie Gladstone sich gegen vorarische Einwohner Griechenlands ausspricht, thut dies Mommsen mit Italien. Und doch ist die Ethnologie Italiens gerade so unerklärbar ohne eine solche Urbevölkerung wie die griechische, und eben so wie dort existirt diese Urbevölkerung heutigen Tages, wenn man nur Augen hat, sie zu sehen. Wer freilich die schwarzen Hindus für Vollarier hält, wie es ja die Meisten thun, der kann auch die dunkeln Italiener für reine Arier halten. Nichts jedoch kann klarer sein, als dass Italien in ältesten Zeiten ganz von einer dunkeln Bevölkerung eingenommen war, die im Lauf der Jahrtausende eine gewisse Cultur sich erarbeitet hatte. Wahrscheinlich thun wir einen Blick auf die Wohnungen und Werke dieser Urbevölkerung, wenn wir die neuerdings zu Tage geförderten Funde des Laibacher Moors betrachten. Flora und Fauna beweisen, dass wir es hier mit weit in frühere geologische Perioden zurückreichenden Ablagerungen zu thun haben; von Getreide noch keine Spur, die Menschen assen die Früchte von trapa natans, einer Wassernuss, deren Reste sich noch in schön gearbeitetem thönernen Kochgeschirr vorfinden. Bos primigenius und Cervus megaceros waren die Zeitgenossen jener Menschen, wie die bearbeiteten Fundstücke ihrer Hörner beweisen; vorzüglich der Riesenhirsch lieferte treffliches Material in

seinen Geweihen für „Hammerbeile", wie der Berichterstatter in der A. A. Z. (Beilage No. 137. 1876) die Werkzeuge nennt. Der Fundort Laibach liegt so ziemlich mitteninne zwischen dem Gebiet der Griechen und Italer; an Gladstone und Mommsen tritt daher die gemeinsame Aufgabe, jene Funde als arische nachzuweisen. Bis dahin werden wir mit den Geologen und Anthropologen jene Artefacte einer uralten dunkeln Bevölkerung zuschreiben, die viele Jahrtausende in jenen Gegenden lebte, ehe der erste blonde Arier durch den Urwald an jenen See geschlichen kam. Ihm folgen mehr und mehr Haufen durch die Pässe der Alpen und bemächtigen sich nach und nach der Halbinsel, die Urbevölkerung entweder unterjochend oder in die Gebirge drängend. Daher kommt es, dass unsere nordischen Maler in den Abruzzen jene interessanten braunen Modelle finden, die sie nicht müde werden uns mit Variationen vorzuführen.

Die am weitesten südlich vorgedrungenen Stämme werden demnach die ältesten arischen Einwanderer sein. Mommsen fasst dieselben unter dem Namen Japyger zusammen. Wir wissen wenig von ihnen, und sie spielten nie eine bedeutende Rolle; Ueberreste ihrer Sprache lassen dieselbe als eine arische erkennen. Jedenfalls blieben sie stets eine Minderheit in ihren Sitzen, und das aus der Mischung mit den Ureinwohnern resultirende Geschlecht war schwach, unentschiedenen Charakters, allen Einflüssen von aussen leicht zugänglich, von denen die griechischen sich als die stärksten erwiesen. So erwuchs Grossgriechenland im Süden Italiens.

Die zwei arischen Hauptstämme Italiens sind die in der Mitte der Halbinsel angesiedelten der Latiner und Umbrer. Es ist eine wunderbare Ansicht Mommsen's, die Letztern auf dem „Bergrücken" der Apenninen von Norden nach Süden ziehen zu lassen, l. c. S. 31: „Der Zug des umbrisch-sabellischen Stammes auf dem mittleren Bergrücken Italiens in der Richtung von Norden nach Süden lässt sich noch deutlich verfolgen; ja die letzten Phasen

desselben gehören der vollkommen historischen Zeit an. Weniger kenntlich ist der Weg, den die latinische Wanderung einschlug. Vermuthlich zog sie in ähnlicher Richtung an der Westküste entlang, wohl lange bevor die ersten sabellischen Stämme aufbrachen; der Strom überfluthet die Höhen erst, wenn die Niederungen schon eingenommen sind, und nur wenn die latinischen Stämme schon vorher an der Küste sassen, erklärt es sich, dass die Sabeller sich mit den rauheren Gebirgen begnügten und erst von diesen aus, wo es anging, sich zwischen die latinischen Völker drängten.“ So lange Mommsen nicht den vollständigen Beweis für diese Behauptung beibringt, muss man dieselbe für durchaus unrichtig erklären. Es ist einfach unmöglich, dass ein kriegerischer Zug mit Wagen und Vieh sich auf der Höhe eines bewaldeten, von Schluchten durchschnittenen Bergzuges bewegt. Die natürliche Annahme ist, dass die umbrisch-sabellischen Stämme vor den Latinern das Land an der Westküste besassen und von den Nachdrängenden in die Gebirge getrieben wurden, denselben seitwärts ausweichend, wie es die Ureinwohner vor ihnen einst gethan hatten.

Nördlich von diesen beiden Hauptstämmen der Umbrer und Latiner sitzen die Etrusker, deren Stellung in der Ethnologie noch streitig ist. Pott, der Sanct Peter der arischen Walhalla, schlägt den Etruskern die Thür heftig vor der Nase zu und will sie durchaus nicht in den Kreis der Arier lassen, gerade wie er es mit den Kelten und Illyriern that, freilich am Ende auch erfolglos. Er sagt (l. c. S. 77): „Aus den an sich geringen, aber doch zu diesem Zwecke genügenden Sprachdenkmalen der Etruskischen Sprache, nämlich denjenigen, welche wirklich etruskisch sind, nicht blos irrthümlich so heissen, erhellt, wie Niebuhr und insbesondere Müller klar erkannt haben, dass die etruskische Sprache weder zum Latein, noch zum Griechischen, auch nicht zum Keltischen, mit einem Worte, durchaus zu keiner Sprache indogermanischen Stammes gezählt werden darf.“ Damit in Uebereinstimmung will Taylor die Etrusker zu Turaniern machen, bleibt aber den

Beweis dafür schuldig. Mommsen neigt sich dazu, in der etruskischen Sprache eine indogermanische zu sehen (l. c. S. 110): „Bis jetzt sind sämmtliche verglichene Nationen auf die Stammverwandtschaft mit den Etruskern, bald mit der einfachen, bald mit der peinlichen Frage, aber ohne Ausnahme vergeblich befragt worden. — — Höchstens deuten einzelne, wie es scheint ziemlich zuverlässige, Spuren darauf hin, dass die Etrusker im Allgemeinen den Indogermanen beizuzählen sind. — — Ebenso hängt der Name des etruskischen Zeus *Tina* oder *Tinia* wohl mit dem sanskritischen *dina* = Tag zusammen, wie *Ζάν* mit dem gleichbedeutenden *diwan*.“ Unter den von Mommsen S. 109 angeführten, mit Bestimmtheit erforschten etruskischen Wörtern frappirt *clan* = Sohn; dies verhält sich doch genau zu dem schottischen *clan* = Stamm, wie das deutsche Kind zu dem englischen *kind* = *gens*, *gentis*.

Im Vatican werden weibliche Schmucksachen aus einem etruskischen Grab in Caere aufbewahrt; am Grab fand sich anstatt des Namens die Inschrift „Me Larthia“, die gedeutet wird, „Ich, die Herrin.“ Ist dies nicht ganz klar arisch und speciell keltisch? *Me* das Pronomen der ersten Person, und *Larthia* = Lordin, oder Lairdin in schottischer Form, die Femininalform von *lars*, *lartis* = *lord*, *laird*. Dieses *Larthia* und das obige *clan* weisen doch bestimmt auf den Weg, welcher zu völliger Lösung des etruskischen Räthsels führen wird. Ich erwähne in dieser Beziehung noch Folgendes. Die Umbrer waren die Nachbarn der Etrusker; Herodot dehnt die ersteren bis zu den Alpen aus. Auf den Eugubinischen Tafeln ist uns eine Probe des Umbrischen erhalten. Pott sagt darüber (l. c. S. 80): „Namentlich durch Grotefend's höchst gediegene Untersuchungen hat sich herausgestellt, dass sich nicht nur viele, mit dem Latein übereinstimmende Wörter, sondern auch desgleichen eine Anzahl von letzterem verwandten grammatischen Formen auf diesem umbrischen Denkmale vorfinden. Bei dem allen bin ich noch immer nicht im Stande, mich davon zu überzeugen, dass sich das Umbrische dem Latein so

nahe stelle, als dies unzweifelhaft das Oskische thut. Vieles davon widerstrebt dem Latein, und ich halte noch heute dafür, dass zur Bildung des Umbrischen, ausser dem lateinischen (oder indogermanischen) Elemente, noch ein zweiter Factor mitgewirkt habe, der erst noch aufgesucht werden müsse. Und darauf deutet auch, meinen wir, das übergrosse Schwanken der überdies sehr stumpfen Formen mit hin.“ Die Annahme Pott's, dass das Umbrische eine Mischsprache aus arischen und anarischen Elementen sei, scheint unstatthaft, da bisher kein Beispiel einer solchen auf europäischem Boden bekannt ist, vielmehr die arische Sprache sich äusserst spröde gegen fremde Beimischungen zeigt. Das Finnische darf man hier nicht anführen, denn dies ist eine Turksprache, welche zahlreiche arische Elemente in sich aufnahm; hier ist aber die Rede von einer arischen Sprache, die fremde Elemente aufgenommen habe. Ich glaube aber, dass Pott der Wahrheit sehr nahe kam: das Schwanken und die stumpfen Formen des Umbrischen und Etruskischen, welches Letztere mir nur wie eine übertriebene Form des Ersteren erscheint, ist jedenfalls einer ethnologischen Mischung zuzuschreiben. Im Mund der dunkeln Ureinwohner, die wohl die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten, wurden die Formen der ihnen aufgedrungenen arischen Sprache schwankend und stumpf. Dieses wohl erwogen, wird man auch nicht mehr mit Pott so kurz absprechen über den Zusammenhang zwischen Umbri und keltischen Ambrones. Seit unvordenklichen Zeiten drangen arische Stämme über die Alpen nach Süden; auf der Nordseite der Alpen aber kennt die alte Geschichte ausschliesslich Kelten, die auch noch in historischen Zeiten die Alpen überschritten. Was ist da einfacher und natürlicher, als sich auch die ältesten arischen Einwanderer Italiens von den Kelten ausgehend zu denken?

Zum Schluss noch ein paar Worte über die etruskischen Würfelinschriften. Auf einem von den Gebrüdern Campanari zu Toscanella gefundenen, von Emil Braun 1848 beschriebenen Würfel liest man folgende Wörter, die man

sehr natürlicher Weise für die ersten sechs Cardinalzahlen hält, welche sich ja häufig auf Würfel geschrieben finden. Die Wörter lauten: *maχ, thu, zal, hut, ki, sa.* Zunächst erscheinen nur drei dieser Formen als übereinstimmend mit den arischen Formen: *thu* = *duo, ki* = *quinque, sa* = *sex;* doch lässt sich auch *zal* = *tres* für *ters,* und *hut* = *qut* = *quatuor* verstehen. Nur *maχ* für eins macht Schwierigkeiten. Nun sehe man aber bei Bopp, Vrgl. Grammatik S. 58, II, dass im Armenischen *mêk* eins heisst, und man wird *maχ* leicht für dasselbe Wort erkennen; vermuthlich ist das griechische *μία* von demselben Stamm. Diese sechs Zahlwörter zeugen also deutlich und unwiderleglich für den arischen Charakter der etruskischen Sprache, für den jetzt auch Corssen in seinem grossen Werk ohne Rückhalt eintritt.

Im Gegensatz hierzu, wie so oft, weist der körperliche Habitus der Etrusker und ihre Religion bestimmt auf ein nicht-arisches Element. Mommsen (l. c. S. 108) sagt hierüber: „Im schärfsten Gegensatz zu den latinischen und den sabellischen Italikern wie zu den Griechen steht das Volk der Etrusker. Schon der Körperbau unterschied die beiden Nationen; statt des schlanken Ebenmasses der Griechen und Italiker zeigen die Bildwerke der Etrusker nur kurze stämmige Figuren, mit grossem Kopf und dicken Armen. Was wir wissen von den Sitten und Gebräuchen dieser Nation, lässt gleichfalls auf eine tiefe und ursprüngliche Verschiedenheit von den griechisch-italischen Stämmen schliessen; so namentlich die Religion, die bei den Tuskern einen trüben phantastischen Charakter trägt, und im geheimnissvollen Zahlenspiel und wüsten grausamen Anschauungen und Gebräuchen sich gefällt, gleich weit entfernt von dem klaren Rationalismus der Römer und dem menschlich heiteren hellenischen Bilderdienst."

Die Genesis des etruskischen Volkes möchte also folgende sein. In den glücklichen Gegenden des mittleren Italiens wohnte ein zahlreiches Urvolk mit eigenthümlich gearteter Cultur. Arische Stämme kommen die Alpen herab und erobern das Land, aber wenig zahlreich fügen

sie sich im Laufe der Zeit den ursprünglichen Einrichtungen und Religionsgebräuchen; es sind die Umbrer. Ueber diese bricht eine neue Völkerwelle herein, von den Alpen herunterbrausend. Dies sind die Rasen, Rasennae, wie sie sich nennen, keltische Rhätier. „Die Rhätier hat man zu Abkömmlingen der Tyrrhener oder Etrusker gemacht; eher trugen wohl Rhätier oder Rasener ihren Stamm von den Alpen in die Halbinsel; Einzelnes in etruskischer Sage und Sprache klingt an Germanisches,“ sagt Jacob Grimm, Gesch. d. d. Spr. S. 164. Zu dieser Theorie stimmt nicht nur der Name, sondern auch „die kurze, stämmige Figur mit dem grossen Kopf“, die wir immer bei den etruskischen Bildwerken sehen. Vielleicht sind diese physischen Charakterzüge jedem Gebirgsvolk mehr oder weniger eigen; jedenfalls sehen wir sie im Extrem bei den heutigen Alpenbewohnern. Jene Rasen werden selbst ein Mischvolk von Ariern und Urbewohnern der Alpen, vielleicht dem Volk des Zwergkönigs Laurin, gewesen sein. Was Wunder nun, wenn die Etrusker, das Product so vielfacher Mischung, uns so fremdartig ansehen, und wenn ihre Sprache in noch gesteigertem Grade „das übergrosse Schwanken der überdies sehr stumpfen Formen“ der umbrischen Sprache zeigt und deswegen bis jetzt der Lesung widerstrebte.

In historischer Zeit erfolgte ein neuer Einbruch der Gallier, die sich der Poebene bemächtigten; sie wird die Gallia cisalpina der Römer mit der Hauptstadt Mediolanum.

Im Nordwesten der Halbinsel finden wir die Ligurer, vielleicht nahe Verwandte der hispanischen Iberer, wie der Ureinwöhner Griechenlands, jedenfalls eine dunkle und eminent breitköpfige Race. Spätere parallele Entwickelung nöthigt uns, auf eine gleichartige ethnische Basis aller drei Halbinseln des Mittelmeers zu schliessen. Im Nordosten endlich, um das Nordende des Adriatischen Meeres herum sitzen die Veneter, Heneter, Eneter, anerkanntermassen illyrischen Stammes.

So war das Völkergewirr der italischen Halbinsel beschaffen. Wie aber eine Tanne, nachdem sie langsam tiefe

Wurzeln in die Erde getrieben, anstatt des langjährigen Wuchses vieler Zweige in die Breite den Herzschoss hoch in die Lüfte sendet und alle Seitenzweige absterben lässt, so wuchs in der Mitte der Halbinsel aus ethnisch verschiedenen Elementen das Römervolk wunderbar empor, alle andern Stämme sich unterwerfend und ihres eigenthümlichen Lebens beraubend. Nie vorher sah die Welt ein Herrschervolk wie dieses: nüchternen Blickes erfasste es seine Aufgaben, mit grösster Zähigkeit hielt es an denselben fest, bis sie durch Muth und Tapferkeit gelöst waren. Jedem Römer der herrschenden Klasse tönte beständig der Spruch in den Ohren:

Tu regere imperio populos, Romane, memento!

Carthago, die letzte Repräsentantin des Semitismus, wurde nach Riesenkämpfen besiegt, alle Länder des Mittelmeeres zu einem einzigen politischen Bau fest zusammengefügt; Rom wurde der Brennpunkt, in welchem alle Culturstrahlen der alten Welt zusammentrafen, das Pantheon aller Religionen, der Vereinigungspunkt aller Mittelmeervölker. „Der Orontes ergiesst sich nun in den Tiber", sagt ein römischer Dichter, d. h. Syrer, Sklaven und Freie strömen nach Rom; unter den in Pompeji gefundenen Schädeln sollen sich auch Negerschädel befinden; so gross war die stattfindende Völkermischung. Ueber die Mittelmeerländer hinaus jedoch ging die Machtsphäre Roms nicht. Umsonst versuchten die Römer, die Länder der Nordsee und des Kaspischen Meeres zum Reich zu bringen, die Kraft desselben erschöpfte sich zusehends in diesen Versuchen.

Die regierende Klasse Roms war natürlich arisch; die wenigen Köpfe, welche bis jetzt aufgefunden, — die meisten Leichen wurden ja verbrannt, — zeigen den keltischen Siontypus, also mesocephale Mischform. Wir haben Zeugnisse dafür, dass Cato Censorius blaue Augen hatte, und dass Sulla hochblond war, aber es muss bezweifelt werden, dass die reinen Arier je die Majorität in Italien waren.

Jedenfalls mussten auch hier die immerwährenden Kriege das arische Element im Volk aufreiben, dem ja die Hauptlast der Kriegführung stets zufiel. Nach reicher Entwickelung ohne Gleichen trat Fäulniss und Zersetzung ohne Gleichen ein. Die Welt hat wohl nie vorher und nie nachher gleiche moralische Verderbniss in der Ausdehnung gesehen, wie sie das römische Reich uns zeigt. Dieser ein Ende zu machen, kamen Christenthum und Germanen und nahmen Besitz vom Reich. Es war eine alte Weissagung der keltischen Druiden, dass einst der Schwerpunkt der menschlichen Angelegenheiten nördlich von den Alpen fallen werde. Die Kelten selber verstanden nicht, diese Prophetie wahr zu machen; den Germanen fiel die Aufgabe zu, das römische Weltreich zu zerstören: das Aas war da, und die Adler des Nordens sammelten sich um dasselbe. Was ist das für ein Riesenkampf vom Markomannenkrieg an, gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, bis der deutsche Heerkönig Odoaker gegen Ende des fünften die Herrschaft in Rom an sich nimmt!

Es entsteht nun, was man mit dem Ausdruck Mittelalter bezeichnet, jener tausendjährige Abschnitt der europäischen Geschichte vom Ende des fünften bis Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Geistig und körperlich vermischen sich da griechisch-römische, jüdisch-christliche, germanische, keltische, slavische Elemente.

Es scheint auf den ersten Blick wunderbar und schwer verständlich, dass die starken, stolzen Germanen in den neueroberten Ländern ihr Volksthum sich nicht zu bewahren wissen. Die Cultur besitzt jedoch so transscendente Gewalt und übt solche überwiegende Reize aus, dass die Germanen sich bald ihres edlen Barbarenthums schämen und sich desselben entledigen, nicht ohne Schaden für ihre moralische Natur. Gaupp in seinen „Germanische Ansiedlungen auf römischem Boden“ hat uns zuerst diesen Umwandlungsprocess im Detail vorgeführt, und dadurch verständlicher gemacht. Die Germanen wurden von den Römern völkerweise in Sold genommen; dies hiess aber, dass

sie in den Provinzen einquartirt wurden, wo die Bürger wörtlich Alles mit ihnen theilen, ihnen das halbe Haus, die halben Aecker, die halben Weinberge abtreten mussten. Bedenkt man nun, dass kriegerische Auszügler der Natur der Sache nach weniger Weiber als Männer unter sich haben, so wird man es natürlich finden, dass die Germanen in sehr vielen Fällen in das Verhältniss der Schwiegersöhne bei den römischen Bürgern traten. Schon die Kinder der Eingedrungenen werden unter solchen Verhältnissen Lateinisch, die Reichssprache, adoptirt haben, zumal die Germanen von jeher leicht fremde Sprachen mit Vernachlässigung ihrer eigenen annahmen, wie ja schon der erste geschichtliche Germane, Ariovist, beweist.

Was das römische Reich nicht vermocht hatte, seine Macht über die Länder der Nord- und Ostsee zu verbreiten, seine Nachfolgerin, die römische Kirche, brachte es fertig: Lateinisch war die Sprache der Kirche, des Staates und der Rechtsacte bis nach Norwegen hinauf. Als im Lauf der Jahrhunderte dasselbe im Munde der Redenden erstarb, blühten eine Reihe kräftiger und schöner Töchter empor, das Italienische, Französische, Spanische, Portugiesische, unter dem Namen der romanischen Sprachen bekannt, wie wir die sie redenden Völker mit dem Namen Romanen zu bezeichnen pflegen.

Capitel XIX.

Die Germanen.

In unvordenklichen Zeiten muss ein Haufe Arier die Südküste des Baltischen Meeres entlang, vom untern Niemen und der untern Weichsel bis zur untern Elbe gewandert sein; dies war der Kern, aus welchem die mächtigen Germanen im Laufe der Jahrtausende erwuchsen; von der untern Elbe aus haben dieselben sich über die Erde ver-

breitet. Ohne so kleinen beschränkten Anfang wäre ja die Homogenität eines grossen Volkes gar nicht zu verstehen. Es muss doch an einer einzigen Stelle der Unterschied zuerst hervorgetreten sein, welcher ein Volk von einem verwandten trennt; wir brauchen räumliche Trennung, Nichtberührung, um den Vorgang der Differenziirung zu verstehen, wie Moritz Wagner mit Recht betont. Daher glaube ich an die Wanderung eines wenig zahlreichen arischen Haufens nach der damals relativ fernen Unterelbe, der dort zu Germanen wurde. Elbe, Elv, Elf heisst Fluss, also hier der Fluss.

Was ist nun die physische Charakteristik der Germanen, wie verhalten sie sich darin zu den arischen Schwesternationen? Für mich ist der von Ecker wissenschaftlich bestimmte Schädel der Reihengräber der germanische Normalschädel. Seine Beschreibung gab ich in einem früheren Capitel und setze hier Kollmann's Bericht über Schädel aus altgermanischen Gräbern am Starenberger See zum Vergleich und zur Bestätigung her, dabei bemerkend, dass vom Harz und Hannover ganz übereinstimmende Beobachtungen existiren. Kollmann sagt (Ausland No. 20. 1874): „Das Schädeldach ist besonders ausgezeichnet durch eine starke Entwickelung des Hinterkopfes; die Scheitelhöcker, die tubera parietalia sind, in der Regel ganz verwischt, die Schläfenflächen platt; die Stirn ist nieder, stark vorspringende Augenbrauenbogen beschatten die Augenhöhle, wodurch sich die Nase tief einsetzt. Der Nasenrücken ist schmal und hoch und verräth eine edelgeformte, gerade Nase mit etwas gekrümmtem Rücken; die Backenknochen, zwar stark und kräftig gebaut, treten jedoch nicht auffallend hervor.“ Die niedere Stirn und fein geformte Nase, welche wir an so vielen griechischen Statuen finden, war also, wie aus Obigem hervorzugehen scheint, altarisches Erbtheil. Ein anderer Beobachter bemerkt die schön geöffneten Augenhöhlen der germanischen Schädel; man begreift wie Belloguet in seinem Werk, Ethnogénie gauloise, so beständig von la belle race du nord sprechen kann.

Man findet in uralten Gräbern oft ganz enorm lange Schädel und das ganze Skelett deutet auf gewaltige Kraft. Erinnern wir uns nun, dass Ecker den Breitenindex der Reihengräber im Mittel zu 71,3 fand, so wird man zu dem Resultat kommen, dass die alten Germanen ganz unvermischte Arier waren, die aber unter neuen physischen und socialen Verhältnissen eine unendlich kräftigere physische Organisation zeigen, als uns die alten Aestierschädel aufwiesen. Der frische Seewind der Unterelbe ist jedenfalls günstiger für den menschlichen Organismus als die Luft der östlichen Sümpfe. Nun bedenke man ferner, dass nur die Kräftigsten, Unternehmendsten in die Weite ziehen, die Schwachen zu Hause bleiben, in frühesten Zeiten natürlich noch viel mehr als jetzt, und man wird einen neuen Grund für die markirte Differenz der Germanen und Aestier haben.

Die Stellung der germanischen Sprache im Kreis der Verwandten bezeichnet ihr tiefster Kenner folgendermassen (Grimm, Gesch. d. d. Spr. S. 1030): „Unsere deutsche Sprache schliesst sich, und das ist aller meiner Forschungen Ergebniss, leiblich zunächst an die slavische und lithauische, in etwas fernerem Abstand an die griechische und lateinische an, doch so, dass sie mit jeder derselben in einzelnen Trieben zusammenhängt.“ Slaven und Germanen blieben der Urheimath nahe, beide verharrten im Norden; es ist daher nur natürlich, wenn wir nächste Verwandtschaft zwischen ihren Sprachen wahrnehmen. Die Lautverschiebung ist nur bei den germanischen Dialekten durchgeführt, bei den niederdeutschen die einmalige, bei den oberdeutschen die doppelte; bei andern arischen Sprachen kommt dieselbe nur vereinzelt vor.

Ueber den Namen der Germanen existirt eine eigene Literatur. Es sind so wenig Germänner = Speermänner, als Brüder, germani, der Kelten oder Römer. Am meisten scheinen mir zwei Etymologieen für sich zu haben, die eine von Leo und Jacob Grimm, von Jedem unabhängig gefunden,

die andere von Zeuss. Nach der ersten wäre der Name Germane von dem keltischen *gairm* Ruf, *garmwyn* Rufen, abzuleiten; Germani wären demnach *βοὴν ἀγαθοί*, gewaltige Rufer in der Schlacht geheissen, mit Anspielung auf ihr lautes Schlachtgeschrei, das den Galliern so schrecklich in die Ohren klang. Diese Erklärung hat als Basis die bekannte Stelle des Tacitus (Germania III): „Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint. Ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victo ob metum, mox a se ipsis invento nomine Germani vocarentur." Jedenfalls hatte Tacitus eine solche Ethnologie im Sinn, oder sein Gewährsmann, aber ob dies die richtige war, ist eine andere Sache! Zeuss erklärt den Namen ebenfalls aus dem Keltischen, aber auf ganz verschiedene Weise. Er sagt S. 59 seines Werkes, Germani bedeute Bewohner des Waldgebirges, der Ardennen, und dann jenseits des Rheines; es sei dasselbe Wort, durch m erweitert, wie slavisch *gora*, und sanskr. *giri* Berg. Er citirt für diese Ansicht eine althochdeutsche Glosse *germana* = *ad montem*, die seiner Etymologie einen Anhalt giebt; jedenfalls wäre diese natürlicher und ungezwungener als die erste.

Das Volk selber nannte sich natürlich nicht mit diesem fremden Namen, sondern mit einem einheimischen: Deutsche, von einem alten Wort *teuta* Volk, gothisch mit Lautverschiebung *thiuda*, althochdeutsch *diota*, welches dem lithauischen *tauta* und keltischen *tud regio* begegnet. (Grimm l. c. S. 790.) Deutsch heisst also volksmässig, einheimisch; die Deutschen nennen sich das Volk schlechtweg, gerade wie an einem grossen Fluss derselbe einfach der Fluss genannt, sein unterscheidender Eigenname fast nie gehört wird.

Tacitus zählt drei deutsche Hauptstämme, Plinius (Nat. Hist. IV, 28) fünf. Beiden gemeinsam sind die Ingaevones, quorum pars Cimbri, Teutoni ac Chaucorum gentes, wie es bei Plinius heisst; proximi Oceano besagt dasselbe bei Tacitus. Sie sitzen zu beiden Seiten der un-

tern Elbe und sind die ältesten und ächtesten Germanen; apud Ingaevones origo gentis könnte Tacitus geschrieben haben, wenn seine Nachrichten weit genug in die Morgendämmerung der Geschichte hinauf gereicht hätten. Man liest immer wieder mit Freude seine Schilderung der Chauken cap. 35: „Populus inter Germanos nobilissimus, quique magnitudinem suam malit justitia tueri: sine cupiditate, sine impotentia, quieti secretique, nulla provocant bella, nullis raptibus aut latrociniis populantur. Idque praecipuum virtutis ac virium argumentum est, quod, ut superiores agant, non per injurias adsequuntur. Prompta tamen omnibus arma, ac, si res poscat, exercitus: plurimum virorum equorumque: et quiescentibus eadem fama.“ Dort, an der untern Elbe sind die alten Sitze der Germanen, deren sich die Nachkommen in Ruhe erfreuen. Von hier aus sind sie nach Norden vorgedrungen, haben sich über die cimbrische Halbinsel verbreitet, haben den Sund überschritten und die dort vorgefundenen finnischen Völker allmälig zurückgedrängt, deren letzte Reste die Lappen sind.

In nordwestlicher Richtung bildet sich neben dem alten Stamm ein neuer, die Istaevones oder Iscaevones, proximi Rheno, quorum pars Cimbri mediterranei, wie Plinius uns berichtet, durch ihre Anführung den Beweis liefernd, dass diese von den schlechtweg Cimbri genannten abstammen. Der dritte beiden gemeinsame Stamm sind die Hermiones, quorum pars Suevi, Hermunduri, Chatti, Cherusci nach Plinius. Nun nennt dieser noch zwei Stämme; auch Tacitus weiss, dass man die Zahl derselben grösser angiebt, hält es jedoch offenbar für besser, wo er nicht klar sieht, sich auf das sicher Erkannte zu beschränken. Die zwei dem Plinius eigenen Stämme sind Vindili, quorum pars Burgundiones, Varini, Carini, Guttones, und Peucini, Basternae, contermini Dacis. Wie sind diese zu fassen? Deutlich sind die drei von beiden Schriftstellern gemeinsam überlieferten Stämme die ungemischten Germanen, die zwei von Plinius allein aufgezählten sind die mit Slaven

im Nordosten, mit Kelten und andern arischen Stämmen im Südosten Gemischten. Schaffarik hat wahrscheinlich Recht, wenn er den Namen Vindili, Vandalen als „wendisirte“ Germanen erklärt.

Ich schreite nun zur Besprechung einer Controverse, die seit Jahren Historiker und Ethnologen beschäftigt und in feindliche Lager theilt. Es handelt sich um die westliche Ausdehnung der Slaven oder, was dasselbe ist, um die östliche Ausdehnung ihrer Nachbarn, der Germanen. Tacitus sagt im 38. Capitel: majorem Germaniae partem Suevi obtinent. Alles kommt also darauf an, was man unter Suevi zu verstehen hat. Da kommt nun Jakob Grimm, und belehrt uns, dass *Suevi* = *Slavi* sei, d. h. etymologisch, das Wort bedeute Freie, von *svoi ἴδιος, sui juris, liber;* Russen, Polen, Böhmen sagen *svoboda libertas,* die Slovenen schwanken zwischen *svoboda* und *sloboda,* den Serben gilt nur *sloboda* für Freimuth, Muth. Für Identität der Sueven mit Slaven, Wenden spricht auch der Name *mare suevicum* für das baltische Meer, den uralten Wohnsitz der Slaven, neben dem *Venedicus sinus,* dem Weichselbusen.

Suevia ist dem Tacitus die ganze Osthälfte seines Germaniens, auch Skandinavien gehört dazu, wie die Worte am Ende des 45. Cap. beweisen: hic Sueviae finis, nachdem er im vorhergehenden Capitel die Schweden, im 45. die Aestier abgehandelt hat. *Es ist klar, wie einst die Griechen unter Kelten diese und alle Germanen verstanden und diese beiden Nationen erst später zu unterscheiden lernten, so versteht Tacitus unter Germanen diese und alle Slaven nebst Lithauern.* Oestlich von ihnen wohnen die Sarmaten, zu denen die Fenni gehören. Er lässt uns keinen Augenblick im Zweifel darüber, ja spricht in deutlichen Worten das Princip aus, nach welchem er entscheidet; im letzten Capitel nämlich sagt er, er sei zweifelhaft, ob er die Peuciner, Veneder und Fenner zu den Germanen oder Sarmaten rechnen solle. Er entscheidet sich, die Veneder, d. h. einen Slavenstamm, Wenden, zu

den Germanen zu rechnen, quia et domos fingunt, et scuta gestant, et pedum usu ac pernicitate gaudent; quae omnia diversa Sarmatis sunt, in plaustro equoque viventibus. Sarmaten sind ihm völlige Nomaden, die auf Wagen und zu Pferd leben, keine festen Wohnsitze haben. Völker in jenen Gegenden Osteuropas, die Häuser bauen und überwiegend zu Fuss kämpfen, sind ihm Germanen. Das sind seine deutlichen, nicht misszuverstehenden Worte. Wie konnte es aber auch anders sein: Germanen, Slaven, Lithauer stehen sich ja heute noch in der Sprache zunächst, wie viel näher müssen sie sich vor 1800 Jahren gestanden haben,und was wusste denn Tacitus von den Sprachen jener Völker? Im Aussehen aber, nach welchem er sich hätte richten können, waren sie noch ähnlicher, als in der Sprache, denn alle waren Arier mit blauen Augen, blonden Haaren, weisser Haut, gross. Erst eine spätere Zeit lernte Germanen und Slaven unterscheiden.

Aber es gab noch einen Umstand, der hierbei schwer ins Gewicht fällt, und des Tacitus Irrthum erklärt, wenn nicht ganz unvermeidlich machte. Was nämlich Tacitus Suevia nennt, wurde bewohnt von Völkern dreierlei Charakters: die einen waren unvermischte Germanen, z. B. die Suiones in Skandinavien, die andern waren unvermischte Slaven, z. B. die Lygier, die dritten endlich waren Slaven von Germanen beherrscht: die vandalischen Völker, deren Namen Schaffarik mit Recht als den der Wendisirten erklärt.

Die Lygii im fernen Osten sind die spätern Lechen, der alte Name eines slavischen Volkes, das sich in Polen, Lutizen und Pomoranier theilte, d. h. in Bewohner der Feldgegenden, der Sümpfe, und Anwohner des Meeres. Wenn Grimm S. 710. l. c. sagt: Keinem Zweifel unterliegt, dass ein so bedeutendes neben lauter Germanen auftretendes und in deutsche Händel verflochtenes Volk rein deutsch war, so würde aus genau denselben Gründen folgen, dass auch die Franzosen „rein deutsch“ sind. Nicht glücklicher ist er mit den *Ζοῦμοι*, deren *Z* doch gar deutlich für ihre

Slavicität spricht. Aber am schlimmsten fahren die Mogilones bei Grimm, die doch gar nicht zu verkennen sind als „Hügelbewohner“, von sl. *mogila* Hügel, wovon ja auch der Ort Mügeln den Namen hat. Um ihre Deutschheit zu retten, scheut sich Grimm nicht, dieselben zu „Meuchelmördern“ zu machen! S. 712. 13. l. c. Dann doch lieber ehrliche slavische Hügelbewohner, als schurkische Deutsche, würde wohl das einstimmige Urtheil der Mogilonen sein.

Wenn also von einem Volk der Suevia des Tacitus die Rede ist, wird immer erst im Einzelnen zu untersuchen sein, zu welcher der drei oben aufgeführten Klassen dasselbe gehört. Die Semnonen nennt Tacitus das Hauptvolk jener östlichen Gegenden; ich halte dieselben für reine Slaven aus zwei Gründen: erstens finde ich keine Andeutung eines deutschen Elements bei ihnen, und zweitens sprechen von Tacitus angeführte Charakterzüge derselben gegen ihre Deutschheit. Cap. 39 heisst es vom heiligen Hain der Semnonen: Nemo nisi vinculo ligatus ingreditur, ut minor, et potestatem numinis prae se ferens: si forte prolapsus est, attolli et insurgere haud licitum; per humum evolvuntur: eoque omnis superstitio respicit, tamquam inde initia gentis, ibi regnator omnium deus, cetera subjecta atque parentia. Alles dies klingt nicht deutsch, weder das Betreten des heiligen Hains von Gefesselten allein, noch das Kriechen auf der Erde, wenn einer zufällig ausgleitet, noch der Schlusssatz von allgemeiner Unterwerfung und Gehorsam gegen die Götter. Alles dies sieht eher Slaven ähnlich.

Aus ähnlichen Gründen will mir der Priester der Nahervalen im weiblichen Gewand, muliebri ornatu, nicht deutsch scheinen. Latham erinnert mit Recht an Adams von Bremen Beschreibung der Priester der alten Kurländer (De situ Daniae c. 223): Divinis auguribus atque necromanticis omnes domus sunt plenae, qui etiam vestitu monachico induti sunt.

Ebenso erscheint mir der Herthus- oder Nerthusdienst, welchen Tacitus im 40. Capitel beschreibt, entschieden slavisch, viel eher zu milder gestimmten Slaven, als zu

wilden kriegerischen Deutschen passend. Wie stimmt denn die körperliche Anwesenheit der Göttin auf einem Wagen zu dem, was Tacitus über den Glauben der alten Deutschen im 9. Capitel sagt? Ceterum, neque cohibere parietibus deos, neque in ullam humani oris speciem adsimulare, ex magnitudine coelestium arbitrantur. Hier ist ein offenbarer Widerspruch, der sich erst löst, wenn man annimmt, dass die Nerthusvölker zur Klasse der slavischen Stämme der Suevia gehören.

Nun wird man fragen, wie verhalten sich denn die Suevi des Cäsar am Rhein zu den alten östlichen Suevi, sind das etwa auch Slaven? Ich sage: ja, sie kamen aus der alten östlichen Suevia. Von dort drängten Völkerschaften nach Böhmen und über die Donau, die keltischen Bojer vor sich her treibend. Die Vindelici südlich der Donau, die freilich von den Römern stets Kelten genannt werden, sprechen doch durch ihren Namen zu deutlich einen Zusammenhang mit den Vindili, Wenden aus. Zugegeben kann werden, dass ein Theil der Kelten zurückblieb, und so zur Bezeichnung des Volkes als eines keltischen Veranlassung gab; wahrscheinlicher ist jedoch, dass die Römer mit Kelten in jener Gegend nicht germanische Arier bezeichnen wollten. Durch diesen Vorstoss der Slaven bis an den Rhein würde sich der Name lacus Venetus für den Bodensee und das Antreffen von Sueven am Rhein erklären. Diese Sueven mögen von den Chatten unterworfen sein, was das Nichterwähnen derselben bei Tacitus begreiflich machen würde; es wäre aber auch möglich, dass diese Unterwerfung schon vor Cäsars Zeit stattgefunden hatte, die linksrheinischen Kelten aber die Sieger mit dem Namen der alten besiegten Bewohner des Landes zu nennen fortfuhren, gerade wie wir ja heute noch dort wohnende Deutsche Schwaben, d. i. *Sueven* = *Slaven* nennen.

Wersebe war meines Wissens der erste, welcher diese Ansicht verfocht, nach ihm sprachen Schaffarik und Latham dieselbe aus; vielleicht gelingt es der Archäologie

durch aufgezeigte Unterschiede in den hinterlassenen Denkmälern dieselben zu unterstützen.

Die Burgunder gehören ebenfalls zur Gruppe der vandalischen Völker. Die gewöhnliche Ableitung des Namens, an der auch Grimm festhält, ist von Burg, wobei jedoch die Endsylbe dunkel bleibt. Noch zweifelhafter wird die Sache, wenn man bedenkt, dass von Burgen bei keinem Germanenstamm in den ersten Jahrhunderten n. Chr. die Rede sein kann, und dann würde doch nicht ein einziger Stamm im Flachland des Nordostens Burgen gehabt haben. Nun finde ich, dass Portham in Recherches sur les nations de la race finnoise, t. 4. des Mémoires de la société des belles lettres hist. et artif. de Suède, Stockholm 1795 angiebt, dass noch zu seiner Zeit das Land zwischen dem Peipussee und der Ostsee „*Lappe-Gundar*" genannt werde, Lappenland. Also *Burgund*, gen. *Burgundar* ist *Burenland*, wie es Finnen und Finnländer, Deutsche und Deutschländer giebt. Mit dem letztern Ausdruck bezeichnen die pennsylvanisch-deutschen Bauern einen Mann aus Deutschland, während sie sich selber Deutsche nennen. Die alten Buren waren also offenbar ein lygischer Stamm, Slaven, die von Germanen unterjocht wurden, welche von ihren neuen Wohnsitzen den Namen Burgunder = Burenländer erhielten.

Wenden wir uns nun zu den Institutionen und Sitten der Germanen. Nach unserer Ansicht sind die Germanen kriegerische Auszügler aus dem uralten Muttervolk, wie alle andern ausgewanderten Arier. Das Eigenthümliche der germanischen Wanderung, was derselben ihren Stempel aufdrückt, ist, dass dieselbe sich in nahe denselben Breitengraden hält, in denen das Muttervolk lebte. Dadurch erhielten sich die Germanen ursprünglicher und reiner als die andern Arier, aus zwei Gründen: Erstens fanden sie beinahe dieselben klimatischen Lebensbedingungen vor, welche sie zu Hause hatten, und zweitens trafen sie in jenen neubetretenen nördlichen Breiten nur eine spärliche Bevölkerung an, die auch in der Vermischung keinen

wesentlichen Einfluss auf die Germanen ausüben konnte. Erst spätere Zeiten und eine höhere Civilisation haben es verstanden, auch in den Ländern höherer Breiten eine zahlreiche Bevölkerung möglich zu machen.

Der grosse unterscheidende Zug nun zwischen Germanen und Lituslaven, und wohl eine directe Wirkung der kriegerischen Wanderung ist das Verschwinden der Sippengemeinschaft, und die dafür eintretende Einzelfamilie. Dies bedeutet aber den grössten Fortschritt im Sinn der Freiheit, den eine Bevölkerung überhaupt thun kann. Anstatt aller theoretischen Auseinandersetzungen verweise ich einfach auf den geschichtlichen Verlauf, welcher bei so nah verwandten Völkern, wie Slaven und Germanen sind, eine so ungleiche Kraftentwickelung zeigt. Um dieses Argument einleuchtender zu machen, will ich noch an die so grosse numerische Ungleichheit zwischen beiden Völkern erinnern, wie sie für dieselben während der ganzen alten Zeit bis beinah auf unsere Tage anzunehmen ist. Die alten Schriftsteller erwähnen stets die unzählige Menge der Slaven, vis innumera Vinidorum, die über einen so weiten Erdraum ausgebreitet war. Das alte Germanien hingegen ist der verhältnissmässig beschränkte Raum zwischen Rhein, Donau, Oder, mit seiner nördlichen schmalen Verlängerung über die jütische Halbinsel und die dänischen Inseln nach Schweden und Norwegen hinein. Wie viele Menschen konnten auf diesem Raum zur Zeit des Tacitus leben? Nicht viele. Der grössere Theil des Landes war noch nicht urbar gemacht, es war in universum aut silvis horrida aut paludibus foeda, informis terris, aspera coelo, tristis cultu aspectuque, nach des Tacitus Beschreibung also ein Land mit Wäldern und Sümpfen bedeckt, mit rauhem Himmel, unangebaut, einen traurigen Anblick gewährend. Es gab keine Obstbäume dort; Pferde und Vieh waren klein und unansehnlich, ihr einziger Besitz. Von den Nachbarn der Germanen, den Aestiern, sagt Tacitus: „Frumenta ceterosque fructus patentius, quam pro solita Germanorum inertia laborant,“ Getreide und andere Feldfrüchte

ziehen sie mit mehr Fleiss, als dies die Germanen mit ihrer gewöhnlichen Trägheit thun. Mit dieser Charakterisirung stimmt Cäsar ganz überein: „Germani agriculturae non student," die Germanen treiben nicht eifrig Ackerbau. Beide römische Schriftsteller geben übereinstimmend an, dass die Germanen sich hauptsächlich von Milch, Käse, Fleisch der zahmen und wilden Thiere nährten. Wir kennen heute genug Völker, die noch auf dieser Stufe der ökonomischen Entwickelung stehen, z. B. die Kirgisen. Auch im westlichen Nordamerika ergeben sich Auszügler aus den Ackerbaudistrikten zuerst der Viehzucht, mit Vernachlässigung des ihnen aus der alten Heimath recht wohl bekannten Ackerbaues, bis später die Zunahme der Volkszahl zu letzterem zurückzukehren zwingt. Aus alledem wissen wir, dass ausgedehnte Viehzucht stets und nothwendig mit geringer Volkszahl verbunden ist.

Können wir nun aber nicht die Zahl der Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte noch näher bestimmen? Durch Aufführung einer Zahl bei Vellejus Paterculus ist es nun allerdings möglich, dies zu thun. Vellejus giebt nämlich II. 109 das Heer des Marbod auf 74,000 Mann an. Aus einer Stelle des Tacitus wissen wir, dass die beiden Rivalen Marbod und Armin sich in Germanien theilten, vis nationum in aequo. Nun nehme ich im Heer Marbod's eine Anzahl Slaven an, dafür sind aber die nordöstlichen Germanen jedenfalls nicht in den Heeren der beiden Rivalen vertreten gewesen, Skandinaven und ihre Auszügler auf der Südseite des Baltischen Meeres. Lässt man nun diese die Slaven im Heer des Marbod vertreten, so erhält man für ganz Germanien ein Heer von 148,000 Mann. Wie gross muss nun ein Volk sein, um eine solche Armee stellen zu können? Schlagen wir zur Beantwortung dieser Frage den Census der Vereinigten Staaten auf, die weite Ländereien und arische Bevölkerung besitzen, also zwei Bedingungen mit dem alten Germanien gemein haben. Der Census von 1870 belehrt uns, dass gerade ein Viertel der Bevölkerung Männer über 21 Jahre alt sind. Ich spreche

hier nur von den freien Germanen, den Vollgermanen, die alle Soldaten waren; bei einer solchen Bevölkerung wird in der That der vierte Theil in's Feld zu rücken vermögen, denn die Alten und Kranken unter ihnen werden vertreten durch die Rüstigen unter 21 Jahren. Es wäre also nur eine Bevölkerung von rund 600,000 freien Germanen erforderlich um ein Heer von rund 150,000 Mann zu stellen. Dies die Minimalzahl. Da nun aber Marbod's Heer kein Volksheer, sondern ein geworbenes und recrutirtes war, so wollen wir die freie Bevölkerung auf das Doppelte anschlagen, also 1,200,000. Mehr anzunehmen nöthigt nichts; über die Anzahl der Unfreien ist nichts bekannt. Nach Tacitus arbeiten die freien Greise, Kriegsuntüchtigen und Frauen im Feld; nehmen wir daher 1,000,000 Unfreie an, d. h. beinahe so viele wie Freie, so scheint das reichlich genug. Das Resultat wäre dann eine Gesammtbevölkerung von 2,200,000 Menschen.

Weit entfernt, den Ruhm der Germanen zu verringern, muss es denselben um ein Beträchtliches vergrössern, dass eine geringe Zahl so Gewaltiges vollbringen konnte. Das Geheimniss seiner Stärke muss in den geistigen Fähigkeiten, der Willensstärke und Charakterfestigkeit des Germanenvolks zu suchen sein; und da finden wir es in der That. Nie ist einem Volk bei seinem Eintritt in die Weltgeschichte ein so herrliches Zeugniss ausgestellt worden als den Germanen von Tacitus, und wohl dürfen die späten Nachkommen sich an dem „goldenen Büchlein“ der Germania mit Recht erfreuen.

Cäsar und Tacitus erzählen uns so viel von den Germanen, dass es möglich wird, eine Vorstellung ihrer Lebensweise zu gewinnen. Zunächst fällt alles Städteleben fort: Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est, (Germ. XVI); wir sehen ausschliesslich Landbewohner. Diese wohnen in einzelnen Gehöften, colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit, wohin eine Quelle, Feld und Wald einladen, gerade wie es die Altsachsen in Westphalen, die Angelsachsen in allen Welt-

theilen heute noch thun. Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung, Ackerbau wenig bedeutend. Die Hauptarbeit fällt den Unfreien, *servi*, zu, Kriegsgefangenen und ihren Nachkommen, die beinahe die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Bei den ärmeren Freien, die keine oder nicht viel Sklaven haben, und das war doch wohl die Mehrzahl, muss freilich Alles mit zugreifen, Weiber, Greise, Kinder und Krüppel.

Von den freien Männern heisst es bei Cäsar IV. 21.: „Vita omnis in venationibus atque in studiis rei militaris consistit“, sie gehen auf die Jagd und beschäftigen sich mit Militärwesen, was ja Beides auch heute noch die Hauptbeschäftigung des grösseren Theils des deutschen Adels ist. Tacitus ertheilt den Chatten besonders ein hohes Lob in Bezug auf ihr Kriegswesen: „Alios ad proelium ire videas, Chattos ad bellum.“ Wer denkt dabei nicht an die Erlebnisse der letzten Jahre, in denen sich dasselbe beim deutschen Heere zeigte? Wir erkennen aus diesen beiden Stellen das innerste Wesen der Germanen: sie sind ein durch und durch kriegerisches Volk, Krieg ist ihre höchste, immerwährende Beschäftigung. Neuerdings an der March aufgefundene, wahrscheinlich von den Quaden herrührende grossartige Befestigungen machen das Wort des Tacitus wahr (Germ. XXXVII): „Veteris famae late vestigia manent, utraque ripa castra, ac spatia quorum ambitu nunc quoque metiaris molem manusque gentis, et tam magni exercitus fidem.“

Für das ganze Wesen der Germanen, ihre physischen und moralischen Eigenschaften hat ein Umstand hohes Gewicht, den Cäsar und Tacitus nach Gebühr erwähnen und schätzen. Der Erstere erzählt, dass es dem jungen Mann für schimpflich gelte, vor dem zwanzigsten Jahr Geschlechtsumgang zu haben; der Zweite sagt in seiner lakonischen Art: „Sera juvenum Venus.“ Wer recht erfassen will, welchen unendlichen Vortheil dies physische, moralische, intellectuelle völlige Auswachsen hat, der kann es am besten thun, indem er sich durch das Studium der aus-

gezeichneten Arbeit von Ploss über das Heirathsalter der Frauen bei den verschiedenen Völkern (Mittheilungen der Gesellschaft für Erdkunde in Leipzig, für 1872) von dem Unwesen überzeugt, welches die entgegengesetzte Praxis beinahe aller andern Völker im Gefolge hat. Diese Völker in ihrer gierigen Geilheit beachten nicht die einfachsten, bekanntesten Gesetze der Aufzucht der Thiere; sie missbrauchen schon Kinder; das römische Gesetz z. B. verbietet, Concubinen unter 12 Jahren zu halten. Manu's Gesetzbuch bestimmt das Heirathsalter zu 8 Jahren; das ist ein mögliches Alter für die Neger und Mulatten Indiens, für unvermischte Arier hat eine solche Bestimmung keinen Sinn.

Keusch ist das Leben der Germanen, Ehebruch kommt selten vor und wird an der Frau hart gestraft. Monogamie ist allgemeine Regel, nur bei Fürsten findet sich noch „non libidine, sed ob nobilitatem," aus politischen Rücksichten, Vielweiberei. Nach dem Zeugniss von Roth (Journal of American Oriental Society T. III.) zeigen die Veden genau denselben Stand der Dinge bei den Ariern Indiens. Die Brautleute schenken sich anstatt glänzenden Schmuckes aufgeschirrte Rosse und Waffen: hoc maximum vinculum, haec arcana sacra, hos conjugales deos arbitrantur. — — Sera juvenum Venus; eoque inexhausta pubertas: nec virgines festinantur; eadem juventa, similis proceritas: pares validaeque miscentur: ac robora parentum libri referunt.

Welch herrliches Bild eines einfachen, keuschen, tapfern Volks! Kein Wunder, dass in diesen Ehen die Eroberer der Welt gezeugt wurden!

Die germanische Frau zeigte schon in ihrem Aeussern ihren von andern Frauen so abweichenden Charakter; sie war, wie die Skelette der germanischen Reihengräber uns zeigen, hohen Wuchses und von kräftigem Bau, laborum periculorumque socia, ganz das Gegentheil der Weiber jener Völker, bei denen die Frauen eine untergeordnete Rolle spielen. Gerhard Rohlfs macht hierüber folgende Bemerkung

(Petermann's Ergänzungshefte No. 34. S. 45.): „Am auffallendsten sehen wir das bei den Arabern, bei denen die Frau zu einer blossen Concubine herabgesunken ist, und wo sie selten eine Grösse von 4 Fuss erreicht." Ganz ähnlich beobachtete Henry Elliot in Alaska, dass, während die männlichen furseals, die ausgezeichnetsten Polygamisten, im Durchschnitt 500 Pfund wiegen, das Durchschnittsgewicht der weiblichen nur 80 Pfund ist.

Als die römische Welt alt geworden und in Fäulniss übergegangen war, kamen die jungen Steinadler des Nordens und bemächtigten sich nach Jahrhunderte langem Ringen der Herrschaft. Ihre Schaaren ergossen sich über alle Provinzen Westroms, bis nach dem fernen Land der Picten und Scoten. Aber wie so oft, so auch hier: die politischen Herren wurden die gelehrigen Schüler ihrer Untergebenen, und das römische imperium setzt sich fort in der römischen Kirche. Tausend Jahre ertrugen die Germanen die neue Herrschaft, dann folgten sie den innersten Instincten ihrer Natur: die grosse Kirchentrennung fand statt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die man mit gutem Recht eine Völkertrennung nennen kann.

Die Kelten hatten sich der christlichen Kirche mit einer Hingebung ohne Gleichen angeschlossen, und hatten ihr auf der andern Seite viel von ihrem Wesen mitgetheilt. Wir haben in einem frühern Capitel gesehen, welches ausgedehnte Religionssystem die Druiden hergestellt hatten. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, der Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts liege der alte Gegensatz zwischen Kelten und Germanen zu Grunde, der Katholicismus sei wesentlich die keltische Auffassung des Christenthums, der Protestantismus die germanische. Ich rufe zur Begründung dieser Ansicht einen unverdächtigen Zeugen auf. Cäsar berichtet uns Folgendes über die Religion der beiden Völker. Die Kelten hatten einen Papst: his autem omnibus Druidibus praeest unus, qui summam inter eos habet auctoritatem (Bell. Gall. VI. 13). Die Priester sind Richter in privaten und öffentlichen Angelegenheiten;

fügt sich einer ihren Dekreten nicht, so verfällt er dem Interdict, das classisch in demselben Capitel von Cäsar beschrieben wird: „Si qui aut privatus aut publicus eorum „decreto non stetit, sacrificiis interdicunt. Haec poena „apud eos est gravissima. Quibus ita est interdictum, hi „numero impiorum ac sceleratorum habentur; his omnes „decedunt, aditum eorum sermonemque defugiunt, ne quid „ex contagione incommodi accipiant: neque his petentibus „jus redditur, neque honos ullus communicatur.“ Glaubt man sich nicht vollständig in's finsterste Mittelalter versetzt, wenn man dies liest? Die römische Kirche hat offenbar einfach copirt, fortgesetzt, was die Druiden hergestellt hatten. Schulen erzogen diese für ihren Beruf, auf denen manche zwanzig Jahre der Vorbereitung zubrachten. All dies begründet hinreichend das schliessliche Urtheil Cäsar's über die Kelten: „Natio est omnis Gallo- „rum admodum dedita religionibus.“

Von alledem nun bei den Germanen keine Spur. Cäsar sagt (Bell. Gall. VI. 21): „Germani multum ab hac consuetu- „dine (Gallorum) differunt: nam neque Druides habent, „qui rebus divinis praesint, neque sacrificiis student.“ Die Priester sind vorhanden, aber sie spielen keine hervorragende Rolle. Man kann sagen: bei den Kelten stehen die Priester obenan, bei den Germanen die Krieger. Die politischen Versammlungen eröffnet ein Priester, und ebenso beobachtet ein solcher die auf öffentliche Angelegenheiten sich beziehenden Auspicien, während die privaten vom Familienhaupt besorgt werden.

Man wird nun zugeben, was ich behaupte: die Reformation ist die Wiederherstellung des alten Verhältnisses zwischen Krieger und Priester bei den Germanen; die Krieger, obenan die Fürsten, erhalten wieder die erste Stelle im öffentlichen Leben, die ihnen von den Priestern so vielfach streitig gemacht worden war, und deren Macht wird auf dasjenige Mass reducirt, welches dem germanischen Wesen entspricht.

Ich habe im Vorhergehenden den Schädel der Reihen-

gräber als germanischen Normalschädel hingestellt, und an vielen Stellen behauptet, dass alle alten Germanen blond und blauäugig gewesen seien. Wie steht es aber mit den heutigen Germanen? Diese sind, wie schon der Augenschein lehrt, zum grossen Theil sehr verschieden von den alten. Ich glaube aus vielen Beobachtungen gefunden zu haben, dass nur 70 Procent derselben blaue Augen und mehr oder weniger blondes Haar haben. Die in Deutschland angestellten Zählungen in den Schulen, so weit sie mir bekannt sind, stimmen nahezu mit diesem von mir vermutheten Procentsatz überein. Von einem intelligenten Schotten finde ich in einem Journal folgende interessante Bemerkungen über das Colorit der heutigen Schotten: „It is generally believed that the Scots are a very fair „race, most of them having light hair and blue eyes; but „I am confident that, in proportion to their numbers, there „are more persons in Scotland who have black and dark „brown hair, and dark eyes, than in the northern United „States. Indeed, I think the Scots are a darker race than „the English, and far more so than the Germans." Sehr wichtig in ethnologischer Hinsicht ist die Thatsache, dass der alte deutsche Adel ohne Ausnahme noch gegenwärtig blaue Augen hat. Finden sich einmal andere, so lassen sie sich leicht durch ein fremdes Element im Stammbaum erklären. Dies beweist ohne Widerrede, dass braune Augen erst später eingedrungen sind, denn der Adel ist der alte Kern der Nation, um den sich die andern Elemente lagerten. Von grossen Deutschen hatte übrigens Luther ganz dunkle Augen, Goethe bekanntlich braune. Norddeutsche und Skandinaven sind noch viel blonder als die Mittel- und Süddeutschen.

Messen wir aber die Schädel der heutigen Germanen, so finden wir, dass nur die Skandinaven noch in ihrer grossen Mehrheit die alte dolichocephale Form rein zeigen. In Südwestdeutschland glaubt man nur einem Viertel der gegenwärtigen Bevölkerung noch dolichocephale Schädel zuschreiben zu dürfen. Anstatt des Mittels von 71.3, welches

Ecker für die alten Reihenschädel Südwestdeutschlands fand, stellte sich für die jetzigen Kurzschädel in derselben Gegend ein Mittel von 83.5 heraus. Die alten sogenannten Hügelgräber zeigen sehr oft breite Schädelformen, und man ist zu der Annahme genöthigt, dass die Nachkommen der Hügelgräberleute im Lauf der Zeit den Sieg über die Nachkommen der Reihengräberleute davon getragen haben. Dr. Hölder behauptet, er könne durch die Jahrhunderte den Process der Umwandlung der Langköpfe in Kurzköpfe verfolgen, und seine Behauptung stützt sich auf zahlreiche Beobachtungen in seiner Heimath Würtemberg. Virchow hat gefunden, dass die Friesenschädel im Mittel mesophal, aber viel niedriger sind, als andere Germanenschädel. Da die alten Friesen am Ausfluss des Rheins wohnten, und diese Schädelform sich heute vorzüglich auch auf den kleinen holländischen Inseln zeigt, bin ich sehr geneigt, zur Erklärung dieser Chamaecephalie die Notiz Cäsar's (B. G. IV. 10) herbeizuziehen, wonach jene Gegend zum grossen Theil a feris barbarisque nationibus incolitur, ex quibus sunt, qui piscibus atque ovis avium vivere existimantur. Hier macht Cäsar einen ganz bestimmten Unterschied zwischen den civilisirteren Germanen und jenen wilden Stämmen, die sich von Fischen und Vogeleiern nährten. Man denkt dabei an ein niedrig stehendes Volk wie die heutigen Quänen, und ist geneigt in ihnen die anarischen aborigines jener Gegenden zu sehen. Beiläufig will ich hier erwähnen, dass die Friesen durchaus nicht der einzige deutsche Stamm sind, die noch in ihren ältesten uns bekannten Sitzen wohnen, wie Virchow in Jena behauptete,. denn die Hessen haben ebenfalls das Land noch inne, in welchem wir die Chatten, ihre Vorfahren, zuerst sehen. Professor Kollmann, der uns die dolichocephalen Baiern so ausgezeichnet beschrieb, soll uns nun ihre ziemlich kurzköpfigen Nachkommen beschreiben (l. c.): „Ganz anders verhält sich bezüglich des Schädeldaches der Kurzkopf, der Brachycephale. Der Aufbau des Schädels geschieht nicht nach hinten, wie bei den Langköpfen, sondern

nach oben, der Scheitel ist gewölbt und fällt steil ab, so dass das Hinterhaupt wie abgeschnitten scheint, und am Lebenden in gerader Linie in die Nackenfläche übergeht; die Scheitelhöcker sind stark entwickelt, die Schläfenflächen nicht platt, sondern gewölbt. Die Stirn ist hoch, die Augenbrauenbogen wenig vorspringend, die Nase mit hohem Rücken, das Gesicht breiter als beim vorhergehenden Typus."

Wahrscheinlich haben wir in den heutigen Isländern, physisch wie geistig, die alten Germanen am treuesten uns erhalten, wegen ihrer räumlichen Entfernung und wegen des Klimas — alte Germanen in Eis präservirt! In ihnen erkennt man noch leicht die Tugenden der Alten, wie auch deren Fehler und Beschränktheit.

Nachdem wir in diesem Buch die Arier auf ihren Zügen in der alten Welt begleitet haben, und ehe diese zu noch weiteren Fahrten in der neuen sich anschicken, wollen wir noch eine sich aufdrängende Frage zu beantworten suchen. Was zeichnete die Arier aus, was unterschied sie von allen andern Völkern, und befähigte sie zu der Rolle, die wir sie spielen sehen? Wir zeigten die älteste Schädelform der Arier auf; sie verrieth keine bedeutende Entwicklung geistiger Fähigkeiten, eher das Gegentheil. Das Klima des Baltischen Meeres ist rauh und wenig geeignet zur Förderung höherer Gesittung, zur Entwicklung geistiger Kräfte, wie deren eine welterobernde Race bedarf. Was war es also, das diese Race vor andern auszeichnete und zu ihren Herren machte? Wir können in den ältesten Ariern keine Halbgötter sehen, und müssen uns deshalb nach einer natürlichen Erklärung der wunderbaren Erfolge umschauen, die uns hier beschäftigt haben.

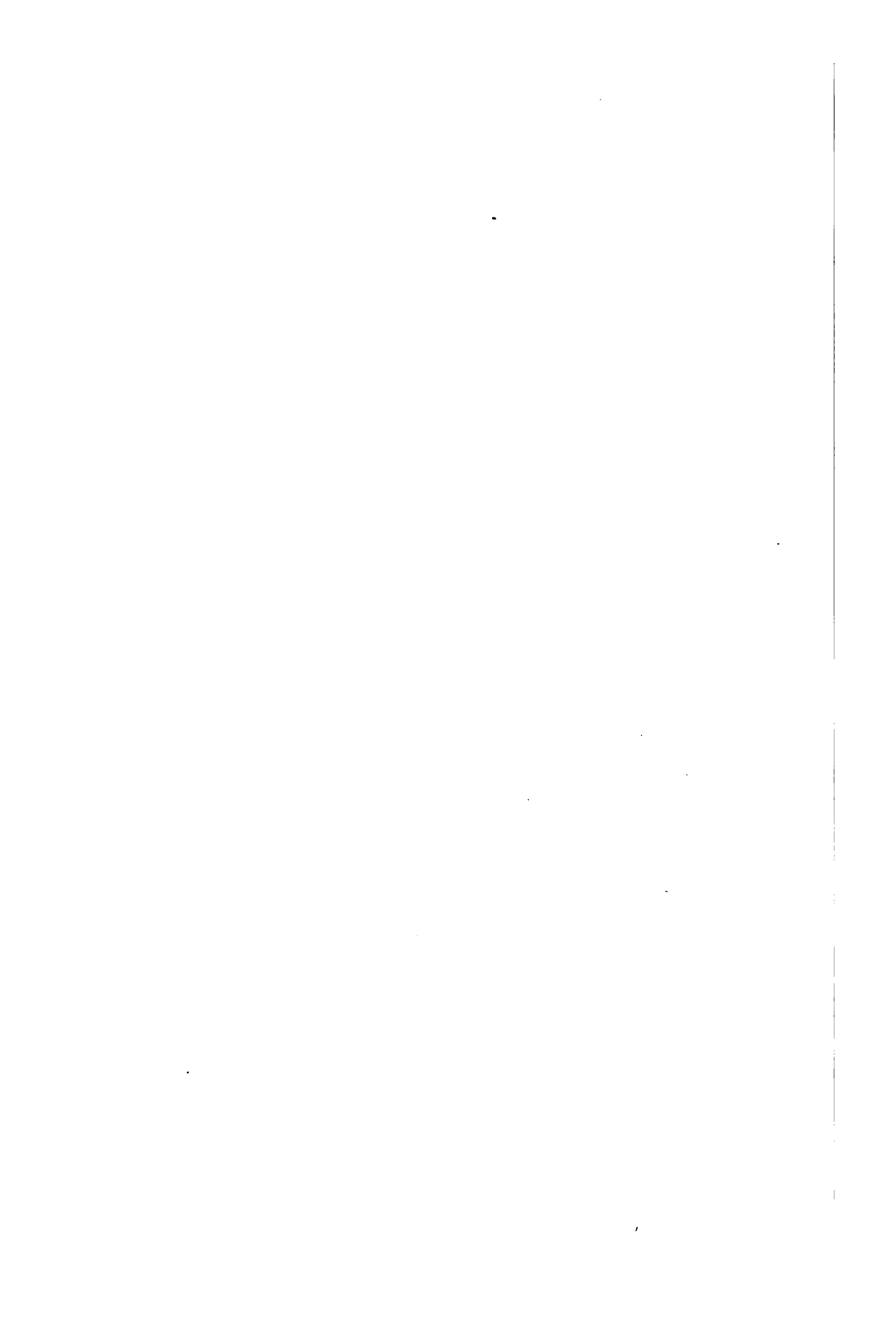
Ich möchte hier, si parva licet componere magnis, an einen parallelen Fall in Nordafrika erinnern, den Gerhard Rohlfs bespricht (Petermann's Ergänzungshefte Nr. 34): „Von allen das ungebildetste Volk waren die Fullan; jedoch mit guten Anlagen und eisernem Willen begabt, nahmen sie schnell Alles von den ihnen unterworfenen Völkern an, und manchmal vervollkommneten sie die ihnen nun

bekannt gewordenen Künste. Da aber, wo sie bei ihrer Urbeschäftigung, der Viehzucht, blieben, sind die Fellata noch heute, was sie vor Jahren waren, und selbst in dieser primitiven Beschäftigung stehen sie andern Völkern weit nach.“

Grosse ursprüngliche Unbildung, eiserner Wille, Berührung mit fremden Bildungselementen hier wie dort; wir schliessen deshalb nothwendig auch auf das Vorhandensein der guten Anlagen bei den Ariern, welche Rohlfs bei den Fullan hervorhebt. Die Arier entwickeln sich aber ihrer ganzen Natur nach so langsam, dass man in der ersten uns zugänglichen Periode ihrer Geschichte diese guten Anlagen noch nicht sehr bedeutend hervortreten sieht.

Drittes Buch.

Die neueren Arier, bis zur Gegenwart.



Capitel XX.

Die Oeffnung des Oceans.

Höhere menschliche Cultur war zuerst an die Thäler mächtiger Ströme gebunden, welche fruchtbares Land und leichten Transport boten. Wir sehen daher mächtige Culturstaaten in den Thälern des Hoangho, Jantsekiang, Indus, Ganges, Euphrat und Tigris, und des Nil. Wie dieser letzte Fluss sich in das Mittelmeer ergiesst, so erweitert sich die ihrer Natur nach enge potamische Cultur zu einer mediterranen in Griechenland und Rom. Dieser schliesst sich eine andere mediterrane Cultur an, die der Ost- und Nordsee. Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde der Ocean zum ersten Mal durchsegelt. Eine Reihe trügerischer Argumente lockte Columbus, „den Osten auf dem Westweg zu erreichen". Columbus ist bekanntlich im Glauben gestorben, dies erreicht zu haben, in Asien gewesen zu sein. Als er aber einst im Fieber am Fluss Belen lag, da hatte er eine Vision, welche ihm die innerste Bedeutung all seiner Unternehmungen enthüllte; eine Stimme rief ihm zu: du hast in deinem Besitz die Schlüssel, die Ketten des Oceans zu lösen! Mit der Fahrt des Columbus war der vieltausendjährige Zauber gebrochen, in dessen Bann der Ocean lag. Wenige Jahre später wurde Afrika umschifft, Indien auf dem Seewege erreicht; bald auch segelte Magellan um die Spitze Südamerikas herum in den grossen Ocean, und der glücklichere rückkehrende Begleiter desselben erwarb sich für sein Wappen die stolze Devise:

primus circumdedisti me. Da die Oberfläche der Erde zu drei Theilen aus Wasser, zu einem Theil nur aus Land besteht, so leuchtet die übergrosse Bedeutung der Oeffnung des Oceans leicht ein. Es ist dies der Anfang der grössten Revolution, die in den menschlichen Angelegenheiten überhaupt möglich war, und wir sind noch mitten darin. Wunderbarerweise giebt es eine alte Prophetie, welche einen solchen Umschwung verhiess. In seiner Medea lässt der römische Philosoph Seneca den Chor sagen:

Venient annis
Saecula seris, quibus Oceanus
Vincula rerum laxet, et ingens
Pateat tellus, Thetisque novos
Detegat orbes, nec sit terris ultima Thule.

In späten Zeiten werden Jahrhunderte kommen, in welchen der Ocean die Fesseln der Dinge lockern wird; Thetis wird neue Erdtheile aufdecken, und Thule wird nicht mehr das äusserste der Länder sein. Also die Fesseln der Dinge, vincula rerum, sollen gelockert werden durch den Ocean. Vergleiche man heute, nach nicht ganz 400 Jahren, die menschlichen Verhältnisse mit den entsprechenden von damals in Wissenschaft, Religion, Politik und Oekonomie, und man wird freudig sehen, wie gewaltig der alte Ocean an den Fesseln gerüttelt und wie sehr er dieselben gelockert hat!

Natürlich wurde vor Allem auch das Organ der oceanischen Schifffahrt von dieser allgemeinen Wandlung und Vergrösserung betroffen. Anstatt der kleinen langsamen Caravelen des Columbus sehen wir heute stolze eiserne Schraubendampfer von 4000 Tonnen den Ocean durchfurchen, von denen mit vollem Recht das Wort des deutschen Dichters gilt: „des Menschen Grösse, sie ist dein.“

Es beginnt nun eine neue arische Wanderung, die wir zu betrachten haben.

a. Die romanische Colonisation.

Zunächst waren es die Romanen, welche nach den neuen Ländern eilten. Von ihnen waren ja die Entdeckungen gemacht worden; obgleich die äussersten Germanen, die Normannen, über Island und Grönland schon um's Jahr 900 nach Amerika vorgedrungen waren, aber das durch Zufall Gefundene und nie voll Gewürdigte sich durch Zufälle hatten wieder entschlüpfen lassen.

Humboldt macht auf den Umstand aufmerksam, dass die Expedition des Columbus am Abend vor dem ersten Erblicken des Landes ihren Cours änderte, weil man eine Schaar Papageien hatte südwestlich fliegen sehen. Man könnte im Allgemeinen sagen, die Romanen hätten sich die Papageien zu Leitvögeln bei ihren Colonisationen ausersehen. Sie nehmen mit Vorliebe die Aequinoctialländer der neuen Welt in Besitz, gründen wichtige Colonieen im äquatorialen Afrika und Asien. Dabei ist nun zu bemerken, dass die Portugiesen, aus Wahlverwandtschaft offenbar, die heissen und feuchten Länder näher am Aequator besiedeln, während die Spanier sich heimischer fühlen in den heissen und trockenen subtropischen Gebirgsländern und Ebenen. Beiden Nationen kam das afrikanische Blut in ihren Adern für diese Unternehmungen trefflich zu statten. Nicht alle Mauren hatten die Pyrenäische Halbinsel verlassen; Unzählige hatten mit gezwungener oder freiwilliger Taufe sich die Erlaubniss zum Bleiben erkauft, und ihre Nachkommen zogen mit Vorliebe in die neue Welt. Für Sevilla und Lissabon lässt sich sogar ein Negerbestandtheil in der Bevölkerung nachweisen; Mischlinge aus solchem Blut eigneten sich natürlich ganz besonders zu Ansiedlern in den neuen Ländern.

Dazu kam der einheitlich organisirte katholische Clerus, der die Colonisten begleitete, ihnen in die Wildniss vorangehend, die Eingebornen bekehrend, „unter die Glocke bringend“, wie der Ausdruck lautete. Die romanische Colonisation ist wesentlich katholisch.

Die Franzosen haben eine bedeutende und rühmliche Thätigkeit auf dem Felde der Colonisation entwickelt, ohne jedoch grosse Resultate zu erzielen, da sie sich von derselben abwendeten und beinahe ganz darauf beschränkten, sich zu Hause gut einzurichten, als jene eben anfing, grosse Dimensionen anzunehmen. Seit langer Zeit lieferten die deutschen Provinzen Elsass und Lothringen und die baskischen Landestheile vorzugsweise die wenigen transatlantischen Auswanderer aus Frankreich. Selbst in Algier kommen die spanischen und italienischen Einwanderer den französischen an Zahl nahezu gleich. Die kleinen französischen Colonieen in Westindien gedeihen vortrefflich; die grösste französische Colonie in Amerika, Canada, wurde an die Engländer verloren. Bis jetzt hat sich dort das französische Wesen erhalten, und die Colonie zeigt unter englischer Herrschaft ein physisches Wachsthum, das sonst den Colonieen der Franzosen ebenso fremd ist, wie es dem Mutterland fehlt. Es ist nicht allgemein bekannt, dass die französischen Canadier die höchste durchschnittliche Kinderzahl in der civilisirten Welt haben: es giebt dort Familien mit 20—30 Kindern von einer Mutter, ja ich kenne selber einen Fall, wo 34 Kinder von einer Mutter geboren wurden. Und doch ist dieses französische Canada wie ein einsamer Felsen im Meer, der immerwährenden Action einer feindseligen Brandung ausgesetzt, die ihn langsam unterwühlt, bis die Wogen ihn ganz hinwegspülen. Canada liegt in der Zone der nordeuropäischen, germanischen Wanderung, die sich auch im französischen Untercanada allmälig festsetzt. Zuzug aus Frankreich hat seit mehr als 100 Jahren aufgehört, so dass trotz der oben erwähnten enormen Zunahme der habitants doch das numerische Verhältniss derselben zu den englisch redenden Bewohnern der Dominion Canada heute wie 1 : 2 ist.

Bedeutend ist gegenwärtig die italienische Auswanderung, die viele Ziele hat, vornehmlich jedoch nach den Laplatastaaten und dem übrigen Südamerika sich richtet.

Portugal schickt jährlich im Durchschnitt 6000 Aus-

wanderer nach Brasilien, und erhält dadurch die portugiesische Nationalität frisch in jenem grossen Lande.

Die spanische Auswanderung ist gering und geht vorzüglich nach den Philippinen und nach Nordafrika. Dieses wird wiederum durch Romanen der Civilisation gewonnen: Franzosen, Spanier, Italiener, Malteser lassen sich dort nieder; je mehr afrikanisches Blut die Ansiedler in ihren Adern haben, um so erfolgreicher sind sie; je weiter aus dem Norden sie kommen, um so weniger können sie auf Erfolg für sich, und auf Nachkommenschaft rechnen.

b. Die germanische Colonisation.

Die neue germanische Wanderung hält sich dem Charakter des Volkes gemäss den Polen näher. In der alten Ynglingasage heisst es Cap. 5.: „Da Odin vorschauend und zauberkundig war, wusste er, dass seine Nachkommenschaft in der Nordhälfte der Welt wohnen werde.“ Odin ist der Repräsentant des Germanenthums, und mit der Nordhälfte der Erde sind natürlich die hohen Breiten der nördlichen Hemisphäre gemeint. Stellte ich im vorigen Capitel die Papageien als die Leitvögel der neuen romanischen Colonisation auf, so ist es unschwer, Leitvögel für die neue germanische Colonisation zu entdecken: es sind die Raben Odins, die mit Vorliebe hohe nördliche Breiten bewohnen, sich in Island vorfinden, im nördlichen Amerika hausen und jetzt, wie uns H. Elliot in seinem Buch über den Seehundsfang berichtet, auf dem äussersten nordwestlichen Vorposten des Germanenthums, auf den Prybilowinseln nahe der Beringsstrasse als wichtiger Culturerwerb eingeführt werden sollen.

Engländer, Schotten, Deutsche, Holländer und Skandinaven bilden den mächtig dahinbrausenden Strom der germanischen Wanderung, die überwiegend protestantisch ist. Doch muss bemerkt werden, dass sich in derselben auch bedeutende keltische und katholische Bestandtheile finden. Die Kelten hatten in ältesten Zeiten den

äussersten Westen Europas in Besitz genommen. Als die Germanen von Osten nach Westen vordrangen und die keltischen Länder eroberten, hatten deren Bewohner keine Zufluchtsstätte weiter westlich. Erst die Entdeckung Amerikas gewährte ihnen eine solche gegen „sächsische“ Unterdrückung, und sie machten reichlichen Gebrauch davon, wie die Zahlen der irischen Auswanderung, des „Exodus“, zeigen. So sind die Kelten noch einmal die Avantgarde der Westwanderung geworden, über welche hier einige officielle Zahlen folgen mögen.

Es kamen in den Vereinigten Staaten Auswanderer an:

Von	1821—30	106.507
„	1831—40	495.688
„	1841—50	1.597.502
„	1851—60	2.452.660
„	1861—70	2.180.409
„	1871—73	1.100.761
„	1821—73	7.933.527

Rechnet man nun hinzu 1.493.853 Auswanderer nach Britisch-Nordamerika von 1815—1873, so erhält man 9.427.380 Einwanderer nach Nordamerika für einen Zeitraum von 52 Jahren.

Einen solchen gewaltigen Strom der Auswanderung und Colonisation hat die Welt nie vorher gesehen, und deswegen auch noch nie so gewaltige Resultate. Ich gebe hier die officiellen Zahlen über den Anwachs der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten:

1790	3.929.214
1800	5.308.483
1810	7.239.881
1820	9.658.453
1830	12.866.020
1840	17.069.453
1850	23.191.876
1860	31.443.321
1870	38.558.371

Dazu kommen noch für Canada 3.484.924, nach dem Census von 1871, also in runden Zahlen 42 Millionen Menschen mit einem jährlichen Zuwachs von 3 Procent.

Für diese anschwellende Bevölkerung gehen jährlich 14.000.000 Acker der öffentlichen Ländereien in Privatbesitz über, also ungefähr 22.000 englische oder 1000 deutsche Quadratmeilen. Dies entspricht einem jährlichen Vorrücken der Ansiedelungen um $14^1/_5$ englische oder 3 deutsche Meilen, bei einer Front von 22 Breitengraden, nämlich von 30° bis 52° nördlicher Breite. Das gros dieser Armee ist heute gerade in der Mitte des Continents, im mittleren Texas, Arkansas, Kansas, Nebraska, Dakota, Manitoba, angelangt, während die Avantgarde, levissimus quisque et inopia audax, schon bis an die Küsten des Stillen Meeres schwärmt und sich da festsetzt. Wir erleben dort sogar das Beispiel einer rückläufigen arischen Wanderung: der Wandertrieb ist seit Jahrtausenden bei diesen Pionieren so stark geworden, dass sie, an der Küste angekommen, und vorläufig ohne Mittel und Antrieb den westlichen Ocean zu überschreiten, ihren Weg wieder nach Osten nehmen und so eine Verbindung mit der Hauptarmee der Vordringenden anbahnen.

Bald genug hatten Odin's Raben den Germanen verrathen, es gebe auch jenseits des Aequators dem Südpol nahe Länder. Diese zu besiedeln, finden wir die Germanen heute in voller Arbeit. Australien und Neuseeland haben eine schnell zunehmende Bevölkerung von 2 Millionen; schon denkt man ernstlich an die Besitznahme von Neuguinea, und die unzähligen Inseln rund umher gravitiren nach dem neuen Machtcentrum.

In Südafrika sehen wir vor unsern Augen ein mächtiges Reich erstehen, dessen Pioniere die holländischen Boers sind.

Weniger bekannt ist, dass auch das Südende Amerikas gegenwärtig eine germanische Bevölkerung erhält. Patagonien und Feuerland gehören romanischen Staaten; da aber die einheimische Bevölkerung sich nicht zur Besiedelung jener polaren Gegenden eignet, so ziehen die

betreffenden Regierungen nordeuropäische Ansiedler für sie herbei. So haben wir in Chili die deutsche Colonie Valdivia, und auf der Ostseite hat die argentinische Regierung eine ganze Anzahl englischer und wälscher Colonieen gegründet. Die Falklandsinseln mit ihrem unwirthlichen Klima befinden sich heute in blühendem Zustande, nachdem es gelungen ist, Schafe dort zu akklimatisiren, und es lässt sich voraussagen, dass dies der Wendepunkt für jene Länder ist. Die Production grober langer Wolle kann dort mit grossem Profit betrieben werden, und dadurch ist ihre schnelle Besiedelung gesichert.

c. Die slavische Colonisation.

Europa zerfällt in drei ethnographische Gruppen: im Osten wohnen die griechisch-katholischen Slaven, im Südwesten die römisch-katholischen Romanen, im Nordwesten die protestantischen Germanen. Als nun die romanischen und germanischen Völker, angelockt durch die Schätze der neuen Welt, zu Schiff gingen und das Weltmeer durchfuhren, da ergriff auch den slavischen Osten Unruhe, und Lust nach neuen Schätzen. Schiffe und Meer sind bei den Slaven ausser Frage: so folgten diese denn, wie die Romanen den Papageien und die Germanen den Raben, den Zobeln als ihren Leitthieren und kamen auf diese Weise in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Sibirien und bald auch an die Ufer des Grossen Oceans.

Den Zobelfängern folgten die Bergleute und endlich die Ackerbauer, den Kern eines starken Volkes bildend; was von andern Racen lebenskräftig ist, schliesst sich ihnen an, die Uebrigen gehen unter. Interessant ist die Beobachtung Radloff's (Köln. Ztg. Jan. 1872), dass auch in Sibirien das blonde Haar der Arier über das schwarze der Mongolen in der Mischung siegt, während die breiten Gesichter und Köpfe der letztern die ovalen der Russen verdrängen. An einer grandiosen Stelle unseres Planeten befindet sich der äusserste östliche Vorposten der Slaven-

welt, ein Dorf russischer Bauern an der Mündung des Kamschatkaflusses, von zwei mächtigen Vulkanen flankirt. Schon Kittlitz sah vor 50 Jahren blonde Kosakenmädchen in Kamtschatka Heu machen, und Freiherr v. Sterneck sah in einem Samojedenzelt „ein blondlockiges, rothbäckiges Kind“ (Petermann's Mittheilungen No. 4. 1874.) S. 140. l. c. heisst es: „Die Russischen Dörfer findet man mit Kindern angefüllt, weniger die von Syrjänen bewohnten“, während nach demselben Beobachter S. 134. l. c. die samojedischen Ureinwohner „an Zahl bedeutend zusammengeschmolzen sind.“

Wie im vorhergehenden Capitel Zahlen über die germanische Westwanderung mitgetheilt wurden, will ich auch hier das Wenige geben, das über die slavische Ostwanderung an Zahlen aufzufinden war. Ich sehe aus einer Nummer der London Times vom Jahr 1875, dass die Zahl der nach Sibirien Verbannten, die sie freiwillig begleitenden Familienglieder eingeschlossen, für das Jahr 1874 gegen 20.000 betrug. Ferner theilt das Ausland in No. 50 1874 mit, dass Wenjukow in seinem Buch „Die russisch-asiatischen Grenzlande“ die Zahl der von den Russen im Amurland vorgefundenen Bevölkerung auf 12.600 angiebt. Nach demselben gab es dagegen 1869 daselbst 18.519 Kosaken und 25.870 Bauern, welche mit Ausnahme von 3.900 Personen freiwillig gekommen waren. Die Gesammtzahl der russischen Ansiedelungen am Amur und Ussuri betrug damals gegen 178.

Man sieht aus diesen Zahlen, dass die arische Ostwanderung sich bis jetzt an Umfang nicht im entferntesten mit der arischen Westwanderung messen kann. Dies liegt auch mit daran, dass die russische Regierung die Hauptmasse der Auswanderer nach Süden leitet. Im Kaukasus wohnen schon 2 Millionen Russen; derselbe bietet in seinen höhern Lagen vortrefflich geeignete Gegenden für russische Auswanderer, während dieselben in der feuchten, heissen Niederung verkommen.

Im Augenblick dirigirt die russische Regierung eine

zahlreiche Auswanderung nach den neueroberten centralasiatischen Chanaten.

Die russische Colonisation und Assimilation bedeutet natürlich die gleichgrosse Ausdehnung der griechisch-katholischen Kirche, da Volksthum und Nationalität sich dort decken.

Im Allgemeinen lässt sich die Bemerkung über die europäische Wanderung machen, dass Germanen seit den ältesten Zeiten und jetzt noch sich am wenigsten geneigt zeigen, legitime Verbindungen mit Nichtariern einzugehen, während Kelten und Slaven weniger Abneigung gegen solche Verbindungen an den Tag legen.

Die Russen hatten im Verfolgen der Pelzthiere die Beringsstrasse überschritten und dort in Russisch-Amerika Niederlassungen gegründet. Durch Vertrag von 1868 wurden diese jedoch an die Vereinigten Staaten abgegeben, und Russland ging über die Beringsstrasse zurück. Nimmt man eine Karte zur Hand, so sieht man, dass Russland, von Norwegen bis zur Beringsstrasse, so ziemlich die Hälfte aller Länder um den Nordpol besitzt, die andere Hälfte gehört den Germanen. Die Beringsstrasse hat so eine grosse Wichtigkeit in politischer und ethnographischer Beziehung erhalten, die dadurch zum Ausdruck gelangen sollte, dass man den 0-Meridian durch sie legt. Man erlaube mir an dieser Stelle einige Worte über die jetzt viel besprochene Frage. Mir scheint dieselbe res judicata zu sein. Wo der Tag der civilisirten Welt anfängt, dort ist natürlich der 0-Meridian. Dies geschieht aber an der Ostküste Asiens. Wenn die englischen und nach ihnen die Schiffe der andern civilisirten Nationen 180° von Greenwich ihr Datum ändern, so benutzen sie eben eine abgeleitete, secundäre Linie ohne eignen Werth, ein Surrogat für die bedeutungsvolle Mitternachtlinie der civilisirten Welt, welche durch die Beringsstrasse läuft. Um dieser Linie ihre ganze Bedeutung zu geben, müsste man sodann westlich bis zu ihr zurück 360 Längengrade zählen.

Capitel XXI.

Die Culturzonen.

Ich habe in den vorstehenden Capiteln gezeigt, wie sich Ströme romanischer, germanischer, slavischer Ansiedler über die Erde ergiessen und dieselbe in Besitz nehmen, seit sie vollständig geöffnet ist. Natürlich ist das Woher, die Nationalität der neuen Ansiedler, von hoher Wichtigkeit, es giebt jedoch noch andere Elemente, welche bei der Bildung neuer Gemeinwesen in Betracht kommen. Die physische Beschaffenheit, Boden, Klima ist gleichsam der Aufzug, Pflanzen, Thiere, Menschen sind der Einschlag des historischen Gewebes. Seit unvordenklichen Zeiten, lange ehe es Menschen gab, verbreiten sich Pflanzen und Thiere über diejenigen Theile der Erde, welche ihrer Organisation zusagen. Jetzt hat der Mensch diese Angelegenheit in die Hand genommen, um für seine Zwecke zu beschleunigen, was sonst nur langsam und allerlei Zufällen ausgesetzt vor sich gehen würde: er versucht überall nützliche Pflanzen und Thiere, und vor Allem sich selber zu akklimatisiren.

Die Pflanzen- und Thiergeographie belehrt uns über bestimmt begrenzte Zonen für alle Organismen, in welchen dieselben gedeihen, ausserhalb welcher sie umkommen. Wo eine Pflanze oder ein Thier am besten gedeiht, dort ist nach Schouw's glücklichem Ausdruck ihr Paradiesklima, aber die Zone ihres Fortkommens überhaupt ist natürlich breiter.

So giebt es denn auch für die Arier ein Paradiesklima: es ist die kühle gemässigte Zone, in welcher ihre Urheimath liegt, und in der sie schon heute westlich und östlich an die Gestade des Grossen Oceans vorgedrungen sind. Gras und Getreide, Obst, Kühe, Pferde, Schafe, Schweine gedeihen in jener Zone auf's Beste, mit ihnen und durch sie die Arier. Von dieser Zone aus, als Basis, erobern sie die Welt. Ich fand einst auf einem losen

Blatt folgenden Reim, der mich wahrhaft sibyllinisch anmuthete:

> Nature gave to the dweller with the pine
> Dominion over palm and vine.

Man könnte denselben übersetzen:

> Hoch über Palm' und Rebe thront,
> Wer bei den grünen Fichten wohnt.

In dieser Zone der Fichten und Eichen, des Grases und Getreides, des Obstes, der Rinder und Pferde umgiebt ein „Zodiacus grösster Reiche“ die Erde: die Constellationen Leo, Aquila imperialis, Ursa major, Aquila haliaetos leuchten dort in immer hellerem Glanz.

Die Arier scheuen sich nicht, von hier aus auch polwärts zu gehen, in eine Zone, in der nur noch geringer oder gar kein Getreidebau stattfinden kann, und Gras und Heu die ökonomische Grundlage der Existenz bilden; statt des Obstes giebt es dort nur noch Beeren von allerlei Art. In Nordamerika werden heute diese nördlichen Gegenden von Einwanderern aufgesucht, Manitoba z. B. In Sibirien gehören die Jakuten mit ihrer gar nicht zu verachtenden Cultur dieser Zone an, bei denen sich die Russen eindrängen. Leopold v. Buch sagt in seiner Reise durch Norwegen und Lappland, die Quänen, d. h. Finnen, hätten seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts den Ackerbau um Alten in Finnmarken eingeführt, und immerwährende Nachwanderung von Quänen lasse die Lappen fürchten, jene würden endlich ihr ganzes Land besetzen.

Weiter nach Norden wird das Gras durch Renthiermoos ersetzt, Kühe und Pferde durch Renthiere. Man sollte die Menschen dort für sicher halten vor dem begehrlichen Eindringen der Arier; dem ist jedoch nicht so, wie uns unter Andern Freiherr v. Sterneck belehren mag (Petermann's Mittheilungen Nr. 4. 1874. S. 134): „Die Samojeden, welche einst das ganze Land vom rechten Ufer der Dwina bis zum Jenissei und vom Ural bis zum Eismeere bewohnten, und dort als Nomaden mit ihren Renthierheerden lebten, wurden allmälig von den sich

immer mehr ausbreitenden Russen und Syrjänen aus ihren Wohnsitzen verdrängt, so dass sie gegenwärtig fast nur auf der Kanin-Halbinsel, dann gegen Waigatsch zu an den Ausläufern des Ural und endlich am nördlichen Obi unstet hausen. Durch ihre Leidenschaft für geistige Getränke, welche von den Russen und Syrjänen zum eignen Vortheil ausgebeutet wurde, sind sie nicht nur an Zahl bedeutend zusammengeschmolzen, sondern haben auch alle ihre Renthierheerden eingebüsst. Die Heerden sind in den Besitz der beiden culturfähigeren Völker übergegangen, und die einstigen Besitzer sind grössentheils nur noch dienstbare Hirten derselben.“ Die Syrjänen verdanken ihre Superiorität über die Samojeden offenbar der starken Beimischung arischen Blutes, da sie, wie in einem frühern Capitel auseinandergesetzt wurde, nach Norden vertriebene Skythen sind. Sie stehen jedoch an Lebenskraft hinter den Russen zurück und gehen deshalb in diesen auf. Eine schöne Erklärung für dieses, auf den ersten Blick verwunderliche Vordringen der Arier nach Norden finden wir an demselben Ort S. 139. v. Sterneck sagt dort: „Die Natur hat hier im Norden zwar dem Menschen die Genüsse wärmerer Zonen versagt und stiefmütterlich für seine Behaglichkeit gesorgt, sie entschädigt ihn aber durch das Gefühl der ungebändigten Freiheit, stählt seinen Körper für die Ertragung des mannichfachen Ungemachs und macht ihm die erstarrte Erde mit den unermesslichen finstern Wäldern, dem Ueberfluss an edlem Wild, den zahlreichen Heerden und fischreichen Flüssen zu einer theuren Heimath.“

An den Meeresküsten ist es der ungeheure Fischreichthum nordischer Meere, welcher eine arische Bevölkerung anlockt. Im Journal der Berliner geographischen Gesellschaft finden sich folgende Angaben über das Vordringen der Norweger nach Norden. Im Jahr 1845 gab es in Finnmarken und Tromsoe 16.500 Norweger, im Jahr 1865 aber 50.000, also eine Verdreifachung derselben in 20 Jahren. Die Zahl der Lappen stieg in demselben Zeitraum von 14.464 auf 17.300, zeigt also nur eine schwache Zunahme.

Die Proportion der beiden Racen war also für das letzte Jahr schon wie 3:1. Seit jener Zeit hat aber das arische Element sehr bedeutend zugenommen, so dass die Lappen nur noch als Bestandtheil einer gemischten Race fortleben werden.

Ganz ebenso war es früher in Schweden. Im nördlichen Theil dieses Landes giebt es Gegenden, deren Bewohner ganz den Typus der Lappen und ihrer Mischlinge zeigen, aber schwedisch sprechen und Ackerbau treiben. Dieser Process würde sich auch heute noch lebhaft fortsetzen, wenn die Regierung nicht den Schweden verboten hätte, nach Finnmarken auszuwandern; natürlich kann ein solches Verbot nicht für alle Zeiten aufrecht erhalten werden.

In Russisch Lappland bemerkte Middendorf schon vor 40 Jahren zahlreiche Mischlinge von Russen und Lappen.

Um die Dürftigkeit des vegetabilischen Lebens jener Zone zu charakterisiren, will ich anführen, dass ein abgeweidetes Revier 10—30 Jahre braucht, um wieder Moos genug für Renthierheerden zu haben. Die Hauptsache ist eben das animalische Leben, das reich genug ist, um die Menschen noch weiter nach dem Pol zu locken. Dort wächst nicht einmal Renthiermoos genug, um gezähmte Heerden dieser Thiere zu ernähren; der Mensch hat nur den Hund als Zugthier, den er mit Fischen nährt. Und selbst hierher sind die Arier gedrungen und haben sich zu Herren gemacht, wie Sibirien, Grönland, Labrador, die Hudsonsbailänder beweisen. Am Mackenziefluss leben nach Angabe eines französischen Missionärs 10.000 Indianer und 1000 Weisse und Mischlinge. Interessant ist die Angabe von Rink in seinem ausgezeichneten Buch über Grönland, die Mischlinge von Dänen und Eskimos sähen aus wie Südeuropäer: ähnliche Mischungselemente bringen Aehnliches hervor.

Ich habe hier vier Culturzonen zu charakterisiren gesucht: die Normalzone der Arier und drei andere nach dem Pol hin. Je weiter sich die Arier von ihrer Zone entfernen, um so kleiner wird ihre Zahl sein, um so vor-

-wiegender in der Bevölkerung das dunkle Element. Nur die arische Sprache setzt sich überall durch, das geistige Leben formulirend, alle nichtarischen Sprachen verdrängend, die heute sämmtlich auf dem Aussterbeetat stehen.

Wenden wir uns nun von der arischen Normalzone dem Aequator zu, so kommen wir zunächst zu einer Zone, in welcher unter dem Obst die Birne den Apfel an Bedeutung übertrifft, und der Wein hinzutritt, wie auch die essbare Kastanie. Als Zugthier wird der Maulesel mit Vorliebe verwandt. Auf diese folgt die Zone der Orangen, in welcher der Esel das Hauptlastthier ist, also Syrien und der maritime Rand Nordostafrikas. Dann kommen die Wüstenländer mit ihren Datteln und Kameelen; endlich die Tropen mit Bananen und Elephanten als charakteristischen Erzeugnissen und Lastthieren. Ich will nicht unterlassen, hier den Haussperling zu erwähnen, der als getreuer Begleiter der ackerbauenden Arier mit ihnen um die Erde zieht und auf seinem Westweg jetzt bis Nebraska vorgedrungen ist, während er auch in Sibirien dem Stillen Meer zueilt. Die Elster, die Genossin der arktischen Fischer und der Renthiernomaden, ist schon längst auf der nördlichen Erdhälfte circumpolar.

Wie nach dem Pol hin Kälte, Schnee und Eis den Fortschritt der Arier aufhalten, so thun es nach dem Aequator zu Hitze und Feuchtigkeit, gefährlichere und mächtigere Gegner wie jene. Ich habe früher angeführt, wie es ein Lieblingsbild classischer Schriftsteller in Bezug auf die von den Alpen herabkommenden Arier ist, dieselben mit Schneeflocken zu vergleichen, welche die südliche Sonne wegschmilzt: „Die Sonne leidet kein Weisses mehr.“ Im Zendavesta heisst es: Der Norden ist das Land des Reichthums, der Süden das Land des Todes. Reine, unvermischte Arier hätten deshalb nun und nimmermehr bis nach dem südlichen Indien in Masse vordringen und in ihren Nachkommen überleben können; wohl aber konnten und können das ihre Mischlinge. Die Arier sind so fruchtbar, so voll Kraft und Leben, dass stets ein Ueberschuss

von Volkskraft vorhanden ist, welcher Verwendung nach Aussen sucht. Der schöne Süden war stets verlockend für dieselben, und daher die ewigen, unzählbaren „Vorstösse“ nach Süden. Wenn auch die meisten dieser Expeditionen unglücklich abliefen, so blieben doch immer einige Arier auch im fernen Süden, zumal in den Gebirgsregionen, die natürlich die Zonen gleicher Pflanzen und Thiere unregelmässig gestalten.

In neueren Zeiten haben Engländer und Holländer ein System schnell wechselnder Beamten und Soldaten in ihren tropischen Besitzungen eingeführt, welches dem Norden erlaubt, einen bedeutenden günstigen Einfluss in jenen Ländern ohne zu grosse Opfer an Menschenleben auszuüben.

Ihre heimathliche nördliche Erdhälfte genügt natürlich den Ariern nicht: sie wollen das Ganze haben. Deswegen etablirten sie in den gemässigten Gegenden der südlichen Hemispähre eine neue Basis, von welcher aus sie nach dem Südpol und dem Aequator vordringen. Die Linie dieser Basis wird durch Argentinien, Chili, das südliche Australien, Neuseeland und Südafrika bezeichnet. In Afrika giebt es nach dem Pol zu gar nichts zu besetzen, in Australien nur wenige öde Inseln; aber das südliche Amerika bietet, wie ich schon erwähnte, begehrenswerthe Länder zwischen den jetzigen Ansiedlungen und dem Pol.

Der moderne Verkehr, Dampf und Elektricität bringen schnell in derselben klimatischen Zone eine Uebereinstimmung der Pflanzen, Thiere, Menschen hervor; kaum kann eigenthümliches Leben sich noch irgendwo in derselben Zone erhalten. Wohl aber besitzen die einzelnen Zonen in ihrer natürlichen Verschiedenheit eine nie zu überwindende Schranke gegen Einerleiheit des Lebens auf der ganzen Erde. Anstatt sich zu verwischen, treten die Scheidungslinien immer schärfer hervor, werden markirter und deutlicher. So findet z. B. seit Jahrhunderten und noch gegenwärtig ein Scheidungsprocess zwischen Germanen und Romanen in der Nähe der Alpen statt. Was auch der Patriot darüber denken mag, der Ethnograph muss zuge-

stehen, dass die Tendenz dort ist, den Kamm der Alpen zur Grenzlinie der Racen zu machen. Einst reichten deutsche Ansiedlungen bis an die Thore von Verona; heute geht dort ein deutscher Ort nach dem andern an die Wälschen verloren. Balkan und Kaukasus zeigen uns ganz analoge Erscheinungen: sie sind Demarkationspunkte einer Linie, die sich einst über die nördliche Erdhälfte erstrecken wird. Der streng mathematische Parallelismus der Zonen ist natürlich ausser Frage, da die Gebirgszüge hier störend und verwirrend eingreifen, welche polares Klima sogar unter dem Aequator hervorbringen.

Das ethnographische Menschheitsspectrum würde sich also ungefähr so darstellen: in der Mitte zwischen Aequator und Nordpol, jedoch dem letztern näher, ein breites Band heller, blonder Völker rings um die Erde; von da aus nach Nordpol und Aequator zu Bänder immer dunkler werdender Völker. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich auf der südlichen Erdhälfte, gleichsam als Reflex der erstern, wie ein secundärer Regenbogen.

Anders zeigt sich das linguistische Menschheitsspectrum. Hier ist die offenbare Tendenz, nach den Polen zu arische Ursprachen zu haben, germanisch und slavisch; auf beiden Seiten des Aequators romanische Sprachen, und zwar portugiesisch dem Aequator zunächst.

Ich nehme also für Ausbreitung der arischen Sprache viel grössern Raum für die Zukunft in Anspruch, als für die Ausbreitung des physischen Typus der Arier. Dies aber thue ich schon aus dem einfachen Grunde, weil ich als Gesetz in der ganzen Geschichte erkannt und nachgewiesen zu haben glaube, dass sich die arische Sprache stets viel weiter und gründlicher ausbreitete, als der physische Typus der Arier. Für den letztern giebt es einschränkende Gesetze in der Natur, für die erstere nicht; sie kann, in Modificationen allerdings, überall auf der Erde, von den Polen bis zum Aequator erklingen, und allem Anschein nach wird sie es.

Am Schluss dieses Capitels möge eine ungefähre Be-

rechnung über die Anzahl der Menschen mit überwiegend arischem Typus und der arisch Sprechenden für die Gegenwart stehen. Nimmt man bei Keltogermanen und Slaven $^7/_{10}$ der Bevölkerung als mit überwiegend arischem Typus an, bei den Romanen aber $^3/_{10}$, so erhält man praeter propter 200 Millionen Menschen mit überwiegend arischem Typus, in Bezug auf Colorit wenigstens, während die andern 1200 Millionen dem dunkeln Typus angehören. Was diese 200 Millionen von dunkelm Blut in sich haben, wird ausgeglichen durch das arische Blut in den Adern der andern.

Ganz anders stellen sich die Zahlen, wenn wir fragen, wie viele Menschen heute arische Sprachen sprechen und damit in den Culturbereich der Arier gezogen sind. Wir dürfen die Anzahl dieser getrost zu 500 Millionen anschlagen. Denn nehmen wir die Bevölkerung Europas mit 300 Millionen an, und die Indiens mit 200 Millionen, so haben wir 500 Millionen; wobei vorausgesetzt wird, dass die Völker nichtarischer Zunge in beiden geographischen Abtheilungen von arisch Sprechenden in andern Theilen der Erde ersetzt werden.

Capitel XXII.

Schluss.

Ich bin am Ende meiner Untersuchungen angelangt, und will nun wiederholen, was sich als Resultat derselben zu ergeben scheint.

Die einer Wurzel entsprossenen Menschenstämme variiren mit ihrer Ausbreitung im Raum während der langen verflossenen Zeitperioden.

So muss sich in Osteuropa eine dolichocephale Race mit dem so charakteristischen Hinterhaupt gebildet haben.

In den Rokitnosümpfen am Pripet, in den Sumpf-

landschaften Lithauens tritt Semi-Albinismus massenhaft unter diesen Dolichocephalen auf und macht sich, ganz allgemein werdend, zu einem Racenmerkmal.

Die Sprache kann erst angefangen haben, nachdem diese Dolichocephalen von den andern Racen getrennt waren, denn nichts Gemeinsames ist aufzuweisen zwischen der arischen und den andern menschlichen Sprachen.

Der breite Waldgürtel, welcher sich in mittleren Breiten um die ganze nördliche Erdhälfte zieht, ist der Mutterboden der Arier, welche ein reichbegabtes Waldvolk sind, gegenüber dürftig begabten Steppenvölkern.

Mann kann drei Stufen menschlicher Entwickelung annehmen. Die erste wird von allen Racen und Stämmen erreicht: Feuer und Steinwaffen sind ihre Signatur.

Aus dieser allgemeinen Masse erheben sich drei Völker zu höherer Cultur: die Chinesen, Babylonier-Assyrer, Aegypter. Was man menschliche Cultur nennt, ist von diesen Völkern geschaffen worden; von jedem derselben selbstständig, wie es scheint. Metallbearbeitung und Schrift sind die Signatur derselben.

Nun brechen die rohen, ungebildeten, aber edlen Arier aus ihren nordischen Wäldern hervor, berühren sich mit babylonischer und ägyptischer Cultur freundlich und feindlich, werfen jene alten Culturreiche über den Haufen, nehmen aber alle höhern Bildungsmomente in sich auf und führen die Cultur weiter, höhere Ziele in Kunst, Wissenschaft und Politik erreichend, als ihre Lehrer.

Zum Feuer und zur Schrift erfinden die Arier die elektrische Feuerschrift, welche dem Gedanken Allgegenwart auf der Erde verleiht.

Sie, die Letztgekommenen, entfalten eine solche Kraft, Macht, einen solchen Reichthum des Geistes, dass man unbedenklich die Weltgeschichte eintheilen muss in eine vorarische und eine arische Periode. Die ihrer Natur nach kühlen nordischen Arier kommen in die Weltgeschichte und machen dem alten Leben ein Ende, wie die Eisperiode der Geologen die Tertiärzeit beendet. Wie die Gletscher an

der warmen Sonne schmolzen, so ist auch der grössere Theil der Arier im südlichen Klima dahin geschmolzen; wer wollte aber läugnen, dass ein edleres Leben den von den Gletschern durchfurchten Fluren entsprosste? So hinterliessen die Arier die mächtigen und wohlthätigen Folgen ihres Waltens selbst da, wo wir heute äusserlich kaum Spuren von ihnen aufzufinden vermögen. Sie sind seit Jahrtausenden schon die active Menschheit, der alle Initiative in der Geschichte gehört, die Erben aller vorangegangenen Geschichtsperioden und Culturen, die Schöpfer aller künftigen. Wenn die ehernen Gesetze der Natur ihnen versagen, überall auf der Erde, in allen Zonen heimisch zu werden, so können diese doch nicht verhindern, dass der arische Geist ordnend und waltend überall eingreift, dass die arische Sprache mit Ausschluss aller andern Sprachen sich zur herrschenden auf der ganzen Erde macht.

Die massgebende Bedeutung der Arier in der Weltgeschichte kommt natürlich auch geographisch zum Ausdruck. Die praehistorischen Zeiten der Menschheit haben die ganze Erde zum Schauplatz; für die zweite Periode, die der erwachenden höhern Cultur, erhalten wir als Hauptschauplatz das subtropische Mesopotamien und Aegypten. Die Hauptvölker der dritten Periode, die arischen Griechen und Römer, wohnen weiter nördlich am Mittelmeer, während die Herrscher der vierten Periode nördlich von den Alpen wohnen. Die Arier besitzen die Kraft und Macht, die politische Herrschaft der Erde nach ihrer eigenen Zone gravitiren zu machen, dorthin wo „die starken Wurzeln der Kraft“ des Herrenvolkes der Erde sind.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

